Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Sechszehnter Band.

Reise durch England und Schottland.

Zweiter Theil.

Mit Königlich Würtembergischem Privilegium.

GEWERBS-VEREI

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

R e i s e

durch

England und Schottland.

Zweiter Theil.

Fortsetzung
der
Reise durch England.

Bristol.

Die Reise von Gloucester nach Bristol ist eine der angenehmsten und der Charakter der Gegend völlig von dem des übrigen Englands verschieden. Sie ist mannichfaltiger, südlicher. Grün ist nicht mehr só ganz die prädominirende Farbe, obgleich die Vegetation sich auch hier in höchster Pracht darstellt. Schönere, größere Bäume als irgendwo, in gedrängten Gruppen, viele große Pflanzungen von Obstbäumen, mit Mauern statt der gewöhnlichen Hecken eingefaßt, zeichnen sie vor allen andern in Großbrittanien aus.

Hier glüht der Goldpipin, der Stolz Englands, zwischen dem hellgrünen Laube, und seufzt

im Herbst unter der Presse, um später als Cider die Herzen des Mittelstandes, der die theuern französischen und portugiesischen Weine nicht bezahlen kann, zu erfreuen. Hier reift die Birne auf hohen stattlichen Bäumen und liefert den Perry, der oft unter der Maske sprudelnden Champagners von den Weinhändlern theuer verkauft wird.

Der schöne Strom Avon belebt die herrliche Gegend, kleinere Schiffe schweben auf seiner silbernen Fläche. Nahe bei Bristol wird er tief genug, um selbst große Schiffe von vierzig bis funfzig Kanonen zu tragen; acht englische Meilen weiter hin, in einer der reizendsten Gegenden, fällt er in den Severn-See, eigentlich einen Meerbusen, der hier tief in's Land geht. Bristol's Umgebungen sind unstreitig die schönsten in England; denn alles ist hier vereint, das Meer, der schiffbare Strom, und Berg und Thal, Feld und Wald im höchsten Reichthume, den weiser Fleiß und ein vortrefflicher Boden nur gewähren können.

Die Stadt schien uns größer als Edinburgh. Straßen und Plätze sind breit, wohlgepflastert,

voll regen Lebens, umgeben mit schönen Privathäusern sowohl, als öffentlichen Gebäuden und Kirchen, unter denen die Kathedrale und die von St. Mary Radcliffe als ehrwürdige gothische Gebäude sich auszeichnen. Das Theater ist groß, bequem und elegant, so auch das in der Vorderseite mit korinthischen Säulen verzierte Gebäude, in welchem unter der Aufsicht eines Ceremonienmeisters die Assembleen und Bälle während der hiesigen Badezeit statt haben.

Man vergleicht Bristol mit Rom; denn wie jene Königin der Städte, thront es ebenfalls auf sieben Hügeln, und einige davon gewähren von ihren Gipfeln eine sehr schöne Aussicht in das Land rings umher. Die Straßen, die hinauf führen, sind aber größtentheils sehr steil. Außer dem schiffbaren Avon strömt auch noch ein kleinerer Fluß, der Frome, durch die Stadt; hübsche steinerne Brücken führen über beide Gewässer. Der Quai am Hafen ist prächtig, ein Meisterwerk seiner Art; aber schaudernd wandten wir uns von seinem Anblick; denn hier war der Ort, von welchem aus die unmenschlichste Gewinnsucht Schiffe zum Sclavenhandel ausrüstete,

der Bristol's Einwohner einst bereicherte. Blut und Seufzer von Millionen Menschen kleben an diesen Steinen. Indem wir dieses bedachten, wurde es uns unmöglich, heitern Muthes die schönen Docks zu bewundern, welche hier, wie in Liverpool, Schiffe aus allen Gegenden der Welt sicher und bequem beherbergen.

Eine der schönsten Partien um Bristol gewährt Kingsweston, der Landsitz des Lord Clifford. Die Façade des Hauses ist groß und stattlich, wenn auch etwas schwerfällig und mit Verzierungen überladen; wir mochten uns aber mit näherer Betrachtung desselben nicht aufhalten; sogar die schönen Anlagen durchliefen wir nur flüchtig, so mächtig zieht hier die einfache Natur rings umher von der ab, welche die Kunst zu schmücken versuchte. Kingsweston liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe. Blickt man von oben herab, so bietet sich von einer Seite dem Auge ein reizendes Thal dar, ausgestattet mit allem dem Reichthum, aller der Cultur, welche England zu einem der schönsten Länder Europens machen, und liebliche Hügel, mit aller Pracht der üppigsten Vegetation geschmückt, scheiden die-

sen reizenden Punkt der Erde von der übrigen Welt. Von der andern Seite der Anhöhe von Kingsweston sieht man den hier mächtigen Avon sich majestätisch hinwinden durch ein jenem Thale ähnliches Paradies. Schiffe aus allen Gegenden der Welt, umtanzt von Gondeln und kleinen Schifferbarken, schweben auf seiner silberblinkenden Fläche. Lange verfolgt hier der Blick den Lauf des Flusses, sieht ihn immer mächtiger, immer breiter werden, sieht, wie die Felsen zu den Seiten immer pittoreskere, immer romantischere Formen annehmen, wie, ganz in blauer Ferne, das Meer zuletzt die Aussicht und zugleich den Lauf des schönen Stroms begrenzt, indem es ihn in seinen Schoos aufnimmt und auf ewig mit sich vereinigt. Lange waren wir in diesem bezaubernden Schauspiel verloren; endlich nahmen wir unsern Weg durch den mit ehrwürdigen Bäumen besetzten Park des Lords Clifford zu einem noch höhern Hügel, Penpoll genannt. Noch einmal genossen wir hier dieselbe Aussicht, nur von einem andern Standpunkt aus gesehen, und noch reicher, noch ausgebreiteter noch entzückender.

Ein sehr angenehmer Weg führt von da nach Clifton. Man nennt Clifton ein Dorf, aber es ist ein Dorf, wir möchten sagen, aus Palästen bestehend. Es liegt zerstreut, theils im Thale, theils auf der sonnigen Seite eines Hügels. Die schönen großen Häuser stehen bald in der in England so beliebten Form eines halben Mondes, theils in langen Reihen auf Terrassen, theils einzeln, oder bilden auch breite Straßen und schöne regelmäßige Plätze. Alles dieses ist durch Gärten, Felder, steile, wilde Felsen und sanfte Anhöhen auf das reizendste vermannichfaltigt.

Einige dieser Gebäude werden für immer, oder auch nur den Sommer hindurch von reichen, angesehenen Familien bewohnt; der größere Theil derselben ist zum Gebrauche der Badegäste eingerichtet, deren jährlich eine große Anzahl herkommt, in der Hoffnung, Heil und Rettung in der lauwarmen Quelle zu finden, welche nicht weit entfernt von Clifton fließt. Leider oft vergebens; denn diese Quelle wird gewöhnlich als letztes Mittel gegen das traurigste aller Uebel, die unser kurzes Leben bedrohen, gegen Schwindsucht und Auszehrung, angewandt.

Nirgends häufiger als in England wüthen diese Krankheiten, die fast immer die jüngsten und liebenswürdigsten Opfer sich erwählen, und sie verschönen und verklären, indem sie sie zerstören. So blüht die vom Wurm gestochene Rose oft um so früher und schöner auf. Es ist ein herzzerreißender Anblick, die jungen, ätherischen Gestalten athemlos, halb schon Bewohner einer andern Welt, in diesen elysischen Gegenden über den grünen Rasen hinwanken zu sehen und dann einen Blick auf den nahen Kirchhof, die Ruhestätte ihrer Vorgängerinnen, zu werfen, auf dessen Leichensteinen die Zahlen von zwanzig und fünf und zwanzig Jahren in einer langen traurigen Reihe fast ununterbrochen zu lesen sind.

Hotwells.

Ein sehr steiler Weg führt den Berg hinab nach Hotwells, wo die Quelle fließt und ebenfalls viele schöne Wohnungen für Badegäste erbaut sind. Nahe am Ufer des Avon rauscht

sie mächtig hervor aus einem der Felsen, die in majestätischen Reihen sich von beiden Seiten längs dem Bette des Stroms hinziehen. Ein hübsches Gebäude ist über der Quelle erbaut. Zuerst tritt man in einen Vorsaal, der den Trinkenden zum Ausruhen und zur Conversation dient; hinter diesem liegt das Brunnenzimmer. Ein artiges Mädchen personificirt hier die Hebe und schenkt das gar nicht übel schmeckende, wie Champagner petillirende, lauwarme Wasser. Wenn es zuerst geschöpft wird, sieht es etwas trübe und weißlich ans, wird aber ganz klar, so wie es sich abkühlt.

Eine Menge artiger Kleinigkeiten, auch zum Theil seltene Konchylien, Steine und Mineralien aus den benachbarten Gebirgen stehen hier zum Verkaufe, unter ihnen die bekannten Bristoler Steine, welche in den Ritzen und Spalten der den Avon umschließenden Felsen gefunden werden und sowohl an Glanz als Härte den wirklichen Diamanten sehr ähnlich sind.

Die Aussicht aus dem Fenster des Brunensaals ist beschränkt, aber von ernster Schönheit; wild und hoch strecken die dunkelrothen Marmorfelsen von St. Vincent ihr majestätisches Haupt

hinauf in die blaue Luft. Der Avon drängt sich brausend durch das ihn einengende Felsenbette; ihm gegenüber, eben so furchtbar, in eben so wilden Formen, starren andere, ganz ähnliche Gebirge; es ist als hätte der dunkle Strom hier, um seinen Weg zu bahnen, den Fels gespalten, oder ein Erdbeben, mächtig seine Grundfeste erschütternd, ihn zersplittert. Verfolgt man mit den Augen den Strom, der sich wohl anderthalb englische Meilen weit zwischen diesen Kolossen hinwinden muß, so erblickt man am fernen Horizont die schönen blauen Gebirge von Wales, welche die nicht ausgebreitete, aber höchst romantische Aussicht schließen.

Hinter dem Brunnenhause dient eine schöne, mit Bäumen besetzte Terrasse am Ufer des Avon zur Promenade. Tausend Schiffe kommen dort und gehen; kein Brunnenort hat wohl eine ähnliche Promenade aufzuweisen. Bei kaltem, regnigtem Wetter gehen die Gäste unter einer in Form eines halben Mondes erbauten Colonnade auf und ab, welche auf einer Seite von einer Reihe eleganter Läden begränzt wird.

In Hinsicht der schönen Gebäude erscheint

Hotwells wie eine Fortsetzung von Clifford; wie dort, stehen sie hier einzeln und in schönen Reihen und Straßen vereinigt. Dazu kommen noch die mannichfaltigen Aussichten auf See und Fluß, Berg und Thal; es ist unmöglich mit der Feder auszudrücken, wie überschwenglich reich sich hier die Natur bewies. Aber auch für andere Vergnügungen ist gesorgt. In zwei schönen, zur Aufnahme der Gesellschaft eingerichteten Gebäuden werden jeden Montag und Donnerstag Déjeûners dansants auf Subscription gegeben. Dienstags ist regelmäßig Ball, an den übrigen Tagen füllen Assembleen und Promenaden die müssige Zeit aus.

Wie in den übrigen größern Bädern, präsidirt auch in Hotwells ein Ceremonienmeister; seine Gesetze hängen in den Sälen an der Wand angeschlagen und werden pünktlich gehalten. Sie sind in Hinsicht auf Kleidung etwas weniger streng als in Bath; in der übrigen Etikette, besonders des Ranges, sind beide einander gleich. Die ganze Einrichtung von Hotwells gleicht der von Bath, bis auf wenige Kleinigkeiten; wir verweisen deshalb den freundlichen Leser auf den zunächst folgenden Abschnitt.

Außer den allen Bädern gemeinen Vergnügungen, welche regelmäßige Promenaden, Assembleen, Bälle, Lesebibliotheken und dergleichen gewähren, erfreuen sich die glücklichen Bristoler Brunnengäste noch viel mannichfaltiger Freuden, wenn sie die herrliche Gegend rings umher durchstreifen; denn außer Kingsweston giebt es noch in ganz mäßiger Entfernung viele Orte, die wohl eines mehrmals wiederholten Besuchs werth wären.

Leider waltete über uns das gewöhnliche Schicksal der Reisenden, wir konnten nicht alles Sehenswerthe aufsuchen; aber wer Wochen, vielleicht Monate lang hier verweilt, muß sich manchen hohen Genuß verschaffen können, und unter diesen ist es wohl keiner der geringsten, auf dem silbernen Strome hinzuschiffen. Bisweilen unternimmt die Gesellschaft solche Excursionen, wo die wilden Felsen dann wiederhallen von Musik, welche die Boote begleitet.

B a t h.

Der Weg von Bristol nach Bath ist nur vierzehn englische Meilen lang. Im unaufhörlichen Wechsel der reizendsten Aussichten fährt man, wie in einem Garten, auf den schönsten, ebensten Wegen, durch ein Land von mannichfaltiger hoher Schönheit.

Die Jahreszeit war die günstigste, um alles dies zu genießen, aber nicht um das eigenthümliche Leben kennen zu lernen, welches diese Stadt von den meisten andern unterscheidet. Früher hatten wir im Winter Gelegenheit dazu, und was wir während unsers ersten und zweiten Aufenthalts in Bath bemerkten, finde vereint hier seinen Platz, um unsern Lesern eine zusammengestellte, vollständigere Ansicht dieses merkwürdigen Orts zu geben. Vorher aber noch etwas im Allgemeinen von dem Leben der Engländer in Badeörtern, weil es uns zur Verständlichkeit des Ganzen unentbehrlich dünkt.

Etikette ist in England überall an der Tages-

ordnung. Dem Britten geht es mit ihr, wie den Frauen mit ihrer Schnürbrust, wenn sie sich von Jugend auf daran gewöhnt haben. Sie fühlen sich unbehaglich, wenn der gewohnte Zwang aufhört, und wissen ohne ihn nicht zu leben. Schon mit dem häuslichen Leben ist dieser Zwang auf das engste verwebt; in die heiligsten Bande, die Mann und Weib, Eltern und Kinder mit einander verbinden, ist er unzertrennlich verflochten; wie sollte er in den Bädern fehlen, wo der Britte, ganz gegen seine Natur, unter Unbekannten leben muß! Daß man unter Unbekannten lebt und sich mit ihnen nach einem etwas von dem gewöhnlichen verschiedenen Takte, in etwas anders vorgezeichneten Kreisen dreht, dies ist's allein, wodurch das Badeleben vom Alltagsleben sich einigermaßen unterscheidet. Damit aber ja Niemand von den ihm ungewohnten Takt, die ihm neuen Kreise aus Unbeholfenheit und Unwissenheit verletze, so ist in jedem Brunnenorte ein eigener Ceremonienmeister angestellt; in Bath gibt es deren sogar zwei. Dieser Ceremonienmeister sorgt für alles, er macht gleichsam den Wirth und kommt Jedem höflich entgegen.

Bei den Bällen und überall hält er auf strenge Beobachtung der von der ganzen Gesellschaft für gültig anerkannten Gesetze, in allem, was die Ordnung der dem Vergnügen gewidmeten Stunden, der Kleidung, des Ranges und tausend anderer Zufälligkeiten betrifft. Diese Gesetze sind in den Assemblee- und Ballsälen angeschlagen, damit er sich gleich darauf berufen könne. Tanzlustige Herren und Damen melden sich bei ihm, wenn sie nicht vorher so klug waren, für sich selbst zu sorgen, und verschafft ihnen Partners (Mittänzer) für den ganzen Ballabend. Jede Ursache zum Streit sucht er zu entfernen, jeden schon entstandenen zu schlichten. Unermüdet muß er für Anstand und Sitte wachen.

Man sieht aus allem diesen, es ist nicht leicht, dort Ceremonienmeister zu seyn. Männer, die sich und ihr Vermögen im großen Strudel der Welt verloren, nun allein dastehen und aus dem allgemeinen Schiffbruche nur furchtlose Dreistigkeit, eine imponirende Gestalt, Weltton und einige vornehme Bekanntschafteu gerettet haben, eignen sich am besten zu solchen Stellen, und erhalten sie nach dem Tode oder der freiwilligen Resigna-

tion ihres Vorgängers durch die Stimmenmehrheit der anwesenden Brunnengäste. Das Leben, das sie führen, ist sehr ermüdend, ihr Lohn dafür Achtung im Aeußern, der Ertrag einiger Bälle, die jede Badezeit zu ihrem Benefiz gegeben werden, und von jedem Badegaste ein anständiges Geschenk. Daß sie überall freien Eintritt haben, versteht sich von selbst. Eine goldene Medaille, welche sie an einem Bande um den Hals oder im Knopfloche tragen, dient zur Bezeichnung ihres Amtes.

Eine entfernte Aehnlichkeit mit den englischen Ceremonienmeistern haben die Brunnenärzte in einigen der kleinen deutschen Bäder, wo sie auf Promenaden und an den öffentlichen Tischen Gesunde und Kranke umflattern, alles anordnen, alles wissen, überall sind und nirgends. Die eigentlichen Brunnenärzte fehlen in England gänzlich; man hält sich an die von Hause mitgebrachte Vorschrift seines eigenen Arztes, und nur in ungewöhnlichen Fällen zieht man einen aus dem Orte oder der Nachbarschaft zu Rathe.

Auch öffentliche Spieler giebt es dort nicht, sie werden nicht geduldet, und man hat nicht,

wie in Deutschland, schon vom frühen Morgen, den empörenden Anblick dieser auf Raub ausgehenden Hyänen, und ihrer sinnlosen Beute zu ertragen.

Hat man sich gleich nach der Ankunft im Badeorte häuslich und comfortable eingerichtet, welches in England gar leicht und schnell abgethan ist, hat man Karten an die Badegäste geschickt, die man schon kennt oder deren Bekanntschaft man zu machen wünscht, so bleibt nun weiter nichts übrig, als sich überall zu abonniren, um überall Eintritt zu haben. Zuerst in den Assembleesälen, dann zu den an festgesetzten Tagen statthabenden Bällen, dann zu den Concerten, die in den größeren Bädern auch regelmäßig gegeben werden; vor allen Dingen aber zu den verschiedenen Leihbibliotheken, die man in jedem Badeorte in ziemlicher Anzahl findet. Diese sind der Herzenstrost, die letzte Zuflucht aller, welche mit dem allgemeinen Feinde, der Zeit, sonst nicht fertig zu werden wissen.

Ist früh das Wasser getrunken, welches gewöhnlich während der Promenade in einem der Brunnensäle geschieht, hat man gebadet, en famille

gefrühstückt (öffentliche Frühstücke sind selten), was fängt man dann mit dem langen Vormittage an, bis die zweite Toilette vor Tische beginnt? Reiten, fahren, gehen kann man nicht immer; die wenigen Visiten, die Revue der Putzläden sind bald abgethan. Welch eine Seligkeit, dann einen Zufluchtsort zu haben, wie diese Leihbibliotheken! Man trifft dort immer Gesellschaft; mit Bekannten wechselt man ein paar Redensarten, die Unbekannten starrt man an, und wird von ihnen wieder angestarrt. Und nun noch die Menge Romane, die Zeitungen, Journale, Broschüren, auf's eleganteste ausgestellt, die man entweder dort durchblättert oder mit nach Hause nimmt. Dies ist noch nicht genug. Außer den geistigen Schätzen findet man in diesen Läden noch deren von irdischerem Glanze. Eine Sammlung aller der zahllosen Kleinigkeiten aus köstlichen Metallen und Steinen, die der Modewelt unentbehrlich dünken, und alles was zum Schreiben und Zeichnen dient, vom simpeln Bogen Papier an, bis zum kostbarsten Schreibzeuge oder Portefeuille. Von diesem immer zum Anschauen und zum Verkaufe fertig stehenden Herrlichkeiten

wird sehr oft eins oder das andere lotteriemäßig verspielt, und gewährt so diesen Anstalten ein neues Interesse.

Zu Mittage speist man etwas früher, als in London, weil die Abendvergnügungen schon um sieben Uhr anfangen. Jede Familie besorgt für sich zu Hause ihre Oekonomie selbst, oder läßt sie außer dem Hause besorgen. Einzelne Herren machen sich ihre Partie im Gasthofe. Hin und wieder giebt's auch Häuser, wo die Gesellschaft, die im Hause wohnt, sich zugleich in die Kost verdingt und gemeinschaftlich speist; doch entschließen sich nur Wenige zu dieser Lebensweise, und sie ist nichts weniger als modisch, oder, wie die Britten sagen, stylisch. Oeffentliche Tische lieben die Engländer nicht; nur in kleinen Bädern, wo die Gesellschaft, an Zahl, Vermögen und Vergnügungen beschränkter, mehr zusammenhalten muß, trifft man sie. Damen nehmen immer ungern Theil daran.

Nach Tische wird in den größern Bädern die dritte Toilette gemacht. In der Regel hat jeder Abend der Woche seine feste Bestimmung. Abendessen sind nicht gebräuchlich; um Mitternacht geht

alles zur Ruhe, einige privilegirte Nachtschwärmer vielleicht ausgenommen.

Das Badeleben in England ist weit bestimmter, als in Deutschland: man weiß jeden Tag genau, wie man ihn hinbringen kann, und des zwecklosen Umhertreibens giebt es dort nicht so viel, als in Pyrmont oder Karlsbad. Nur der Sonntag ist ein fürchterlicher Tag. Spiel, Tanz, Musik, alles ist hoch verpönt, alle Laden, alle Leihbibliotheken sind geschlossen; da bleibt denn kein Trost als die Abendpromenade im Salon bei einer Tasse Thee. Die Gesellschaft ist im Durchschnitt sehr einförmig, die Ausländer, die merkwürdigen Menschen fremder Nationen, die unsern Bädern oft ein so hohes Interesse geben, fehlen ganz; einige wenige Ausnahmen abgerechnet, sieht man nur Landeseinwohner. Ein Irländer oder Schotte heißt sogar schon ein Fremder.

In England muß nun einmal alles im Leben dem gewöhnlichen Laufe der Natur entgegenstreben. Der Sommer ward zum Winter, der Winter zum Sommer umgeschaffen, den Abend machte man zum Mittage, die Nacht zum Tage, und um diese allgemeine Veränderung aller Zeiten recht

vollkommen zu haben, beliebte man auch die Badezeit von Bath in den Winter zu versetzen. Vom November bis zum Mai wimmelt es dort von Badegästen, die sich im Kreise stets wiederkehrender Lustbarkeiten bis zum Schwindel umherdrehen. Im Sommer ist's leer, die recht preßhaften Kranken schleichen dann still, traurig und einsam zur heilenden Quelle. Man sieht sie auf den Terrassen und Promenaden an Krücken und auf Podagristenwägelchen die belebenden Strahlen der Sonne aufsuchen. Ihre Anzahl ist nicht gering; aber vereinzelt bemerkt man sie kaum in dem großen Lokal.

Im Winter herrscht Leben und Freude da, wo im Sommer einsame Seufzer traurig verhallen. Viele führt das Vergnügen, Einige auch wohl eine leise Andeutung von Gicht und Podagra nach Bath; der größte Theil der Badegäste aber besteht aus einer eigenen Gattung von Kranken. Wer ein wenig zu schnell und lustig in die Welt hinein lebte, und jetzt in ein paar etwas sparsamer verlebten Jahren seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen denkt, wer bei beschränkten Mitteln den Freuden der großen Welt nicht zu

entsagen versteht, der flüchtet hierher, wo er sie alle findet; freilich in etwas verjüngtem Maßstabe, gegen London gehalten, aber dafür auch unendlich wohlfeiler. Zwar ist es auch hier sehr theuer leben, aber doch immer viel weniger als in London, wenn man in dieser Riesenstadt ein Haus machen muß. Schon in dem Umstande, daß die bergige Lage von Bath Pferde und Wagen entbehrlich, ja ganz überflüssig macht, liegt ein sehr bedeutendes Ersparniß. Nach einigen in Bath verlebten Wintern ist man gewöhnlich wieder zu Kräften gekommen und kann sich von neuem auf einer größern Laufbahn versuchen.

Da die Gesellschaft hier größtentheils aus Mitgliedern der müssigen und eleganten Welt besteht, so ist der Ton derselben so verfeinert und vornehm frivol als möglich. An Glücksrittern fehlt es dabei nicht; diese tragen aber zur Erheiterung des Ganzen bei, wo sie erscheinen. Väter und Vormünder reicher Erbinnen, welche diese bisweilen hierher führen, um sie zu ihrer Erscheinung auf einem größeren Theater vorzubereiten, müssen sich freilich in Acht nehmen. Von Bath aus ward schon manche Reise zum kunstreichen

Schmidt von Gretnagreen vorbereitet oder gar angetreten.

Bath liegt in einem lachenden Thale, rund umschlossen von beträchtlichen Anhöhen, die sich nur öffnen, um dem schönen Strom Avon den Durchzug zu gewähren. Langsam und majestätisch windet er sich, bis zu dem zwölf englische Meilen entfernten Bristol schiffbar, durch Thal und Stadt, erhebt die Schönheit der Gegend und gewährt durch die leichte Communication mit jenem großen Seehafen beträchtliche Vortheile. Von wunderbar einziger Schönheit ist der Anblick der Stadt. Bald ward das Thal zu eng, und sie erhob sich auf die nächsten Anhöhen, höher und immer höher thürmte sie Paläste über Paläste, wetteifernd unter einander an Schönheit und allem Schmucke der neuern Architektur.

Im sonderbaren Kontraste mit diesen leichten luftigen Schöpfungen liegt unten im Thale am Ufer des Avon die alte Kathedrale, zu welcher König Osric schon im Jahre 676 den Grund gelegt haben soll. Ernst steht sie da, in alter Majestät; ihre gothischen Thürme streben, wie aus eigner Kraft, seit Jahrhunderten in's Blaue

des Himmels hinaus, während die bunte neue Welt um sie her die Hügel erklettert und sich groß dünkt.

Die Häuser sind alle von schönen Quadersteinen erbaut, die man ganz in der Nähe in Menge bricht. Alles sieht neu aus, als wäre es gestern erst fertig geworden. Squares, einzelne Reihen Häuser, mehrere Circus, halbe Monde, aus eleganten Häusern bestehend, die unter einem fortlaufenden Dache, ganz symmetrisch verziert, das Ansehen eines einzigen Prachtgebäudes haben, stehen zerstreut, wo Laune der Erbauer oder Zufall sie hinsetzte, oft in sehr beträchtlicher Höhe.

Regelmäßig zu einem Ganzen verbunden ist dies alles nun gar nicht, aber doch unbeschreiblich hübsch anzusehen; ausgezeichnet schön der große Platz, Queen's Square genannt, mit seinen prächtigen, vielleicht ein wenig mit Zierrathen überladenen Häusern, aus deren Fenstern man sich einer schönen Aussicht erfreut. In der Mitte des Platzes umschließen eiserne Geländer einen artigen Garten, dessen sich die Bewohner der umliegenden Häuser zum Spazieren bedienen können; schade, daß ein kleinlicher Obelisk, zu

Ehren des damaligen Prinzen von Wales errichtet, ihn entstellt.

Von Queen's Square geht es sehr steil in die Höhe durch Gay Street zum Royal Circus, einem großen runden Platze. Die ihn umgebenden Häuser sind mit dorischen, jonischen, korinthischen und allen möglichen Säulen aller möglichen Ordnungen verziert oder verunziert. Hinter ihm, noch viel höher, liegt der Royal Crescent; er besteht aus dreißig sehr schönen Häusern, die das Ansehn eines einzigen haben. Sie bilden einen halben Kreis, einfach, im edelsten Styl erbaut, mit einer einzigen Reihe jonischer Säulen. Vor ihnen hin breitet sich ein herrlicher Wiesenteppich und läuft hinab gegen die Ufer des Avon. Eine diesem ähnliche Reihe Häuser, Marlboroughsgebäude genannt, liegt ganz in der Nähe. Der höchste bewohnte Platz in Bath ist der Landsdown Crescent, ebenfalls eine schöne, im halben Monde sich hinstreckende Reihe Häuser. Sie liegen, gleichsam die Krone der schönen Stadt, in schwindelnder Höhe.

Noch mehrere oder gar alle diesen ähnliche

Plätze und Straßen zu nennen, würde ermüdend werden, und vielleicht reicht das hier Gesagte schon hin, um dem Leser eine Idee von dem zu geben, was diese Stadt vor allen andern so sehr auszeichnet. Es ist wahr, ihre so sehr bergige Lage hat viel Unbequemes, aber das herrliche Pflaster, die große Reinlichkeit der Straßen, und Nachts die wunderschöne Erleuchtung mildern diese Unbequemlichkeit gar sehr, und die Polizei wacht auf die musterhafteste Weise über alles, was zur Bequemlichkeit und Ruhe der Brunnengäste beizutragen vermag.

An Fahren in der Stadt ist hier fast gar nicht zu denken. Mehrere der schönsten Straßen, Bondstreet zum Beispiel, sind ganz mit großen Quadersteinen gepflastert und gar nicht für Equipagen eingerichtet. Zu den Assembleesälen, zu beiden Promenaden, die Nord- und Südparade genannt, kann man durchaus nicht zu Wagen gelangen. Doch befürchte man deshalb nicht sich zu sehr zu ermüden: eine Anzahl von Porteschaisen stehen überall bereit; auf den ersten Wink setzen diese sich in Bewegung und transportiren im schnellsten Hundetrott ihre Last bis auf den

höchsten Gipfel der Berge. Sie stehen unter strenger Aufsicht der Polizei, wie die Fiakers in London, sind alle numerirt und einer ziemlich mäßigen Taxe unterworfen, die sie nicht überschreiten dürfen.

Die ganze Stadt ist ein ungeheures Hôtel garni. Alle die schönen Gebäude werden ganz oder theilweise an Badegäste vermiethet. Der festgesetzte Preis eines meublirten Zimmers während der Badezeit beträgt eine halbe Guinee die Woche; ein Bedientenzimmer kostet die Hälfte. Unangenehm ist es, daß man immer die ganze Reihe Zimmer miethen und oft deren sieben oder acht bezahlen muß, während man kaum die Hälfte davon braucht. Es giebt zwar Häuser, welche zugleich ihre Gäste in die Kost nehmen, und in diesen ist man gefälliger und vermiethet einzelne Zimmer; aber freilich muß man auch dort weniger Ansprüche auf Eleganz und Bequemlichkeit machen. Was man außer der Wohnung noch nöthig hat, ist ebenfalls zu vermiethen: Meubeln aller Art, Betten, Porzellan, Küchengeschirr, Hausgeräthe für die Wirthschaft, Silberzeug, Kupferstiche und Gemälde, Gläser und Kronleuch-

ter, Tisch- und Bettwäsche, alles wie man es verlangt, auf das prächtigste, oder zierlich einfach. In Zeit von zwei Stunden kann ein großes Haus mit allem Nöthigen und Ueberflüssigen versehen werden. Ueberall findet man die einladendsten Bekanntmachungen angeschlagen, überall nach londner Sitte, alle Erfindungen des Luxus und der Bequemlichkeitsliebe hinter großen Glasfenstern in schönen Läden zum Verkauf und zur Miethe auf das Zierlichste ausgestellt.

Das Wasser ist sehr heiß. Drei Stunden muß es stehen, ehe man sich hinein wagen darf. Es wird auch getrunken, doch mehr darin gebadet. Der heißen Quellen giebt es drei; man geht, wie in Karlsbad, beim Trinken von der schwächsten zur stärkern allmählich über. Die Aerzte empfehlen dabei die größte Vorsicht. Das Wasser ist klar und schmeckt nicht unangenehm; Nervenübel, Lähmungen, Podagra und Gicht sind die Krankheiten, gegen welche es hauptsächlich angewandt wird. Die Zeit des Trinkens ist Morgens zwischen sechs und zehn Uhr, und dann wieder einige Gläser gegen Mittag. Gewöhnlich trinkt man in dem zur Quelle gehörigen Brunnensaale.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrschte in Bath der ekelhafte Gebrauch, in großen gemeinschaftlichen Bädern, in Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts zu baden. Die Damen verzierten bei dieser Gelegenheit ihre aus dem Wasser hervorragenden Köpfe auf das modernste und vortheilhafteste; Zuschauer standen auf der das Bad umgebenden Galerie, und machten mit den unten Badenden Conversation, um ihnen die Zeit zu vertreiben. Diese großen Bäder existiren noch, vier an der Zahl, aber nur die geringern Classen machen auf die oben beschriebene Weise Gebrauch davon. Das erste dieser Bäder, das Königsbad genannt, liegt dicht hinter dem großen Brunnensaale; eine Reihe dorischer Säulen umgiebt es; es ist fünf und sechzig Fuß lang und vierzig breit, das Wasser hier zwischen ein hundert und ein hundert und drei Grad Fahrenheit heiß. Neben diesem Bade liegt der Königin Bad, es enthält nur fünf und zwanzig Fuß in's Gevierte und ist etwas weniger warm. Das Kreuzbad führt diesen Namen von einem Kreuze, welches ehemals hier stand, und hat einen eignen kleinen Brunnensaal. Mit dieser Quelle, als der

schwächsten, fängt man gewöhnlich an zu trinken. Das heiße Bad hat einhundert und siebzehn Grad Wärme. Privatbäder, Dampfbäder und ähnliche Anstalten sind damit in dem nämlichen Gebäude vereint. Diese Quelle, als die stärkste, wird selten getrunken, der dazu gehörige Brunnensaal ist dumpf und düster.

Die erste Entdeckung der heißen Quellen von Bath verliert sich in's graueste Alterthum. Die alten Britten kannten sie schon und bauten hier eine Stadt, die sie Caer yn ennaint twymyn, die Stadt der heißen Bäder, nannten. Später gaben ihr die Römer verschiedene andere Namen: Thermae sudatae, Aquae calidae, die Angelsachsen nannten sie Akemannus Ceaster, die Stadt der Gebrechlichen. Im Sommer möchte sie noch so heißen; wenn aber jetzt einer jener alten Herren, die sie so nannten, im Winter aus der Ewigkeit plötzlich in einen ihrer Ballsäle versetzt würde, er gäbe ihr gewiß dann einen schönern Namen.

Die Einwohner von Bath haben eine Legende von der Auffindung dieser Bäder, an deren Wahrheit sie, trotz allem Widerspruche, auf's unverbrüch-

lichste glauben. Wir erzählen sie genau so, nicht mehr geschmückt, als wir sie aus dem Munde der Bewohner zu Bath empfingen.

Der achte König der Britten nach Brutus, Lud Hudibras, ein Urenkel des Aeneas, hatte einen einzigen Sohn, der nach ihm den Thron besteigen sollte. Um ihm eine dieser großen Bestimmung angemessene Erziehung zu geben, schickte er ihn nach Athen und ließ ihn dort in allen Künsten und Wissenschaften unterrichten.

Nach einigen Jahren kehrte Bladud zu seinem Vater zurück, hochgebildeten Geistes, bereichert mit tausend Kenntnissen, aber dennoch einer der Unglücklichsten auf der Welt. War es zu anhaltender Fleiß, der ihn seine Gesundheit vernachlässigen ließ, war es die ungewohnte Hitze des Klima, oder hatte Ansteckung das Unglück herbeigeführt, Bladud kehrte zurück befallen von dem schrecklichen unheilbaren Aussatze, dem Fluche der damaligen Zeit, sich selbst ein Gräuel, Allen, die ihm nahten, ein Verderben. Gezwungen von der herben Noth, mit widerstrebendem Gemüthe ließ der Vater ihn in einen abgelegenen Thurm ein-

schließen und verpflegen, damit er das entsetzliche Uebel nicht weiter verbreite und sein Anblick Niemanden erschrecke: denn er war abscheulich anzusehen, und sein Hauch verpestete die Luft. Bladud's freie Seele konnte das Gefängniß nicht ertragen. Er strengte jede Kraft des Geistes und Körpers an, und entkam glücklich bei nächtlicher Weile aus seinem Thurme.

Unerkannt, in armselige Lumpen gehüllt, irrte der Königssohn im Lande seines Vaters umher. Endlich kam er nach Swainswick, einem kleinen Dorfe, unweit der Stelle, wo jetzt Bath liegt. Ein Bauer hatte Mitleid mit dem unbekannten jämmerlich Kranken, nahm ihn in Dienst und trug ihm auf, fern von aller menschlichen Wohnung, an den das Thal umschließenden Bergen die Schweine zu hüten.

Diese Berge waren damals mit herrlichen Buchenwäldern bedeckt, von denen jetzt keine Spur mehr zu sehen ist; doch heißt eine Anhöhe, nahe an der Stadt Bath, davon noch jetzt die Buchenklippe (Beechen Cliff). Die Früchte dieser Buchen veranlaßten den Prinzen, seine Heerde hierher zu treiben. So stand er eines Morgens auf

der Buchenklippe, trübe war der Himmel, schwere dunkle Wolken deckten den Aufgang der Sonne. Wehmüthig dachte Bladud seiner glückverspre- chenden Kindheit, seines jetzigen unabsehbaren Elends, und verging fast vor Jammer.

Da zerriß die Sonne den Wolkenschleier, der sie erst verhüllte, und er ward ihr zur Glorie und erhöhte die Pracht ihres die Welt segnenden Aufgangs. Ein belebender Strahl der Hoffnung fiel mit dem ersten Sonnenstrahle in Bladud's Herz. Er sank nieder unter die hohen Bäume, erhob seine Hände zum Himmel und flehte demü- thig um Abwendung des göttlichen Zorns von sei- nem Haupte, oder um das Ende seines jammer- vollen Daseyns. Da kam plötzlich wildes Schrek- ken unter seine Heerde: wie von unsichtbarer Hand getrieben stürzten sie den Berg hinab und tauch- ten in einen Sumpf am Fuße desselben; mühsam trieb Bladud sie wieder hinauf. Drei Tage nach einander führte er seine Heerde an die näm- liche Stelle, immer sah er dasselbe an seinen Thie- ren, immer eilten sie den Berg hinab, dem Sum- pfe zu. Am dritten Tage bemerkte er, daß die unter ihnen, welche vorher, wie es wohl ihre Art

ist, Hautschäden oder die Raude hatten, jetzt geheilt und glatt waren; er untersuchte die Stelle, wo sie untertauchten, entdeckte die heiß strömende Quelle an dem daraus aufsteigenden Dampfe, und erkannte den gnädigen Fingerzeig des Himmels.

Gläubig und fromm badete er sich nun selbst, und sein entsetzliches Uebel verließ ihn. Nun gab er sich seinem bisherigen Herrn als den Sohn des Königs zu erkennen. Dieser aber glaubte ihm nicht, sondern begleitete ihn zum Könige. Der Vater erkannte ihn und nahm ihn freudig auf. Kurze Zeit darauf, als Lud Hudibras gestorben war, ward Bladud König und zugleich der Gründer der Bäder von Bath, die er nach damaliger Art auf das herrlichste erbaute. Die Legende sagt: daß Bladud sich nach der Zeit ganz dem Studieren und allerhand Künsten ergab. So erfand er die Kunst zu fliegen und erhob sich zu einer ansehnlichen Höhe. Doch einst zerbrach etwas an seinen Flügeln, er stürzte herab, gerade auf den Kirchthurm von Solsbury und brach den Hals, zum großen Leidwesen seiner Unterthanen, über die er zwanzig Jahre weise und glücklich regiert hatte.

So erzählen die Einwohner von Bath noch immer mit glaubigem Gemüthe. Die gelehrten Herren geben sich alle Mühe, ihnen den Ungrund dieser Legende zu beweisen; umsonst, der Glaube an Bladud und sein wunderbares Schicksal läßt sich nicht zerstören, obgleich man zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein altes Monument wegnahm, welches ihn mit seinen Schweinen vorstellte. Im Königsbade steht seine 1699 errichtete Statue, mit folgender wunderlichen Inschrift in englischer Sprache:

Bladud
Lud Hudibras Sohn
Achter König der Britten nach Brutus,
Großer Philosoph und Mathematiker,
Entdecker und Begründer dieser Bäder,
860 Jahre vor Christi Geburt,
Das heißt
2559 Jahre vom gegenwärtigen
1699.

Bath war zur Zeit der Königin Elisabeth zwar ziemlich bekannt, doch nicht bedeutend. Im Jahre 1700 hatte es nur ein Haus mit großen Schiebefenstern, und auf den Bällen tanzten höchstens zehn Paare. Einem einzigen Manne, Ri-

chard Nash, war es vorbehalten, es zu seiner jetzigen Pracht und Größe zu erheben. Deshalb ist es wohl billig, seiner hier neben Bladud in Ehren zu gedenken.

Richard Nash, im Jahre 1674 zu Swansea in Glamorganshire von wohlhabenden angesehenen Aeltern geboren, ward schon im sechszehnten Jahre nach Oxford auf die Universität geschickt. Er sollte die Rechte studieren, fand das aber sehr langweilig. Freude war seine Göttin, ihr opferte er alle seine Zeit. Eine zärtliche Verbindung mit einer ihrer Priesterinnen veranlaßte seine Aeltern, ihn von Oxford wegzunehmen, und da sie seinen Widerwillen gegen die ihm von ihnen vorgezeichnete Bahn einsahen, ihm nach englischem Gebrauch eine Fähndrichsstelle bei der Armee zu kaufen.

Die glänzende Uniform gefiel ihm allerdings besser, als die halb mönchische Tracht der Oxforder Studenten, aber desto weniger behagten ihm die Subordination, das Wachehaben und mehrere mit seinem Stand verbundene Pflichten; sein niederer Rang, als Subaltern-Officier, war ihm bei den Damen und in den höhern Zirkeln hin-

derlich, er entsagte also dem Kriegsgotte und schwor auf's neue zur Fahne der Themis.

Er trat in die Gesellschaft der Rechtsgelehrten von Middletemple in London. Hier ward ihm bald eine Gelegenheit, sein eigentliches Talent geltend zu machen. Die Gesellschaft, zu welcher er jetzt gehörte, wollte einem alten Gebrauche gemäß den Prinzen Wilhelm von Oranien bei seiner Thronbesteigung mit einem maskirten Aufzug, im Geschmack der damaligen Zeit, empfangen. Nash wurde für den Fähigsten erklärt, dieses Fest zu ordnen und zu leiten. Er that es und machte seine Sache so gut, daß der König ihn, aus lauter Freude darüber, zum Ritter schlagen wollte. Zwar lehnte er dies bescheiden ab, aber der Dunkelheit war er nun doch entrissen und in der großen Welt als ein Mann von Geschmack und Talent anerkannt.

Bath fing damals an ein wenig Mode zu werden. Nash ging hin, weil andere Leute von Stande hingingen, und bald ward er die Sonne, um die sich alles drehte. Sein geselliges Talent, sein Witz, sein feiner Takt zog unwiderstehlich an.

Ein Abenteuer, in welchem er sich als Mann von Ehre und Rächer der guten Sitten bewies, vollendete seinen Glanz. Er stand eines Tages mit Mehreren auf der Galerie des Kreuzbades und sah, nach der damaligen Gewohnheit, die Damen mit geputzten Köpfen im Wasser herumplätschern. Die Schönheit einer dieser Damen bezauberte plötzlich ihren oben stehenden Gemahl dermaßen, daß er anfing ihr für den Ort sehr unziemende Fleuretten zu sagen und zuletzt den Wunsch äußerte, unten bei ihr zu seyn. Ehe er sich's versah, ward ihm die Gewährung, denn mächtig und geschickt packte ihn Nash im nämlichen Moment bei Kragen und Gürtel, schwang ihn über die Balustrade, und platsch, da zappelte der zärtliche Gatte mit Degen und Federhut unten in der warmen Flut. Die Folge hievon war ein Zweikampf, in welchem Nash in den Arm verwundet ward, aber unsterbliche Ehre und Ansehen hatte er durch diese kühne That erworben.

Um diese Zeit ward die Stelle des Ceremonienmeisters, welche bis jetzt sehr unbedeutend gewesen war, erledigt. Nash wurde einstimmig von allen Badegästen zum König von Bath aus-

gerufen, und ihm volle Macht gegeben, zu schalten und zu walten, einzurichten, zu verbieten und zu befehlen, in allem, was auf Etikette, Vergnügungen, Ordnung und so weiter Bezug hatte. In kurzem wirkte er Wunder, unter seiner Leitung wuchs Bath täglich an Schönheit, Ruhm, Umfang und Glanz. Ein neuer Saal ward gebaut, für gute Musik, für Anlegung von Promenaden gesorgt, und so ward es, was es jetzt ist, der Sammelplatz aller Eleganz.

Nash hielt mit Festigkeit und ohne Ansehen der Person auf strenge Beobachtung der einmal angenommenen Gesetze. Man erzählt noch wahre Heldenthaten von ihm in dieser Hinsicht: zum Beispiel, daß er der Prinzessin Amalia die Erlaubniß abschlug, nach eilf Uhr noch einen Tanz zu tanzen, und auf einem Bal paré die Herzogin von Queensbury bat, ihre Schürze abzunehmen. Der Adel, die Vornehmsten, selbst die Prinzen begegneten ihm mit Achtung und ehrten seine Einrichtungen; er hatte so augenscheinlich Recht in allem, was er unternahm, und wußte zugleich dieses Recht auf eine so angenehme Weise

geltend zu machen, daß Niemand etwas dagegen einwenden konnte oder nur mochte.

Im Aeußeren strebte Nash nach einem gewissen Glanz. Ihm war wohl bekannt, daß, um der Menge zu imponiren, selbst die höchste Würde dessen nicht entbehren kann. Er fuhr immer mit sechs Schimmeln, umringt von Waldhornisten und andern Begleitern zu Pferde, trug einen großen weißen Hut und kleidete sich glänzend und auffallend. Er starb 1761 im sieben und achtzigsten Jahre, und ward mit großem Pomp unter einem ungeheuern Gewühl von Zuschauern in der Abtei zu Bath begraben. Ein Monument mit einer Inschrift, die seine Verdienste um Bath der Nachwelt kund thut, ziert sein Grab.

Wenn eine solche um ein glänzendes Nichts sich herum drehende Existenz glücklich genannt zu werden verdient, so lebte Nash ein langes glückliches Leben. Leider überlebte er sich selbst in den letzten Jahren: denn lächerlich und traurig zugleich war es anzusehen, wie er die Spuren des Alters zu verbergen strebte und, kaum im Stande sich aufrecht zu halten, bei Damen den süßen Herrn spielte, deren Urgroßvater er seyn konnte.

Ein Greis ohne Würde ist immer ein schmerzlicher Anblick.

Die marmorne Statue, die ihm noch bei Lebzeiten errichtet ward, Inschriften und Portraits verewigen das Andenken dieses merkwürdigen Mannes, welcher der höchsten Frivolität einen Anstrich von Größe zu geben wußte, ein unglaubliches Glück auf Wegen machte, die Tausende ins Verderben führen, nur von der Gunst des Augenblickes lebte, und diesem Augenblicke ein ungeheures, fast unvergängliches Denkmal setzte, indem eine der schönsten Städte Europens ihm ihre Existenz verdankt.

Nichts charakterisirt ihn und den Geist seiner Zeiten besser, als folgende Copie seiner Gesetze, die noch zu seinem Andenken in einem der Säle hängt.

„Mit allgemeiner Einwilligung festgesetzte Regeln. 1742."

1) „Daß ein Ceremonien-Besuch beim Ankommen, und einer beim Abschiede alles ist, was man von Damen von Stande verlangen kann — es sey denn, man wäre unverschämt."

2) „Die Damen bestimmen an Balltagen eine gewisse Zeit für ihre Bedienten, um sie abzuholen; damit ersparen sie sich und Andern Unbequemlichkeiten.“

3) „Die Herren zeigen ihre feine Lebensart den Damen, indem sie des Morgens nie im Schlafrocke und Nachtmütze vor ihnen erscheinen.“

4) „Niemand nimmt's übel, wenn man zu anderen Spielpartieen und Frühstücken geht, als den ihrigen — es sey denn, man wäre krittlicher Natur.“

5) „Die Herren geben ihr Ballbillet nur honetten Frauenzimmern — es sey denn, daß sie keines kennen.“

6) „Die Herren zeigen schlechte Sitten, wenn sie sich den Damen vordrängen — erlaubt ist's solchen, die Niemand achten als sich allein.“

7) „Kein Herr und keine Dame nimmt's übel, wenn Andre vortanzen — außer solche, die eigentlich gar nicht tanzen sollten.“

8) „Alte Damen und Kinder nehmen mit der zweiten Reihe Bänke auf den Bällen vorlieb, denn ihre Zeit ist vorüber, oder noch nicht gekommen.“

9) „Junge Damen bedenken, wie viel Augen auf sie schauen. (NB. Koketten sind hiervon ausgenommen.)“

10) „Wer Lügen und üble Nachreden herumflüstert, wird für deren Erfinder angesehen.“

11) „Nachbeter solcher Lügen werden von der Gesellschaft vermieden, ausgenommen von ihres Gleichen.“

Nash's Nachfolger, Mr. Collet, legte das Amt bald nieder, ihm folgte Mr. Dervick. Nach dessen Tode meldeten sich zwei Candidaten zum Throne. Fast wäre es in der eleganten Welt zum Bürgerkriege gekommen, hätten nicht beide freiwillig einem Dritten Platz gemacht. So ging es noch einige Zeit fort, bis in's Jahr 1777, da erwählte man zwei Könige, deren jeder in einem andern Saale seine Residenz aufgeschlagen hatte. Seit der Zeit ist es so geblieben; jetzt regieren die Herren Tyson und King sehr friedlich und einig.

Spaziergänge und Vergnügungen.

Früh Morgens spaziert die bunte Welt, über welche die Könige von Bath mit mildem Scepter

herrschen, des Trinkens wegen in den Sälen. Der besuchteste darunter ist der große neue Brunnensaal, dessen Quelle auch am häufigsten getrunken wird; sie hält das Mittel zwischen der vom Kreuzbade und der ganz heißen. Der Saal ist groß, von innen und außen mit Säulen und Inschriften elegant decorirt. Königs Nash marmorne Bildsäule in Lebensgröße ist darin aufgestellt. Die Quelle fällt in ein schönes Marmorbecken, zwei große Kamine stehen ihr zu beiden Seiten. Jeder anständig Gekleidete hat in diesen Saal freien Eintritt; nur die, welche den Brunnen trinken, bezahlen außer einem Geschenke an den Brunnenwärter noch eine Guinee den Monat.

Während der Morgenpromenade musicirt eine Bande englischer Musiker auf einer dazu erbauten Galerie recht herzbrechend. Nach dem Frühstücke vertheilt man sich in den mit Quadersteinen gepflasterten Straßen und auf den beiden Paraden. Die Damen und ihre getreuen Nachfolger, die eleganten Herren, ziehen diese Spaziergänge schon deshalb denen im Freien vor, weil sie nicht staubig sind. Diese Bequemlichkeit ersetzt den Spaziergängern reichlich den Anblick der Wiesen und

Bäume, wenn es auch die in den Läden ausgestellten Herrlichkeiten nicht thäten. Ein paar Stunden gehen darüber hin, daß man hier und dort in Läden einkehrt, tausend Dinge sich zeigen läßt, die man nicht kauft, alles besieht, bespricht, durchwühlt. Je vornehmer die Herrschaft, je höher muß die Putzmacherin und der Ladendiener auf die zierliche Leiter steigen, um die Waaren vom obersten Fach des Ladenschranks herunter zu holen. Nirgends verfährt man unbarmherziger mit den Kaufleuten, als hier, und nirgends sind sie höflicher.

Nach dieser Generalrevue geht es in eine der hier befindlichen acht Leihbibliotheken, wo man einige Zeit auf die früher beschriebene Weise ausruht, bis die zweite Toilette neue Thätigkeit heischt. Der eleganteste Buchladen ist der bei Meyler, doch abonnirt man gewöhnlich in mehreren oder in allen und bezahlt fünf Schillinge für den Monat.

Die Nord- und Südparaden sind zwei, nicht weit von einander entfernte, unvergleichlich schöne Terrassen. Sie sind mit Quadersteinen belegt. Schöne Häuser mit den glänzendsten Läden, gleich

an der Straße, beschränken sie von einer Seite, eine eiserne Balustrade von der andern, über welche hinaus man eine entzückend schöne Aussicht auf Berg und Thal erblickt. Besonders herrlich ist die Südparade, die daran stoßenden Häuser gleichen einem einzigen Palaste. Die Aussicht auf Bladud's Buchenklippe, auf schöne Landhäuser mit ihren Gärten und Parks, auf dunkles Gehölz und den silbernen Avon, der die reiche Landschaft allbelebend durchströmt, macht jede Beschreibung unmöglich.

Ein hübscher, ziemlich großer Garten, mitten in der Stadt, Sidney Gardens genannt, geziert mit Grotten und Tempeln, Wasserfällen und Schaukeln, Bowling greens, und allem was man an einem solchen Orte nur verlangen kann, ist zu gewissen Zeiten ein beliebter Vereinigungspunct. Man abonnirt sich hier ebenfalls für die Promenade. Während der ganzen Badezeit zahlt die Person fünf und einen halben Schilling; wer nicht abonnirt ist, muß jedes Mal Entree bezahlen. Auch ist darin ein für die Subscribenten zum Fahren und Reiten bestimmter Weg. Der Besitzer des Gartens gibt zuweilen öffentliche Frühstücke,

auch Illuminationen, nach dem Muster des berühmten Vauxhall in London. Gewöhnlich fallen in jede Badezeit vier oder fünf sogenannte Gallanächte, wie im Londoner Vauxhall; dann strömt alles hin, ohne recht zu wissen warum, und man kann das Vergnügen haben, sich in einem mäßigen Lokal unter viertausend Menschen herumzutummeln.

Da die Badezeit im Frühlinge aufhört, so machen die Freuden von Sidney's Garten gleichsam den Beschluß derselben. Sie fangen so früh an, als es die in diesem Lande im Durchschnitt milde Witterung nur erlaubt; in der Mitte Mai's ist Bath schon eine Einöde. Es gibt noch einige weniger besuchte Gärten dieser Art in Bath. Sehr besucht aber, besonders in schlechtem Wetter, werden die beiden Reitschulen und der zum Ballschlagen eingerichtete Bezirk.

Für die Abende ist auf vielfache Weise gesorgt. Das Theater, der einzige Vergnügungsort hier, in welchem, treu der alten englischen Sitte, kein Abonnement stattfindet, wird nächst den Londoner Theatern für das beste in England gehalten. Es war von jeher die Wiege der ausgezeichnetsten Ta-

lente. Aus dieser Schule kamen die berühmte Siddons, die weiland im komischen Fache eben so berühmte Abbington, der vortreffliche, leider zu früh gestorbene Komiker Edwin, und viele im Auslande weniger bekannte ausgezeichnete Schauspieler, die jetzt der Stolz von Drurylane und Coventgarden sind. Die Truppe spielt wechselnd in Bath und dem nahgelegenen Bristol; Sommers, während der Badezeit in Bristol, dreimal die Woche dort und einmal hier, und wiederum im Winter zweimal wöchentlich in Bath und einmal in Bristol.

Die neuen oder oberen Assembleesäle sind die besuchtesten, sowohl ihrer Größe und glänzenden Einrichtung wegen, als weil sie nahe am Circus, im Mittelpunkte des elegantesten Theils der Stadt, liegen. Sie bestehen aus einem großen, schönen Tanzsaale und zwei Spielzimmern. In einem derselben prangt das Bildniß eines verstorbenen Ceremonienmeisters, des Hauptmanns Wade, im anderen das des gegenwärtigen, Mr. Tyson. So ehrt man hier Verdienste und erhält ihr Andenken der Nachwelt. Herren abonniren sich mit zehn Schilling, Damen mit der Hälfte für die

ganze Badezeit. Dafür haben sie freien Eintritt zu jeder geziemenden Stunde, und die Freiheit die Spielzimmer zu benutzen.

Wir setzen die in diesen Sälen geltenden Regeln her, wie man sie dort angeschlagen findet, da wir glauben, so den kürzesten und deutlichsten Begriff von dem Leben in denselben zu geben.

Neue Assembleesäle.

„Nur die Subscribenten zu den Bals parés haben eine Stimme bei der Einrichtung und Dirigirung der Lustbarkeiten in diesen Sälen. Diese wechseln in folgender Ordnung:

Montag Bal paré.

Dienstag Abend Kartenassemblee.

Mittwoch Abend Concert.

Donnerstag Fancy-Ball. *)

---

*) Ein unübersetzbares Wort. Es bedeutet, daß man es auf diesen Bällen mit Rang, Etikette und Kleidung weniger strenge nimmt. Die Gesellschaft ist etwas gemischter; Damen dürfen es wagen mit einem artigen Hütchen zu erscheinen, was sonst überall hoch verpönt ist, wo man sich im Glanze zeigen muß, zum Beispiele in der

NB. „Die Zimmer stehen den Subscribenten alle Tage zum Kartenspiel offen, Sonntags ausgenommen; doch ist einen Sonntag Abend um den andern die Promenade in denselben erlaubt.

„Wer zu dem Bal paré eine Guinee subscribirt, erhält zu jedem ein Billet für sich und zwei für Damen. Für eine halbe Guinee hat man nur ein Billet für sich. Junge Herren und sehr junge Damen können während der Schulferien Zutritt erhalten, wenn ein Mitglied der Gesellschaft sie einführt.

„Zu den Fancy-Bällen subscribirt man eine halbe Guinee, und erhält nur für seine Person Eintritt.

„Die Bälle fangen um sieben Uhr an und hören mit dem Glockenschlag eilf auf, und wäre es auch mitten im Tanze.

„Zwischen den Menuets und den englischen Tänzen wird eine Pause gemacht, damit Damen,

---

Oper und auf den vorderen Reihen in den Logen im Theater. König Nash würde auf einem Fancy-Ball der Herzogin von Queensbury ihre Schürze gelassen haben.

enen der Vorrang gebührt, ihre Plätze nehmen können. Die, welche nach dem Anfange des Tanzes erst aufstehen, verlieren für dieses Mal ihr Vorrecht und stellen sich unten hin.

„Keine Dame, die schon ihren Platz in der Colonne genommen hat, erlaubt einer andern sich über sie zu stellen.

„Die drei vordern Reihen Sitze, am obern Ende des Saales, werden für die Gemahlinnen der Pairs von Großbrittannien und Irland, und für Damen, die diesen an Range gleich sind, frei gelassen.

„Nur Subscribenten haben in diesen Sälen Zutritt.

„Auf Bällen, Concerten und Kartenassembleen darf Niemand in Stiefeln oder Halbstiefeln erscheinen.

„Bei Bals parés hat Niemand Zutritt ohne Billet; bei den Fancy-Bällen haben die Subscribenten zur Promenade in den Spielzimmern Zutritt.

„Die Inhaber der Säle machen sich anheischig, sechs und zwanzig Bals parés und dreißig Fancy-Bälle zu geben, jedoch sind sie nicht ver-

pflichtet von der gehabten Einnahme Rechenschaft abzulegen. Das Orchester besteht aus zwölf Instrumenten, eine Harfe, ein Flageolet und ein Tamburin mit eingeschlossen.

„Ohne Ausnahme sind alle Hazardspiele hier verboten, wie auch Sonntags alles Kartenspiel.

„Bei der täglich sich mehrenden Vergrößerung dieser Stadt ist es dem Ceremonienmeister unmöglich, die Ankunft jedes Badegastes gleich zu erfahren. Er hofft deshalb, sie werden es nachsichtig verzeihen, wenn er wider Willen versäumen sollte, seine Visite zu machen, und bittet hiermit öffentlich, Jedermann möge bei der Ankunft Namen und Wohnung in dem zu diesem Zweck im Brunnensaal liegenden Buche einzeichnen lassen; dadurch wird er in den Stand gesetzt werden, seinen eigenen Wünschen und den Erwartungen des Publikums zu genügen.

„Da es ungemein wünschenswerth ist, daß alle unschickliche Gesellschaft fern von diesen Sälen bleibe, so bittet er ebenfalls alle fremde Herren und Damen, ihm Gelegenheit zu geben, ihre Bekanntschaft zu machen, ehe sie sich zu der Achtung und Aufmerksamkeit berechtigt glauben, wel-

che er ihnen immer gern und auf das eifrigste zu beweisen streben wird.

Richard Tyson,
Ceremonienmeister."

Die untern Assembleesäle sind diesen an Größe und innerer Einrichtung sehr ähnlich. Fast gleichlautende, mit dem Namen des dortigen Ceremonienmeisters James King unterzeichnete Gesetze sind darin angeschlagen und werden heilig gehalten. Mr. King ist wegen seiner ausgezeichneten Verdienste und Talente auch Ceremonienmeister in Cheltenham; dort verwaltet er sein Amt im Sommer, wenn in Bath alles öde und leer ist.

Beide Könige von Bath theilen in brüderlichem Verein die Sorge für das Publikum. Die Vergnügungen wechseln in beiden Sälen, besonders die Bälle, welche Montags und Donnerstags im obern, Dienstags und Freitags im untern Saale statt haben. Die tanzlustige Welt findet in Bath ihre Rechnung, wie man sieht. Zu den Concerten im obern Saale wird mit drei Guineen subscribirt. Gewöhnlich werden die Badezeit hindurch deren zwölfe gegeben. Unter ihnen

sind in der Adventszeit drei geistliche. Weiter läßt sich nichts Besonderes davon sagen.

Für das Vergnügen wäre also in Bath hinlänglich und eben nicht zu kostspielig gesorgt. Mag es seyn, daß Langeweile und steife Etikette hier oft den Vorsitz führen. Der wirklich für die Freude empfängliche Theil der Gesellschaft wird sich schon ihrem lähmenden Einflusse zu entziehen wissen. Die Uebrigen trösten sich damit, daß sie sich auf die anständigste und modigste Weise von der Welt langweilen.

Longleat und Stourhead.

Longleat, wenige Stunden von Bath entfernt, ist der uralte Familiensitz des Marquis von Bath. Der Park, reichlich beschattet von hohen Eichen und Buchen, dient dreizehnhundert Rehen zum Aufenthalte, die dort ganz unbefangen ihr Wesen treiben und dem neugierig sie anstaunenden Fremden ihrerseits wieder ganz freimüthig in's Gesicht sehen. Die nicht großen, aber wohl

angelegten, sehr schattigen Anlagen und Promenaden ziehen sich längs dem Parke auf einer Seite desselben hin.

Schöne Küchengärten und Treibhäuser fehlen auch hier nicht, besonders aber zog uns ein kleiner, ganz vortrefflich bebauter Blumengarten an. Alle Blüthen, alle Blumen, die nur in diesem milden Klima im Sommer die freie Luft ertragen können, duften und schimmern hier um die Wette; das geblendete Auge weiß nicht, wohin es zuerst sich wenden soll, während wir den Duft von tausend Blüthen athmen.

Das Schloß ist ein sehr altes, gar nicht schönes, aber sehr weitläufiges Gebäude. Finster, baufällig, winklich und unbequem, wie es dasteht, wird es dennoch sechs Monate im Jahre vom Marquis und seiner Familie bewohnt. Was uns daher am meisten in Erstaunen setzte, war das Ameublement. Ganz entfernt von der modernen Eleganz und Bequemlichkeit, die wir selbst im rauhen Schottland in den Häusern der Großen fanden, scheint es seit mehreren Jahrhunderten den Urahnen des Marquis schon treue Dienste

geleistet zu haben, so alt und wurmstichig ist alles im Schlosse.

Wir durchstreiften eine Menge großer, altmodischer Säle, hoch wie Kirchen. An allen Wänden hängen Bildnisse, manche sehr gute darunter; viele aus früheren Zeiten, ein wahres Studium für das Kostüm vergangener Jahrhunderte; viele sehr interessant wegen der merkwürdigen Menschen, deren Gestalt sie der Nachwelt treu bewahren. Zu diesen gehört das Bild der schönen Rosamunde aus Woodstock; ein freundliches, rothwangiges, rundes Gesichtchen. Neben ihr hängt das Bild ihrer Todfeindin, der Königin Eleonore. Diese sieht wahrhaft wie eine Königin aus, blaß, stolz, schön und edel in Zügen und Haltung. Unter den ganz alten Gemälden bemerkten wir viele der älteren Könige von England, die ganze Reihe der Eduard's mit goldenen Kronen auf den Köpfen und tüchtigen Sceptern in den Händen. Auch König Franz I. mit einer seiner Geliebten machte uns großes Vergnügen, denn Beide lächeln einander so süß und liebenswürdig an, daß man durchaus mitlachen muß. Eine der Urältermütter der Fa-

milie hat sich stehend in Lebensgröße malen lassen, sie ist ihrer Entbindung augenscheinlich nahe und macht in diesem Zustande eine wunderliche Figur, in der steifsten Stellung mit einem gewaltigen Reifrocke, hohem Kragen und allem übrigen Zubehör der höchsten Toilette jener geschmacklosen Zeit.

Wenn wir die barocken Kostüme aus den Tagen der Königin Elisabeth ansehen, so brauchen wir wahrlich, selbst über unsere abgeschmacktesten Moden des vergangenen Jahrhunderts, nicht zu erröthen. Belege dazu liefern hier eine Menge Bildnisse aus jener Zeit, eines immer lächerlicher und bizarrer als das andere. Alle übertrifft die Königin Elisabeth selbst und ein Paar ihrer Hofdamen, welche neben ihr paradiren. Ueber die Köpfe hoch emporragende Kragen, Haare in die widernatürlichsten Formen gezwängt, Spitzen und Litzen und Quasten überall so angehäuft und abentheuerlich, daß es unmöglich ist, anders als durch's Anschauen einen Begriff davon zu erlangen.

Von Longleat kamen wir nach Stourhead, der neuen hübschen Villa eines sehr reichen Londoner Banquiers, Sir Richard Hoare. Welch ein Abstand gegen jene veraltete Pracht!

Hier war alles neu, alles vergoldet, geschniegelt und gebiegelt, nett und zierlich. Das im bürgerlichen Styl, aber höchst elegant erbaute Haus ist nicht groß, und wir sahen es nicht im vortheilhaftesten Lichte, weil eben einige der besten Zimmer neu tapezirt wurden; doch reichte dies hin, um es für einen sehr angenehmen Aufenthalt zu erkennen. Alles athmet hier Bequemlichkeit und modernen Luxus. Schöne Teppiche in jedem Winkel des Hauses, große Spiegel, glänzende Bronzearbeiten, Meubeln von kostbaren lakirten und fremden Hölzern, alles neu, hübsch, reich.

Auch an Gemälden fehlt es nicht, sogar nicht an Familienbildern, denn schon der Großvater des Sir Richard ließ eine halbe Million Pfund Sterling nach. Unter diesen Familienbildern sahen wir einige recht schöne von Angelika Kaufmann, unter andern den Sir Richard selbst, seinen Sohn, einen muntern Knaben, an der Hand führend. In einem Zimmer hingen viele, mitunter recht schöne Landschaften; hier stand auch ein sehr prächtiger und dabei sehr geschmackloser Schrank, der dem Papste Pius VI.

angehört hat; er blitzte von Gold, farbigen Edelsteinen und Cameen, zwischen denen eine Menge kleiner, bunter Wachsbilder angebracht waren, welche Portraite aus der Familie des Papstes vorstellen sollten.

In einem andern Zimmer voll Gemälde, angeblich von den größten Meistern der italienischen Schule, sahen wir den Sabinerinnenraub von Poussin, der dem Besitzer 3000 Guineen gekostet hat, eine Magdalena von Titian und viele andere mehr. Auch hing hier ein Bild von Teniers, wo Lucifer in Gestalt einer hübschen Holländerin zum heiligen Antonius kommt, um ihn zu versuchen; ein Teufel, wie ein Laubfrosch gestaltet, trägt ihr die Schleppe, eine Menge anderer Teufel mit Hahnenfüßen, allerhand Thierköpfen, kurz die groteskesten Gestalten von der Welt, spielen Violine und Contrebaß dazu. Das Speisezimmer ist mit guten Kopien bekannter Gemälde großer Meister decorirt.

Sir Richard hat keinen Park, aber der Garten ist sehr schön, ein paar Spielereien abgerechnet, welche einen in diesem Lande seltenen kleinlichen Geschmack verrathen, zum Beispiel

künstliche Höhlen und Ruinen. Der sehr große Teich ahmt glücklich das Ansehen eines Stroms nach und an seinem Ufer hin schlängeln sich liebliche Spaziergänge, beschattet von prächtigen alten Bäumen. Ein Sonnentempel mit einem etwas verrenkten lahmen Apoll aus gegossenem Blei hätte auch füglich wegbleiben können, ohne vermißt zu werden. Desto schöner ist ein anderer Tempel, welcher durch eine Kuppel von oben Licht erhält. In Nischen stehen hier verschiedene in Italien gearbeitete Kopien der berühmtesten Antiken, in ihrer Mitte eine antike, wunderschön drapirte sitzende Statue.

Wilton-House.

Ueber Berg und Thal, durch eine reizende Gegend, reis'ten wir nun nach Salisbury vielen schönen Landsitzen und Parks vorüber. Fonthill, den berühmtern Landsitz des Mr. Beckford und Wilton-House, Mylord Pembroke's Villa, wünschten wir vor allen zu sehen.

Bei herannahendem Abend, und ermüdet wie wir waren, ließen wir sie indessen rechts und links liegen, in der Hoffnung, sie des folgenden Tages zu besuchen. Dieser war aber leider ein Sonntag, und an einem Sabbath, wie man hier zu Lande sehr andächtig spricht, läßt Mr. Beckford sein Haus Fremden nicht zeigen. Behüte ihn Gott vor einer solchen Entheiligung des Tages des Herrn! Wir mußten weiter ziehen, seine Frömmigkeit bewundernd, aber doch übrigens ziemlich verdrießlich; denn leider wußten wir, daß Fonthill sehr sehenswerth ist und einen großen Schatz von Kunstwerken enthält.

Lord Pembroke ist schon weit weniger fromm, als Mr. Beckford; ungehindert konnten wir sein Haus und dessen Umgebungen sehen und bewundern. Man führte uns zuerst in einen nicht weit vom Schlosse im Garten erbauten Pavillon. Hier stehen einige schöne antike Büsten, in ihrer Mitte eine Statue des Apollo, leider aber auf eine so entstellende Weise restaurirt, daß es sehr schwer wird, sich ihrer Schönheit recht zu erfreuen.

Das Schloß selbst ist sehr alt, die Außenseite desselben nicht in einem edlen Styl erbaut, fast

wie das Schloß zu Longleat, nur besser erhalten und von innen sehr modernisirt und wohnlich gemacht. Vor dem Hause steht eine sehr schöne Marmorsäule, wie man uns sagte, aus den Zeiten des Julius Cäsar. Mit ungeheuern Kosten ward sie von Rom hergebracht; sie ist siebenzig Fuß hoch und trägt eine kleine Statue der Venus, welche man freilich in dieser Höhe nicht wohl sehen kann. An der Front des Hauses sind zwei merkwürdige ägyptische Statuen in Nischen aufgestellt. Die Eintrittshalle enthält einen unbeschreiblichen Schatz antiker Büsten und Statuen. Unter den besten bemerkten wir: Messalina, Nero, Caligula, eine wunderschöne Portia, Faustina, einen Kopf Alexander's des Großen, neben vielen andern, und zwei herrliche Basreliefs. Eines davon stellt die Geschichte Meleager's vor: man sieht ihn der Wuth des Ebers erliegend, und auch wie er todt auf einem Bette daliegt, betrauert von seiner Geliebten und seinen Freunden. Das zweite zeigt uns den Tod der Kinder der Niobe; es ist ein wunderbares Meisterwerk wegen der mannichfaltigen Gruppirungen und des herrlichen Ausdrucks in dem kleinen

Raume. Unter den Statuen sahen wir unter vielen einen sehr schönen Antonius.

An diese Halle stößt ein zweites Zimmer, eben so reich ausgestattet mit ähnlichen Kunstwerken. Es befindet sich darin unter andern eine schöne Kopie des vaticanischen Apoll und eine der medi=ceischen Venus. Einige alte Malereien aus Her=culanum, einige seltene ägyptische Statuen, und der sehr schwere eiserne Stuhl eines römischen Senators sind hier ebenfalls aufgestellt.

Eine Reihe Zimmer, durch die wir geführt wurden, waren in einiger Unordnung, weil eben im Schlosse gebaut ward; sie enthalten eine große Menge Gemälde, meistens italienische. In einem hohen gewölbten Saale, prächtig auf altfranzösi=sche Weise decorirt, mit einem schön gemalten Plafond und stark vergoldeter Stuckarbeit auf weißem Grunde, hängen die auserwähltesten Ge=mälde der ganzen Sammlung. Die Bildnisse Titian's, van Dyk's, Rubens mit seiner Frau, von den Meistern selbst gemalt, die Him=melfahrt Mariens, eine Skizze von Raphael, und viele mehr, an denen wir so flüchtig vor=übereilen mußten, wie gewöhnlich.

Ein anderes Zimmer enthält lauter Gemälde von van Dyk; eines davon, ein Familiengemälde, nimmt eine ganze Wand ein und übertrifft alles, was wir noch bis jetzt von diesem Meister sahen. Ueber dem Kamine hängt ein sehr liebliches Bild, es stellt die drei Kinder Karls I. vor; von diesem Gemälde hatten wir schon in Stourhead eine sehr gute Kopie bewundert. Die übrigen in diesem Zimmer hängenden Bilder sind ebenfalls lauter Portraite, ganze Figuren in Lebensgröße.

Welch ein Meister war van Dyk, wie viel Fleiß neben dem hohen Talente! Unzählbar sind die Meisterwerke, die nur allein England von ihm besitzt, und wie viele sind noch in der übrigen Welt zerstreut!

Vom Anblicke aller dieser Herrlichkeiten konnten wir uns kaum in den schönen, mit anscheinender Kunstlosigkeit angelegten, zum Schlosse gehörigen Spaziergängen erholen, und selbst unter den stolz gen Himmel ragenden ehrwürdigen Bäumen, am Ufer eines in ihrem Schatten hinströmenden Flusses, umschwebte uns noch immer

die Menge der Zaubergestalten, denen wir im Schlosse vorübereilen mußten.

Der zu letzterem gehörige Park ist groß und vollkommen passend zum Ganzen.

Salisbury und Stonehenge.

Wir fuhren nun über eine unabsehbare Ebene. Armseliges Haidekraut sproßt kümmerlich hier und da, nirgends ein Gegenstand, auf dem das Auge nur Momente haften könnte; die lüneburger Haide ist ein Paradies dagegen.

Es war die berüchtigte Ebene von Salisbury, auf der wir uns jetzt befanden, ein ungeheuerer Kirchhof, besäet mit uralten Gräbern längst entschlafener Helden, deren Namen im Strome der Zeiten untergingen. Wogen gleich, kaum noch sichtbar, erheben sich diese großen abgerundeten Hügel nur wenig über die graue, düstere Fläche, und blos an einigen entdeckt man die Spur eines sie einst umgebenden Grabens. Der blaue Himmel wölbt sich lautlos darüber

hin, kein Vogel singt in dieser Einöde, denn nirgends steht ein Strauch, auf dem er sich niederlassen könnte.

Wir rollten schnell vorwärts und merkten doch kaum, daß wir weiter kamen. Kein Gegenstand bezeichnete unsern Weg; die Stelle, die wir verließen, glich ganz genau der, auf welcher wir im nächsten Momente anlangten. Da sahen wir es am Horizonte aufsteigen wie Geistergestalten; grau, formlos, allem, was wir bis jetzt erblickt hatten, unvergleichbar, stand es da in einem Zauberkreise; wir kamen näher und näher, noch immer wußten wir nicht, was wir sahen; jetzt hielt unser Wagen, und wir standen vor Stonehenge, dem ältesten Monumente der Vorzeit in England, vielleicht in ganz Europa.

Unförmliche, riesengroße Steine, sichtbar von Menschenhänden aufgestellt, erheben sich in ungeheueren Massen auf einer mäßigen, nur ganz allmählich emporsteigenden Anhöhe. Hohen Säulen gleich, stehen sie in einem großen tempelähnlichen Kreise, immer zwei und zwei näher an einander, welche dann ein großer, ähnlicher Stein, wie ein Querbalken oder Gesims auf ihrer Spitze

ruhend, mit einander verbindet. Einige der Säulen sowohl als der Querbalken sind umgesunken, dennoch bleibt die vollkommen runde Form des Ganzen deutlich. An den umgefallenen Steinen nimmt man noch wahr, wie sie befestigt waren; denn an jeder der Säulen ist oben eine Art Spitze oder Knopf ausgehauen, freilich sehr roh und in ungeheueren Verhältnissen, und die quer darauf liegenden Steine haben zwei runde Vertiefungen an beiden Enden, welche genau auf jene Knöpfe passen. So bildete und verband sie die rohe, arme Kunst jener Zeiten fest und dauerhaft genug, um Jahrtausenden zu trotzen. Auch die Säulen tragen Spuren des Meißels, sie sind viereckig, aber, ohne alle Idee einer Verzierung, ganz roh behauen, an Höhe und Stärke einander nicht gleich, aber alle von erstaunenswürdiger Größe und Schwere.

Schon vor tausend Jahren standen sie wie jetzt, und jede Spur ihrer ersten Bestimmung, ihres Entstehens war schon damals verschwunden. Jetzt hält man dies wunderbare Gebäude für die Ueberreste eines alten Druidentempels. Hier ward das Feuer angebetet und die wohlthätige Sonne.

Man hat bei'm Nachgraben unter diesen Steinen Spuren verbrannter Opfer gefunden, vielleicht bluteten sogar hier Menschen unter dem Opferstahle ihrer verblendeten Brüder.

Mitten in dem großen Kreise dieses alten Tempels entdeckte man Ueberbleibsel einer kleineren Abtheilung, von niedrigern Steinen gebildet; einige derselben stehen noch; in ihrer Mitte liegt ein großer platter Stein, wahrscheinlich der Altar, und diese Abtheilung war das nur von Priestern betretene innere Heiligthum. Dieser Altarstein ist von einem der ungeheueren herabgestürzten Quersteine des äußeren Kreises in drei Stücke zerschmettert. Seitwärts, außer dem Kreise, liegt ein zweiter, dem Altarsteine ähnlicher Stein von ungeheuerer Größe.

Ungefähr dreißig Schritte vom großen Kreise stehen noch ein Paar der säulenartigen Steine aufgestellt, aber auch wohl dreißig Schritte weit von einander entfernt. Vielleicht bildeten sie hier einen noch größeren Kreis, der jenen engeren einschloß eine Art Vorhalle des heiligen Tempels; denn gewiß ist das gigantische Werk, das wir anstaun-

ten, nur ein kleiner Ueberrest von dem, was es Ungeheueres war in seiner Vollendung.

Wie diese gewaltigen Felsenmassen hergebracht wurden, welche fast übermenschliche Kräfte sie aufrichteten, ist undenkbar; doch fast eben so unbegreiflich, wie sie zerstört wurden. Vielleicht stürzte ein Erdbeben sie um, es öffnete sich die Erde und begrub zum Theil wieder in ihrem Schooße die ihm entrissenen Felsenstücke, welche sonst den ganzen Kreis bilden halfen und jetzt verschwunden sind, ohne daß es doch glaublich scheint, man habe sie zu anderem Gebrauche fortgeführt. Welch ungeheuere Kraft wäre auch erforderlich gewesen zum Transport dieser Riesenmassen!

Was das Wunderbare noch mehr erhöhet, die Steine bestehen aus einer Art Granit, wie er mehr als dreißig englische Meilen in der Runde nicht anzutreffen ist. Wie war es möglich, sie durch unwegsame Wälder, über Sumpf und Moor, Berg und Thal herzubringen? Wahrlich, wenn man sie sieht, man fühlt sich sehr geneigt der Tradition des Volks Glauben beizumessen, welche sie für das Werk einer früheren Riesen-

welt hält, der mächtige Geister zu Hülfe kamen. Der Eindruck, den der Anblick des Ganzen macht, läßt sich nicht beschreiben. Ein stilles Grauen ergriff uns in dieser öden Wildniß bei'm Anschauen eines Werks, dessen Urheber wir uns nicht deutlich zu denken vermochten und das vor uns stand wie die Erscheinung aus einer andern Welt. Wir hatten Zeit uns diesem Eindrucke zu überlassen; denn öde und traurig ging unser Weg über die große Ebene hin, die sich immer gleich blieb, bis wir spät Abends die alte Stadt Winchester erreichten.

Von Winchester aus hatten wir sehr böse Wege; denn durch unsere Kreuz- und Querzüge waren wir von der großen, gebahnten Straße abgekommen und mußten sie nun durch fast unfahrbare Land- und Nebenwege wieder zu erreichen suchen. Oft stiegen wir aus und gingen die steilen Hügel, über welche unser Wagen mühsam hinrasselte, zu Fuß hinab; reiche, weit ausgebreitete Aussichten entschädigten uns zuweilen für unsere Mühe.

Endlich erreichten wir das Städtchen Chichester. Wir fanden den ganzen Ort in einer Art

von freudigem Tumult, als sollte es ein Pferderennen geben. Alle Fenster waren mit geputzten Frauen und Mädchen besetzt, die Straße voller Leute, Erwartung auf allen Gesichtern. Das Regiment des damaligen Prinzen von Wallis, welches hier in Garnison liegt, paradirte im festlichsten Schmucke, in zwei langen Reihen aufmarschirt, dem Gasthofe gegenüber. In letzteren hatte Niemand Zeit; Herr und Frau und Aufwärter liefen mit den Köpfen gegen einander. Nichts Kleines konnte all diesen Aufruhr veranlassen. Mrß. Fitzherbert, die Freundin des Prinzen von Wallis, war es; sie wurde auf ihrem Wege nach Brighton in Chichester erwartet. Nach zwei Stunden erschien sie, ließ, ohne auszusteigen oder sich umzusehen, die Pferde wechseln und rollte davon. Die große Begebenheit war vorüber, die Soldaten marschirten ab und alles beruhigte sich nach und nach. Wir gingen ebenfalls weiter nach Arundel.

Der Herzog von Norfolk besitzt dort ein altes Schloß; es wurde eben durch ein neues Hauptgebäude und einen daran stoßenden Flügel ergänzt und vergrößert; alles war voll Lärm,

Staub und Unordnung, wie es gewöhnlich bei'm Bauen ist. Der Anblick des alten Schlosses wäre überall ehrwürdig und imposant, nur hier, auf einem nicht sehr geräumigen Hofplatze, neben den neuen ganz modernen Gebäuden, verliert es unendlich. Wie weit schöner stand Warwick Castle vor unsern Augen! Einige mit Epheu bewachsene alte Mauern bewiesen, daß das Schloß von Arundel weit größer und beträchtlicher gewesen seyn müsse, als jetzt. Der noch übrige Theil des Gebäudes mit runden Thürmen und einem schönen Portal steht wie verwundert da neben der neuen dicht dabei entstehenden Schöpfung. Schwerlich wird eines durch das andere gewinnen; isolirt, unterm Schutze alter Bäume, wären diese heiligen Ueberreste vergangener Größe zu dem schönsten zu rechnen, was England in dieser Art aufzuweisen hat, so reich es auch an Denkmälern der Vorzeit ist.

Wir waren diesen Tag bestimmt in den Gasthöfen alles in Bewegung und Unruhe zu finden. In dem zu Arundel hielten die Volontairs, von denen wir schon früher sprachen, im Saale neben dem uns angewiesenen Zimmer ein großes Banket. Das ganze Gebäude bebte vom Jubel

der Helden bei jedem ausgebrachten Toast; im Nebenzimmer machten die Hautboisten des Regiments eine Musik, welche Todte hätte erwecken können; die Aufwärter hatten alle Hände voll Bouteillen und Korkzieher; die Pfropfen knallten, Waldhörner und Trompeten schmetterten, die Janitscharentrommel drohte die Grundfesten des Hauses zu erschüttern; zu alle dem der Jubelruf der vom Geiste ergriffenen Freiwilligen, und die Anstalten, die wir zu einem Ball machen sahen. Das war zu viel, es trieb uns hinaus. Ganz gegen die Sitte des Landes reis'ten wir mit sinkender Nacht ab. Hart am Ufer des Meeres fuhren wir hin; ein sanfter Wind kräuselte kaum dessen vom Monde versilberte Fläche, die Wellen spielten und flüsterten und blinkten geheimnißvoll und leise; so kamen wir glücklich nach Brighton.

Brighton.

Dieser Ort noch vor zwanzig Jahren ein kleines, unbedeutendes Fischernest, ist ein sprechender

Beweis der Wunder, welche die Mode zu wirken vermag. In seiner neuen Gestalt hat er sogar den schwerfälligen Namen Brighthelmstone verloren und heißt viel eleganter und kürzer Brighton.

Während der Sommermonate war Brighton der Lieblingsaufenthalt des damaligen Prinzen von Wallis, späterhin des jetzt schon bei seinen Vätern ruhenden Königs, Georg des Vierten. Es liegt nur vier und funfzig englische Meilen von London entfernt. Dies ist kaum eine kleine Tagereise in diesem Lande, und wahrscheinlich bestimmte die Nähe der Hauptstadt den englischen Thronerben, sich gerade das noch vor kurzem ganz unbedeutende Fischerstädtchen zu erwählen.

In Brighton bewirkten seine Gegenwart oder Entfernung jedes Mal eine wahre Ebbe und Fluth unter den übrigen Brunnengästen. War er abwesend, so wurde alles öde und leer, mit ihm kehrten Lust und Leben zurück. Wie sehnsüchtig die Londoner elegante junge Welt nach Brighton blickte, ist unbeschreiblich, und erscheint dem, der dem Zauberstabe der Mode nie unterworfen war, beim Anblicke des Orts sogar unglaublich. Die Lage

desselben, hart an der See, ist so wenig einladend, daß dessen eifrigste Verehrer, um ihre Vorliebe nur einigermaßen zu motiviren, gezwungen waren, die Luft als ungemein gesund anzupreisen und zu behaupten, die Leute im Orte würden ungewöhnlich alt. Und in der That ist das Klima hier sehr gemäßigt. Ein Amphitheater von leider ganz kahlen Bergen schützt die Stadt gegen Nord- und Ostwinde. Sie liegt trocken und gesund, auf einer mäßigen Anhöhe; Seelüfte mildern die zu große Hitze im Sommer.

Die Stadt ist klein. Stattliche Häuser aus der neuesten, und unscheinbare Hütten aus der kaum verflossenen Zeit stehen wunderlich unter einander gemischt und geben ihr ein buntschäckiges, nicht angenehmes Aeußere. Man bauet hier von Kieseln, die mit Mörtel verbunden sind; nur die Einfassungen der Fenster und Thüren bestehen aus Ziegeln. Man rühmt die Dauer solcher Mauern sehr, sie sehen aber schlecht aus, besonders da es in England gar nicht gebräuchlich ist, den Häusern von außen einen Tünch zu geben.

Ganze Reihen geräumiger, bequemer Häuser für Fremde, alle unter einem Dache fortlaufend,

haben das Ansehen eines einzigen Palastes. Von dieser Art sind ein Crescent, oder halber Mond, mit einer hübschen Aussicht auf das Meer, verschiedene Terrassen und sogenannte Paraden zum Spazierengehen, von einer Seite mit schönen Häusern besetzt, während man von der andern ebenfalls der Aussicht auf das Meer sich erfreut, alles nach dem Muster von Bath, nur in kleinerem Maßstabe.

Die Promenaden sind von der Natur wenig begünstigt. Nackte Berge umgeben von zwei Seiten die Stadt; gegen Westen erstrecken sich große Kornfluren; das Meer begränzt alles dieses. Es ist hier zu flach, als daß große Schiffe in der Nähe vorbeisegeln könnten; daher gewährt es einen ziemlich einförmigen Anblick, den nur Fischerböte etwas beleben.

Die Hauptpromenade, der Steyne, ehemals eine zwischen den Bergen sich hinziehende hübsche Wiese, ist jetzt fast ganz mit neuen Gebäuden bedeckt, denn die Terrassen, Paraden und einzelnen Fischerhäuser sind fast alle auf dem Steyne angelegt.

Die Wohnung des Prinzen, der Marine-

Pavillon, liegt ebenfalls am Steyne, ein hübsches, mit einer Colonnade verziertes Gebäude; da es nicht von bedeutender Größe ist, erscheint es etwas niedrig. Die innere Einrichtung desselben soll sehr prächtig seyn, aber Niemand Fremdes wurde hineingelassen. Der Prinz versuchte Gärten anzulegen, doch kommen Bäume und Sträuche hier auf keine Weise fort. Eine große pechschwarze Negerfigur mitten im Hofe, welche einen Sonnenzeiger trägt, nimmt sich wunderlich aus und spricht nicht sehr für den guten Geschmack der übrigen Verzierungen.

Ein ebenfalls am Steyne gelegenes Gebäude enthält die Bäder. Man findet dort deren kalte und warme, Schwitzbäder, Schauerbäder, kurz alles was je erfunden ward, um die Uebel, die unser armes Leben bedrohen, fortzuspülen. Zu allen diesen Bädern wird Seewasser genommen. Bademaschinen, wie in andern Seebädern, um damit sicher und ungesehen in der freien See zu baden, gibt es in Brighton nicht, vermuthlich weil der Strand es nicht erlaubt; aber man badet doch bisweilen im Freien. Zwei ganz von einander abgesonderte Plätze, einer für Herren,

der andere für die Damen, sind dazu angewiesen, aber das freie Baden hat hier, wie leicht zu erachten, manches Unbequeme: bei Nordostwinden, wo dann die See stark anschwillt, ist es sogar nicht ohne Gefahr.

Der Steyne vereinigt so ziemlich alles, woraus das Leben in Brighton besteht; sehr unangenehm aber ist es, daß auch die Fischer sich in diesen glänzenden Kreis drängen, und gerade in der Gegend, wo man am häufigsten spaziert, ihre Netze zum Trocknen ausbreiten und die Luft verderben.

Die zweite, jedoch weniger besuchte Promenade ist ein Garten. Ihn umgeben schattige Bäume, die hier als eine Seltenheit verehrt werden, obgleich man sie an andern Orten kaum bemerken würde. Er enthält auch einen hübschen Salon, mit einem Orchester.

Die Versammlungssäle befinden sich in zwei Tavernen oder Gasthöfen, der Castelltaverne und der alten Schiffstaverne. In ersterer wird gespielt, man findet noch ein Kaffeehaus, ein Billard und dergleichen darin; in der zweiten ist dieselbe Einrichtung, doch können hier auch noch

Fremde zwohnen. Wir fanden indessen die Aufnahme in derselben weit weniger gut, als man es in England gewohnt ist. Die Säle beider Häuser bestehen, wie die in Bath, aus einem Tanzsaale und einigen Nebenzimmern zum Spiele, Thee und Unterhaltung. Sie sind alle artig und zweckmäßig verziert.

Bei unserer Abreise von Brighton blieben wir zwei Tage in dem auf halbem Wege gelegenen Städtchen Ryegate, weil wir Jemanden vorausschickten, der unsere Wohnung in London zu unserm Empfange einrichten lassen sollte. Wir freuten uns, nach langem Herumstreifen einmal Halt zu machen und Athem zu schöpfen, ehe wir auf's neue in den ewig kreisenden Strudel der großen Hauptstadt geriethen. Aber in diesem kleinen Orte war wenig an Ruhe und Stille zu denken: Postchaisen, Equipagen, öffentliche Fuhrwerke aller Art rollten unabläßig unserer Wohnung vorüber. Es war als ob alle Frauenzimmer aus London emigriren wollten, denn aus ihnen bestand bei weitem die Mehrzahl der Vorüberreisenden.

Die Landkutschen füllten von innen und außen

Weiber und Mädchen, und stattliche Ladies in eleganten Postchaisen guckten kaum mit der Nase über Berge von Putzschachteln hinweg, welche die Zurüstungen zu künftigen Triumphen enthielten. Man trieb und jagte, um nur keinen Augenblick zu verlieren; eifriger ward nie nach Loretto gepilgert, als hier nach Brighton, wohin alles zog.

Rückkunft nach London.

Wir setzten unsere Reise weiter nach London fort, wo wir glücklich anlangten und uns in den gewohnten Umgebungen wieder etwas einheimischer fühlten, als auf der, eben beendeten, nur durch wenige Ruhepunkte unterbrochenen Reise.

Schwer ist's in dieser ungeheuren Stadt sich ganz zu Hause zu finden. Zwar lebt es sich zwischen den vertrauten vier Wänden hier, wie überall, heimisch; doch kaum setzt man den Fuß auf die Straße, so ist man in einer unbekannten Welt, in der Fremde, und hätte man auch ein Menschenleben in London zugebracht. Das rastlose

Treiben einer Million Menschen, auf einem verhältnißmäßig immer kleinen Punkte, reißt unaufhaltsam alles mit sich fort, indem es zugleich alles trennt. Da wir uns indessen eine geraume Zeit in diesem großen Strudel mit herumwirbeln ließen, so gelang es uns wenigstens manches aufzufassen aus dem unendlichen Treiben, manches ganz Individuelle zu bemerken, was wir in den folgenden Blättern dem Leser mitzutheilen gedenken.

London.

Von welcher Seite man auch diese Stadt betreten mag, immer glaubt man schon lange in ihrer Mitte zu seyn, ehe man noch ihre Gränzen erreichte. Keine der größten Städte Europa's, nicht Wien, nicht Berlin, selbst nicht Paris, kündigt sich aus der Ferne so imposant an. Häuser reihen sich an Häuser, durch fast unbemerkbare Zwischenräume in verschiedene Flecken, Städtchen und Dörfer abgetheilt, alle scheinen zu einem Ganzen vereint, alle vergrößern ins Ungeheure die Stadt, welche ohnehin in ihrem Bezirke, bei verhältnißmäßiger Breite, anderthalb deutsche Meilen lang ist. Zu ihr führen von allen Seiten schöne breite Heerstraßen, welche, auch außer den Städten und Flecken, mehrere Stunden weit von London mit Laternen besetzt sind. Ein ewiges Gewühl von Wagen und Reitern verkündigt dem

Fremden schon von ferne, daß er dem Wohnorte von fast einer Million Menschen sich nähere.

Von Shooters-Hill, einer sechsundzwanzig englische Meilen von London entfernten Anhöhe, erblickten wir zum ersten Male die ungeheure Hauptstadt, lang sich hindehnend an den Ufern der königlichen, mit Schiffen bedeckten Themse. Hoch in die Lüfte sahen wir St. Pauls wunderbaren Dom sich erheben, weiter zurück den schönen gothischen Doppelthurm der Westminster-Abtei, daneben noch die Thürme von weit über hundert andern Kirchen. Es war ein schöner heiterer Tag; aber der aus so vielen Kaminen ewig aufsteigende Steinkohlendampf ließ uns die Gegenstände nur wie durch einen Flor erblicken.

Schnell rollten wir hin auf dem prächtigen Wege, und glaubten, wie alle Fremde, lange schon am Ziele zu seyn, ehe wir es erreichten. Endlich sahen wir die Themse vor uns. Die schöne Black-friars-Brücke führte uns hinüber, und nun erst waren wir in London. Betäubt von dem Gewühle rund um uns her, erreichten wir das nicht weit von der Brücke entle-

gene York-Hotel, wo wir für's erste abstiegen, um späterhin mit Bequemlichkeit eine stillere Wohnung in einem Privathause zu wählen. Fast alle Fremde, welche längere Zeit in London zu verweilen gedenken, thun dies, und müssen es, wenn es ihnen dort wohl seyn soll.

Der Aufenthalt in den Londoner Gasthöfen ist unglaublich theuer, die Zahl derer, in welchen Fremde nicht nur essen und trinken, sondern auch wohnen können, ist verhältnißmäßig klein zu nennen, und selbst von diesen sind nur sehr wenige so bequem eingerichtet, als man es bei einem Aufenthalt von mehreren Wochen oder gar Monaten verlangen muß, eben weil dieser Fall den Gastwirthen nur selten vorkommt.

Hingegen findet man mit leichter Mühe in allen Straßen vollkommen gute, gleich zu beziehende Wohnungen, mit Küche und Keller und allen sonstigen Erfordernissen versehen; größer und kleiner, elegant und einfach meublirt, wie man es wünscht, sogar ganze Häuser mit Stallung und allem Zubehör. Man braucht nur durch die Straßen des Quartiers zu gehen, in welchem man zu wohnen wünscht, überall erblickt man angeschla-

gene Zettel an den Häusern, welche Wohnungen zur Miethe ausbieten, so daß blos die Wahl unter so vielen, den Fremden in Verlegenheit setzen kann.

Die Eigner dieser Wohnungen sind Leute aus dem Mittelstande, angesehene Ladenhändler oder Handwerker, Wittwen von beschränktem Einkommen. Alle beeifern sich auf das zuvorkommendste, dem Fremden jede mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen. Gewöhnlich übernimmt es auch die Haushälterin oder die Frau vom Hause, für Reinlichkeit der Zimmer und für die Küche zu sorgen, so daß man sich, wie zu Hause am eigenen Heerd, ganz heimisch in seinen vier Pfählen befindet.

London in aller seiner Größe, seiner Pracht und seiner Individualität ganz zu schildern, ist ein Unternehmen, dem wir uns nicht gewachsen fühlen; auch wäre es nach so vielen, zum Theil trefflichen Vorgängern ein sehr überflüssiges. Nur das, was wir während unsers Aufenthaltes einzeln sahen und aufzeichneten, können wir dem Leser hier geben, kleinere Züge zu dem großen Gemälde liefern, welches Andere vor uns schufen.

Der Gegenstand ist bedeutend genug um auch in sonst weniger beachteten Details interessant zu erscheinen.

* * *

Ein Gang durch die Straßen in London.

Man erzählt von einem der unzähligen kleinen vormaligen Souveraine des weiland heiligen Römischen Reichs: er habe, da er spät Abends in London seinen Einzug hielt, gemeint, die Stadt sey ihm zu Ehren illuminirt. Wäre er bei Tage durch die volkreichsten Straßen der City, etwa durch Ludgate-Hill, oder den Strand gekommen, er hätte eben so leicht wähnen können, ein allgemeiner gefährlicher Aufruhr setze die Einwohner alle in Bewegung.

Niemand, der es nicht mit seinen Augen sah, kann sich einen Begriff machen von dem ewigen Rollen der Fuhrwerke aller Art in der Mitte des Weges, von dem Wogen und Treiben der Fußgänger auf den an beiden Seiten der Straßen hinlaufenden, etwas erhöhten Trottoirs. Nicht

die Leipziger Ostermesse, nicht Wien, selbst nicht Paris können hier zum Vergleiche dienen. Dennoch geht es sich nirgends besser zu Fuß als in London, sobald man sich in die Art und Weise der Eingebornen zu finden gelernt hat. Dies gewährt den Fremden, besonders den reisenden Damen einen großen Vortheil, um alles zu sehen und zu bemerken. Wenn man, wie in andern großen Städten, immer in seinem Wagen festgebannt bleiben muß und keinen Schritt gehen kann, lernt man den Ort kaum zur Hälfte kennen; auf den schönen Quadersteinen der Londoner Trottoirs aber kommt man vortrefflich fort, selbst wenn das Wetter auch nicht ganz günstig wäre. In den Hauptstraßen sind diese breit genug, um sechs, acht und mehr Personen bequem neben einander hinwandeln zu lassen; in den engen winkeligen Gassen der eigentlichen City ist's freilich nicht so bequem, weil die Fußpfade dort auch schmäler seyn müssen. Fremde kommen indessen wenig in jenes einem Ameisenhaufen ähnliche Stadtviertel, wo Handel und Wandel so ganz im eigentlichsten Ernste ihr Wesen treiben, und Mode und Luxus noch wenig Eingang fanden.

Die prächtigen Läden, die Ausstellungen aller Art trifft man größtentheils in den breiten Straßen, welche gleichsam das Mittel halten zwischen der arbeitsamen City und dem vornehmern, nur genießenden Theile der Stadt. Die Gewohnheit der Engländer, immer zur rechten Hand den Entgegenkommenden auszuweichen, erleichtert das Gehen sehr, und verhindert fast alles Stoßen und Drängen. Den Damen und überhaupt den Respektspersonen läßt man immer die Seite nach den Häusern zu, sie mag zur rechten oder linken Hand stehen. Anfangs kommt es der Fremden wunderlich vor, wenn der sie führende Londoner, so oft man eine Straße durchkreuzt hat, ihren Arm los läßt, und hinter ihr weg auf die andere Seite tritt; doch gar bald wird man von dem Nutzen dieser Nationalhöflichkeit überzeugt. Auf dem Mittelwege, wo Hunderte von Wagen sich ewig von allen Richtungen her durcheinander drängen, ist freilich die Ordnung nicht so leicht zu erhalten, als auf den Fußpfaden. So breit die Fahrwege auch im Durchschnitte sind, so entsteht dennoch oft eine Stockung, die mehrere Minuten dauert, und durch die Mannichfaltigkeit der Wagen, der

Pferde, der Beweglichkeit des Ganzen einen recht interessanten Anblick gewährt; nur muß man dem Lärmen gelassen aus dem Fenster zusehen können.

Eilfhundert Miethwagen stehen den ganzen Tag auf den dazu angewiesenen Plätzen bereit, und dennoch ist's oft unmöglich einen zu finden, wenn man ihn eben braucht. Die Italiener selbst fürchten vielleicht den Regen nicht so sehr, als die Londoner; naß werden ist ihnen eine schreckliche Idee; sobald nur ein paar Tropfen vom Himmel fallen, eilt alles, was keinen Regenschirm führt, sich in einer Kutsche zu bergen. Im Hui sind dann alle Wagen verschwunden, und man findet selbst jene große Anzahl noch bei weitem nicht zulänglich.

Die Fiakers sehen im Durchschnitt recht anständig aus, und würden in Deutschland noch immer als stattliche Equipagen paradiren; nur das Stroh, womit der Fußboden belegt ist, macht sie unangenehm. Die Pferde sind in unbegreiflich gutem Zustande, wenn man bedenkt, daß sie täglich über zwölf Stunden auf dem Pflaster bleiben. Auch werden sie möglichst gut verpflegt; so wie sie einen ruhigen Augenblick haben, bindet

ihnen der sorgsame Kutscher einen langen, schmalen, genau um den Kopf passenden Beutel voll Hafers um, aus welchem sie sich gütlich thun. Die Polizei hält strenge Aufsicht über die Fiakers; alle sind numerirt. Wehe dem Kutscher, der sich beigehen ließe, die festgesetzten sehr billigen Preise zu überschreiten, oder sonst auf irgend eine Weise sich gegen die ihm vorgeschriebenen Gesetze aufzulehnen; jeder vorübergehende, der Sache kundige Engländer wird dann sein Richter, und hält streng auf die einmal festgesetzte Ordnung. Zu jeder Stunde der Nacht kann man sich einem Fiaker sicher anvertrauen, wäre man auch ganz allein, und trüge man auch noch so viel Geld oder Juwelen bei sich; wenn nur Jemand aus dem Hause, wo man einsteigt, die Nummer des Wagens so bemerkt, daß es der Kutscher gewahr wird.

Von der Pracht der Läden und Magazine ist schon vielleicht zum Ueberfluß viel geschrieben. Wahr ist's, nichts setzt den Fremden mehr in Erstaunen, als der Reichthum und die Eleganz derselben. Die kostbaren glänzenden Ausstellungen der Silberarbeiten, die schönen Drapirungen, in welchen die Kaufleute, welche mit Mus-

selinen und andern Zeuchen handeln, ihre Waaren hinter großen Spiegelfenstern dem Publikum zeigen, der feenhafte Schimmer der Glasmagazine, alles blendet und reizt.

Aber auch viel geringere Gegenstände werden auf eine dem Auge gefällige Weise zum Verkaufe ausgestellt. Die Kerzengießer zum Beispiel, wissen ihre Lichter recht zierlich hinter den Fenstern aufzuputzen. Die Apotheker, hier Chymisten genannt, verzieren ihre Läden mit großen gläsernen Vasen, angefüllt mit Spiritus oder Wassern in allen möglichen schönen und glänzenden Farben; dazwischen prangen große künstliche Blumensträuße. Abends, wenn hinter allen diesen farbigen Gläsern Lampen brennen, schimmern diese Läden wie Aladdins Zaubergrotte.

Nichts Lockenderes kann man sehen als einen der vielen großen Obstläden, in welchen die Früchte aller Jahreszeiten und Zonen, von der königlichen Ananas bis zum kleinen sibirischen Staudenapfel, in zierlichen Körben, mit Blumen und Orangerie geschmückt, prangen. Die Kuchenläden, in welchen es Ton ist, Morgens einzusprechen und einige kleine Törtchen, heiß von der

Pfanne weg, zum Frühstück einzunehmen, prä-sentiren sich auch recht hübsch. Alles, was Kuchenbäcker und Conditoren nur erfanden, steht, lockend angerichtet, auf schneeweiß behangenen Tischen, dazwischen Blumen, Gelees, Eis, Liqueurs, Dragées von allen Farben und Arten in zierlichen Krystallvasen. Bald fesseln uns wieder die Kupferstichläden, in welchen täglich neue Gegenstände dargeboten werden, oft wahre Kunstwerke, öfter Erguß satyrischer Laune, oder Portraite berühmter Menschen, auch wohl Thiere, wie es kommt. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger diese Fenster. Fast ist's unmöglich vorbeizugehen, ohne wenigstens einige Augenblicke von der Schaulust festgehalten zu werden. Die Magazine der Buchhändler gewähren ebenfalls täglich neuen Genuß. Bald sind es Neuigkeiten, bald schöne Prachtausgaben älterer Schriftsteller, bald kostbare Kupferwerke, die man ungehindert betrachten kann. Andere Kaufleute, sogenannte Stationers, die mit allen möglichen, zum Schreiben und Zeichnen brauchbaren Dingen handeln, zeigen täglich tausend neue, uns Deutschen fast unbekannte Pappenarbeiten, Verzierungen, Kupfer-

stiche, Vergoldungen und dergleichen; wieder andere haben in ihren Läden Brieftaschen, nichts als Brieftaschen, von der riesenmäßigsten Mappe an, bis zum winzig kleinen zierlichen Nécessaire. Dazwischen flimmern Magazine, wo die herrlichsten Stahlarbeiten im Sonnenglanze das Auge blenden. Die Miniaturmaler stellen ihre, oft sehr schönen, Arbeiten dem Publikum vor's Auge; gewöhnlich sind's sehr ähnliche Portraits bekannter Personen, Schauspieler und Redner, um die Lust zu erwecken, auch sein eigenes werthes Ich so täuschend vervielfacht zu sehen.

Schon der Anblick der vielen Inschriften unterhält, welche an den Häusern mit vollkommen schön gezogenen goldenen Buchstaben glänzen. Welche Menge Bedürfnisse, die der genügsame Deutsche kaum kennt, werden hier als unentbehrlich ausgeboten! Besonders fällt es auf, daß die königliche Familie so viel Kaufleute und Handwerker beschäftigt. Aber jeder derselben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauses gekauft wird, jeder Schuster oder Schneider, der einmal so glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, sich auf

für's Erste die Tochter nicht von den Aeltern zu trennen, und miethete eine kleine Wohnung in ihrer Nähe. Aus London verschrieb er tausend zum Theil kostbare Kleinigkeiten, die Geliebte seiner Seele damit zu schmücken und zu erfreuen. Diese Sachen kamen unter seiner Adresse an, übrigens aber erhielt er nie Briefe und schrieb auch keine. Sein unterwegs krank gewordener Bedienter kam nicht; er schien sich von der ganzen Welt losgerissen zu haben, um nur für Molly zu leben. Den einzigen Pfarrer von Amblesíde ausgenommen, vermied er alle andere Bekanntschaften, sowohl mit Einheimischen, als mit Fremden. Sein Daseyn schien freilich räthselhaft, aber sein offenes Benehmen im gewöhnlichen Leben und seine innige Liebe zu Molly verscheuchten jeden Argwohn. Ohnehin ist man ja in England nachsichtiger gegen Sonderlinge als anderswo, weil man ihrer gewohnter ist.

Das liebende Paar ward, wenige Tage nach jener Erklärung in der Laube zu Ambleside, in der Kirche öffentlich getraut. Wie die christliche Gemeinde flüsterte, sich wunderte, die Köpfe zusammensteckte, mag Jeder sich selbst ausmalen.

Molly stand im städtischen Schmuck, schöner als je, vor dem Altar, der Neid mußte in Bewunderung sich wandeln. Das Anspruchslose ihrer sich immer gleichbleibenden Freundlichkeit gewann bald die Gemüther wieder, und man vergab ihr das große Glück, eine Lady zu seyn, weil sie es so demüthig trug.

Das liebende Paar verlebte einige Monate, die keine Beschreibung zu erreichen vermag. Der Obrist war trunken von Seligkeit, Molly lebte nur in seinen Blicken, ihre Talente, ihr leicht empfänglicher Geist traten täglich heller an's Licht; er war ein sehr gebildeter Mann, unterrichtete die Geliebte, und sie lernte, wie man lernt, wenn man liebt; sie ergriff seine Lehre, fast ehe er ihr Worte gab. Der Reiz ländlicher Einfachheit blieb ihr, aber erhoben, verschönt durch Cultur, wie sie in Städten die höhern Stände gewöhnlich nur erlangen.

Der Herbst nahte. Molly überkam jetzt oft ein beängstendes Gefühl, bange Ahnungen ergriffen sie, wenn sie allein war; doch die Nähe des Geliebten verscheuchte solche schnell. An seine Brust gelehnt, seufzte sie oft: ich sterbe gewiß

bald, denn ich bin zu glücklich; und hörte sich dann von ihm gern über diesen Trübsinn gescholten. Sie hatte das Leben lieb, wie alle Glücklichen. Auch den Obrist sah man oft sinnend am Ufer des Sees, im matten Herbststrahl die erbleichenden, jetzt einsamen Gefilde durchstreifen. So waren beide Liebende jetzt trübe gestimmt, wenn sie auch nur für Momente getrennt waren; doch beim Wiedersehen ging einem in des andern Auge die Sonne des Glücks wieder auf.

Eines Abends war der Obrist in Ambleside beim Pfarrer. Molly saß im väterlichen Hause mit der Mutter am Kamin und studirte zum Klang der Guitarre ein Liedchen ein. Sie wollte den geliebten Lehrer bei seiner Heimkunft damit erfreuen. Da fuhr ein Wagen vor, eine junge Dame, groß, stattlich, von fremdem Ansehen trat in's Zimmer. Wo ist Obrist Belton? fragte sie herrschend beim Eintritt. Beim Pfarrer in Ambleside, erwiederte höflich, obgleich etwas empfindlich, die ihr entgegentretende Hausfrau; hier aber, auf Molly zeigend, ist seine Gemahlin, meine Tochter. Seine Gemahlin? seine Gemahlin? wiederholte mit zornigem Lachen

die Fremde, warf aus den schwarzen blitzenden Augen einen zerschmetternden Blick auf die geisterbleiche Molly, eilte zurück in den Wagen und fuhr davon, indem sie dem Postillion zurief: nach Ambleside zum Pfarrer! Halb entseelt saß Molly da; die Guitarre war ins Feuer gefallen, starr sah sie zu, wie sie hell aufflammte; ihrer ahnungsvollen Seele war es, als sähe sie alles Glück ihres Lebens sich auflösen in Rauch.

Die Nacht verging, der Obrist kam nicht, Molly war in unbeschreiblicher Angst. Schweigend harrte sie des Sturms, den ihr ängstlich klopfendes Herz nur zu treu weissagte. Die Mutter versuchte umsonst tausend nichtige Beruhigungs-Gründe. Der Vater eilte, sobald es tagte, hinauf nach Ambleside zum Pfarrer.

Hier fand er seinen Schwiegersohn in Verhaft und erfuhr von dem theilnehmenden Freunde das traurige Geschick der geliebten unglücklichen Tochter. Der Obrist war nicht wofür er sich ausgab, war nicht Obrist, nicht einmal Officier, sein eigentlicher Name Hatfield, und die fremde Dame eine Portugiesin von guter Familie, seine heimlich verlassene Gattin, ihm in Lissabon

feierlich angetraut. Welche Anklage! welche Nachricht für das Herz des Vaters! Im ersten Schmerz fluchte er dem Ungeheuer, das mit überdachter Bosheit die Unschuld an sein schuldbeladenes Daseyn geknüpft, und Jammer in die friedliche Hütte getragen hatte. Und wer, der diese Geschichte lies't, theilte nicht für den Augenblick dies Gefühl des unglücklichen Vaters?

Dennoch läßt sich manches zur Milderung harter Urtheile über den unglücklichen Hatfield sagen. Haß des Verbrechens verleitet leicht zur Schonungslosigkeit gegen Unglückliche. Oft glitten diese und fielen, weil das Schicksal sie auf Klippen stellte, die selten ein menschlicher Fuß berührt, ohne vom Schwindel in den Abgrund gezogen zu werden. Gibt unser gutes Glück uns solchen Gefahren nicht Preis, dankbar sollten wir es erkennen und, anstatt ungehört den Stab über ihn zu brechen, dem Unglücklichen unser Mitleid nicht versagen, ihn vielmehr sondern von seiner That.

Wir erzählen, was wir später von Hatfield's Geschichte erfuhren; vielleicht versetzt es den Leser in diese mildere Stimmung.

Hatfield, ein junger lebhafter Mann, reich an angebornen und erworbenen Talenten, arm an Vermögen, konnte die beschränkte Lage nicht ertragen, in welcher das Schicksal ihn geboren werden ließ. Er versuchte es mit der Welt, sie war ihm nicht ungünstig, aber sein ungemäßigtes Streben, weiter zu kommen, ließ ihn nirgends festen Fuß fassen.

Nach mannichfaltigen Schicksalen kam er nach Lissabon. Hier schien ihm ein dauerndes Glück zu blühen. Schön, jung, liebenswürdig, fesselte er die Aufmerksamkeit und bald das Herz einer reichen, jungen Wittwe. Er ward ihr Gemahl und verlebte einige glückliche Tage im Genuß alles dessen, was eine schöne liebende Frau und ein großes unabhängiges Vermögen unter jenem südlichen Himmel nur gewähren können. Dankbar war er seiner Gemahlin ergeben, aber die glühende Liebe, die in ihrer Brust mit wilder Flamme brannte, erwärmte nicht sein Herz. Dies ward ihr bald als Kälte fühlbar, sie ahnete eine Nebenbuhlerin. Wüthende Eifersucht bemächtigte sich ihrer um so quälender, da sie keinen bestimmten Gegenstand derselben finden konnte. In

steter Unruhe beobachtete sie jede Miene, jede Bewegung des Gatten.

Das Leben ward jetzt dem unglücklichen Paar zur Hölle. Obgleich er im Aeußern dem Cult des Landes, in welchem er lebte, folgen mußte, hielt er doch, wie alle Engländer, fest an den Lehren der bischöflichen Kirche, und als seine Gemahlin, ermuntert durch ihren Beichtvater, jedes Mittel anwandte, ihn zum Uebergange zu ihrer Religion zu bringen, konnte Hatfield dieses Elend nicht länger ertragen. Er verließ seine Gattin heimlich, sie und alle ihre Schätze, bis auf eine für ihren Reichthum unbedeutende Summe, die er mitnahm, um für's Erste davon zu leben. Ein segelfertiges Schiff trug ihn nach England zurück. In Lissabon hatte er den englischen Obrist Belton kennen gelernt, welcher zu eben der Zeit von dort nach Ostindien reiste. Um unerkannt zu bleiben, nahm er dessen Namen und Titel an, und war leichtsinnig genug, diesen auch in England fortzuführen. Bald nach seiner Ankunft verließ er London wieder, um in irgend einem Winkel Großbritanniens unerkannt und verborgen zu leben. Am See Winandermere

fand er Molly. Wie er sie liebte, wissen wir. Diese Liebe blendete ihn gegen alle Gefahr, er hoffte, das Schicksal würde mild gegen ihn seyn, um dieses Engels willen, er hoffte — was hoffen Liebende nicht?

Die Portugiesin entdeckte bald seine Flucht. Racheglühend, zerrissen in ihrem Innern von Liebe, Eifersucht, Verzweiflung, bewegte sie Himmel und Erde, um Hatfield's Aufenthalt zu entdecken. Sie erfuhr, daß zur nämlichen Zeit, als der ihr wohlbekannte Obrist Belton nach Indien schiffte, ein zweiter Obrist Belton nach London gesegelt sey. Nur zu richtig errieth sie, wer dieser wäre, und folgte ihm, so eilig sie konnte. Der englischen Sprache war sie mächtig, denn ihre Mutter war eine Irländerin.

In der ungeheuren Stadt London verlor sie Hatfield's Spur; vielleicht hätte sie dieselbe nie wieder gefunden, aber das Ungefähr wollte es, daß sie in einem Laden ein für ihn bestimmtes Packet Waaren mit seiner Adresse liegen sah. Der Kaufmann erzählte ihr dabei: dieser Herr wäre seit kurzem der Gatte des berühmten Mädchens von Winandermere. Mehr brauchte

es nicht, um sie mit Sturmes Eile zu jenem Schutzorte beglückter Liebe zu führen.

So wie sie in Ambleside ankam, eilte sie zum Pfarrer; ungemeldet trat sie ins Zimmer, sah ihren Ungetreuen zum Marmorbild bei ihrem Anblick erstarren. Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie fort, rief die Gerechtigkeit um Hülfe an, und noch denselben Abend ward Hatfield verhaftet.

Sie wußte nicht, was sie that. Sie hoffte auf diese Weise das Band zu zerreißen, das ihn an Molly knüpfte, und brachte die Gefahr eines schimpflichen Todes über sein noch immer geliebtes Haupt. Der Pfarrer erklärte ihr die Folgen ihres Verfahrens. In wilder Verzweiflung versuchte sie nun alles, den Geliebten wieder zu befreien; umsonst, er ward, ohne sie wieder zu sehen, nach Lancaster geführt, wo bald die vierteljährige Gerichtssitzung gehalten werden sollte. Sie hoffte ihn zu retten, wenn sie die Anklage nicht fortsetzte. Vergebens, die Beweise ihrer Vermählung waren in den Händen der Richter. Endlich entfloh sie, wie sie gekommen war; ihr Schicksal verliert sich ins Dunkel, man weiß nicht, was aus ihr ward.

Hatfield wäre vielleicht der Strafe der Polygamie entgangen: denn seine erste Ehe war nicht nach dem Ritus der englischen Kirche, sondern nach katholischer Weise gefeiert, und also nach englischen Gesetzen ungültig. Aber ein anderer, weit wichtigerer Punkt der Anklage war der, daß er eines Andern Namen angenommen, ihn unterzeichnet, sich darunter trauen lassen, ja sogar das Privilegium englischer Officiere, Briefe und Pakkete postfrei zu erhalten, gemißbraucht hatte.

Sein Proceß dauerte lange, lange schwebte ein entehrender Tod über seinem, wenn auch schuldigen, dennoch beklagenswerthem Haupte. In stiller Verzweiflung erwartete er sein Schicksal. Endlich ward er schuldig befunden, und mußte dem Gesetz zum Opfer fallen. Resignirt und muthig starb er.

Molly's Vater war bei seiner Zuhausekunft von Amble side zu erschüttert, ja zu erzürnt, um das furchtbare Geheimniß lange zu verbergen. Wer dürfte es wagen, Molly's Zustand bei dessen Enthüllung zu schildern? Die Natur, immer gütig gegen ihre Kinder, nahm ihr, was jetzt ihre größte Qual seyn mußte, ihr Bewußtseyn. Mo-

nate lang lag sie in dumpfem Hinbrüten und kämpfte gefühllos den schweren Kampf des Lebens mit dem Tode. Das Leben siegte, körperlich genas sie, doch Hatfield's Schicksal war schon entschieden, er nicht mehr unter den Lebendigen.

Wie sie dem Krankenlager entstiegen und wieder zu Kräften gekommen war, packte sie alles zusammen, was auf ihre kurze Standeserhöhung Bezug haben konnte. Still kehrte sie zurück zu ihrer ländlichen Tracht, ward wieder die emsige Gehülfin ihrer Aeltern, die demüthige Dienerin der bei ihnen einkehrenden Gäste. Diese strömten im darauf folgenden Sommer, eben dem, in welchem wir dort waren, in größerer Anzahl als jemals herbei. Neugier, Schadenfreude und vielleicht verächtliche, auf Molly's Unglück gegründete Hoffnungen lockten sie. Aber Molly wandelt unter ihnen wie ein Wesen aus einer andern Welt; still, ernst, aufmerksam gegen Jeden, spricht sie nur genau, wenn und was sie muß. Niemandem war wohl in ihrer Nähe. Die Leichtsinnigen entflohen, die Bessern schieden mit innigem Mitleid.

Und so wandelt sie noch am Ufer des schönen

Sees, keine Klage kommt über ihre Lippe, aber ihr Auge, hoffnungslos für diese Welt, blickt sehnend und hoffend nach einer andern.

So weit die Geschichte der armen Molly. Hoffentlich bereut der Leser nicht, einige Augenblicke der Erzählung ihres traurigen Geschicks geopfert zu haben. Wir führen ihn jetzt zurück zur großen Stadt, wo neben der höchsten Pracht leider oft nicht minderer Schmerz wohnt, als am stillen See von Winandermere.

Wohnungen in London.

Eigentlich wohnt man im Durchschnitt nicht sonderlich in London. Da der Eigenthümer eines Hauses sich hier großer Vorzüge im bürgerlichen Leben zu erfreuen hat, so strebt jeder eins zu besitzen. Daraus entsteht denn, daß London fast aus lauter kleinen Häusern zusammengesetzt ist. Wer auch kein eignes Haus hat, will doch für

sich allein wohnen; dies verengt den Platz ungemein.

In Paris, möchte man sagen, schweben vier Städte über einander; in London macht Jeder Anspruch an sein Plätzchen auf Gottes Erdboden, und nur Fremde, einzelne Familien, oder in ihren Mitteln sehr beschränkte Personen, bewohnen Etagen, die dann auch freilich bei der Kleinheit der Häuser wenig Bequemlichkeit darbieten. An eine Suite mehrerer Zimmer ist in gewöhnlichen bürgerlichen Häusern nicht zu denken; selten, daß man zwei an einander stoßende findet, selbst in denen der reichen Kaufleute; jedes Stockwerk enthält gewöhnlich nur zwei Zimmer, eines nach der Straße, eines nach dem, oft sehr engen, Hofraum zu. Ueberall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen und Bedientenwohnungen sind in den Souterrains angebracht, die Thüren alle auffallend enge und hoch, sowohl die Hausthüren, als die in den Zimmern. Jene sehen bei größern Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus; in diesen findet man fast niemals Flügelthüren. Auch die Fenster sind schmal, die Spiegelwände zwischen denselben dagegen sehr

breit. Die schönen Teppiche aber, die selbst bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, sondern auch Treppen und Vorplätze von der Hausthüre an bedecken, die zierlichen Meubeln, das schöne Mahagoniholz mit seinem bescheidnen Glanze, die Reinlichkeit überall, geben diesen kleinen Wohnungen einen eignen Reiz. Alles sieht sauber, bequem, elegant aus, und ist es auch.

Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten und dergleichen geschmückt sind, dienen zu keiner geringen Zierde der Zimmer; schöne Vasen von Wedgwoods Fabrik und krystallene Candelabers zieren den Sims; der stählerne Rost, in welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metallgeräth glänzen hell polirt; Kupferstiche schmücken die Wände, schöne Vorhänge die Fenster. Nichts in der Welt ist gemüthlicher, als ein englisches Wohnzimmer.

Das Schlafzimmer kann selten viel mehr als ein Bett fassen. Die englischen Bettstellen sind alle sehr groß, drei Personen fänden bequem darin Platz; auch ist's allgemein Sitte, nicht allein zu schlafen; Schwestern, Freundinnen theilen ohne

Umstände das Bett mit einander, und fast jede Frau nimmt in Abwesenheit ihres Mannes eins ihrer Kinder, oder im Nothfall sogar das Dienstmädchen mit sich zu Bette, denn die Engländerinnen fürchten sich Nachts allein in einem Zimmer zu seyn, weil sie von Jugend auf nicht daran gewöhnt wurden. Federdecken sind ganz unbekannt, nicht so Unterbetten von Federn; seit einigen Jahren kommen diese sehr in Gebrauch, doch sind Matratzen gewöhnlicher. Betten ohne Gardinen, so wie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterste Armuth.

Lebensweise.

Der größte, fleißigste Theil von Londons Bewohnern, der Handwerker und Ladenhändler, (beide werden hier zu einer Classe gerechnet) führt im Ganzen ein trauriges Leben. Die großen Abgaben, die Theurung aller Bedürfnisse, die durch den einmal herrschenden Luxus in Kleidung und dergleichen ins Unendliche vermehrt

sind, zwingt sie zu einer großen Frugalität, die in anderen Ländern fast Aermlichkeit heißen würde.

Ewig in den Laden und in die daran stoßende, oft ziemlich dunkle Hinterstube gebannt, müssen sie fast jedem Vergnügen entsagen. Die Theater sind ihnen zu entlegen, meistens zu kostbar, kaum daß die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns dieser letzten Classe zweimal im Jahre hinkommt.

In's Freie kommen sie fast gar nicht; mehrere versicherten uns, sie hätten seit zehn Jahren keine andern Bäume, als die von St. James-Park gesehen. Die Woche über dürfen sie von Morgens neun Uhr bis Mitternacht den Laden fast gar nicht verlassen; dieser ist sehr oft das Departement der Frau, und der Mann sitzt dann in dem oben erwähnten Hinterzimmer und führt die Rechnungen. Sonntags sind freilich alle Laden geschlossen, aber die Theater auch, und da alle Untergebene an diesem Tage die Freiheit verlangen auszugehen, so muß die Frau vom Hause es hüten.

Der größere wirkliche Kaufmann führt ein nicht viel tröstlicheres Leben. Auch er muß in gesellschaftlichen und öffentlichen Vergnügungen

der Inschrift seines Hauses dessen zu rühmen, und die Gunst des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines mit allerhand Arkanen Handelnden auf der Inschrift seines Hauses am Strand mit dem prächtigen Titel: **Bug-destroyer to Her Majesty, the Queen,** Wanzentilger ihrer Majestät der Königin. Gewiß ein Titel, der noch auf keiner Hofliste gefunden ward!

Wunderbar abstechend ist der Kontrast, wenn man aus dem Gewühl der City in den andern Theil der Stadt tritt. Hier deutet alles auf bequemes, ruhiges Genießen; kein rauschender Erwerb, kein Gedränge der arbeitenden Menge. Alles hat Zeit, alles scheint einzig bedacht, diese auf das angenehmste hinzubringen.

Die Magazine und Läden bieten dar, was nur der raffinirteste Luxus verlangt, weit theurer, als in der City, aber auch schöner, moderner, eleganter. Der Schuhmacher in der City verkauft zum Beispiel seine Waaren im Laden hübsch aufgeputzt, und nimmt in seiner an denselben stoßenden, reinlich meublirten Stube das Maß, wenn's verlangt wird; in Bond Street aber

wird man in ein elegantes, mit Divan, köstlichen Lampen und seidnen Gardinen geschmücktes Boudoir zu diesem Zweck geführt, und schwerlich würde der Artist einen Fuß berühren, der nicht aus einer Equipage gestiegen wäre. Dafür kostet aber auch sein Kunstwerk zwei Guineen. Nach diesem Maßstabe geht alles.

Nichts ist schöner als die großen Plätze in diesem Theile von London; zwar umgeben sie keine Paläste, denn deren gibt's ohnehin hier wenige, aber schöne große Häuser, alles glänzend rein, alles solid prächtig. Dazu die hübschen Boskets in der Mitte der Plätze, zu welchen jeder Bewohner der umliegenden Häuser für eine Guinee einen Schlüssel haben kann.

Glänzende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreen, geputzte Herren und Damen beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde aber, dem es darum zu thun ist, das englische Volk kennen zu lernen, kehrt bald gern zurück aus diesem vornehmen Quartiere, wo es wie überall in der großen Welt zugeht, und sucht das neue, sonst nirgends gesehene Leben der eigentlichen Stadt London auf.

Bettler.

Von eigentlichen Bettlern wird man in Londons Straßen wenig gewahr, dennoch wissen die Armen auf mannichfaltige Weise die Wohlthätigkeit anzuregen. So sahen wir oft zwei Matrosen: einem fehlte ein Bein, dem andern ein Arm; auf einander gestützt, schwankten sie durch die Straßen, indem sie mit lauter Stimme nach einer wilden klagenden Melodie eine Art Ballade sangen, welche die Geschichte ihrer Leiden enthielt. Mitleidig weilte John Bull bei ihrem Klagliede und belohnte es gern mit einigen Pence.

An den Kreuzwegen, wo man, um in eine andere Straße zu gelangen, die Trottoirs verlassen und über den Fahrweg gehen muß, stehen immer Leute, die geschäftig einen reinlichen Fußpfad kehren, der freilich alle Augenblicke durch darüber hinrollende Wagen wieder zerstört wird. Bescheiden wagen sie wohl zuweilen die Frage: ob man nicht einige einzelne Pfennige führe? und auch ohne diese gibt man ihnen gern.

An weniger betretenen Plätzen, besonders im ruhigen Theile der Stadt, sieht man oft Männer, die mit Kreide auf den breiten Quadersteinen der Trottoirs wunderschöne kolossale Buchstaben malen, Namen, Sentenzen, Sprüche aus der Bibel. Der Vorübergehende steht still, bewundert ihre Kunst und belohnt sie unaufgefordert mit einer kleinen Gabe. Unbegreiflich war es uns immer, wie Leute, die eine so schöne Hand schreiben, so tief in Armuth versinken können. Auf dem festen Lande müßte jeder dieser Bettler als Schreibemeister oder Schreiber eine reichliche Existenz finden, denn es ist unmöglich, etwas Vollkommneres in seiner Art zu sehen, als diese Schrift.

Besonders merkwürdig aber erschien uns eine Bettlerin, der wir täglich in den volkreichsten Straßen der City begegneten. Man hielt sie allgemein für eine, durch verschuldete und unverschuldete Unglücksfälle, so tief gesunkene Schwester der berühmten Schauspielerin Siddons, wenigstens trug sie eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dieser in ihren Zügen. Dieselbe hohe, edle Gestalt, derselbe Adel in Blick und Miene, nur älter, blaß und wie versteinert durch lange Ge-

wohnheit des Unglücks. Niemand beschuldigte Mad. Siddons der Härte gegen ihre unglückliche Schwester, denn Alle, welche diese Frau für solche ausgaben, fügten hinzu: sie nähme nichts von ihr an und wolle nun einmal so bloß von fremdem Mitleid ihr Leben fristen. Oft begegnete uns diese wunderbare Erscheinung. Sie trug immer einen schwarz seidnen Hut, der nicht so tief in's Gesicht ging, daß man nicht dessen Züge hätte bemerken können; ein grün wollnes Kleid, eine schneeweiße große Schürze und ein eben solches Halstuch. Schweigend, mit stolzem Ernst wandelte sie, gestützt auf zwei Krücken, langsam und ungehindert durch die Menge. Jedermann wich ihr mit einer Art Ehrfurcht aus, und ehrte in ihr die Heiligkeit eines großen, ungekannten Unglücks. Sie forderte nicht, sie bat nicht, aber reichliche Gaben wurden ihr dennoch von allen Seiten geboten, Jeder fühlte sich gezwungen, getrieben, ihr zu geben. Es war, als müsse man ihr danken, daß sie die gebotne Gabe nur nahm. Sie dankte nicht; mit dem Anstande einer Königin nahm sie das Dargebotene und wandelte stumm weiter wie ein Geist. Die bildende Kunst

hat sich diese auffallende, große Gestalt, diesen weiblichen Belisar, möchten wir sagen, oft zum Vorbild gewählt. In allen Kupferstichmagazinen, bei allen Ausstellungen der Maler fand man ihr sprechend ähnliches Bild, denn diese Züge drückten sich leicht der Phantasie ein.

Neben ihrem Bilde hing gewöhnlich das Bild eines schönen jungen Landmädchens. Einsam an einen Baum oder Fels gelehnt, stand es da, ländlich und einfach gekleidet, in jugendlichen Schmerz versunken. In verschiedener Größe und Manier unzählige Mal wiederholt, fanden wir überall dieselben Züge dargestellt, dieselbe Einfachheit in Kleidung, Geberde und Stellung. Und immer auf unsre Frage an die Umstehenden, „wen stellt das Bild vor?“ dieselbe Antwort: das schöne Mädchen von Winandermere. Mehr konnten wir in London nicht erfahren. Später wurden wir mit der Geschichte dieser Unglücklichen bekannter. Der Leser erlaube uns, sie hier einzuschalten. Freundlich kehre er auf einige Augenblicke mit uns zurück nach dem schönen See von Westmoreland, und verzeihe uns, daß wir auf

kurze Zeit die glänzende Hauptstadt verlassen, um ihn unter das niedere Dach des Landmanns, zu dessen Leiden und Freuden zu führen.

Das schöne Mädchen von Winandermere.

Aus Schottland, dem schönen Lande schwermüthiger Lieder, wo noch immer Ossians Name, seine Töne zu der Gälischen Harfe erklingen, kehrten wir zurück. *) Unfern dem Städtchen Ambleside in Westmoreland kamen wir durch eine Gegend, die uns wie ein Modell der Hochlande erschien. Alles war hier wie dort, nur in sehr verjüngtem Maßstabe, als wäre es dazu gemacht, der verwöhnten, vornehmen Welt eine Idee von einer Gebirgsgegend zu geben. Felsen, eben hoch und steil genug, um einem eleganten Herrn und einer Dame in engen Schuhen das Gehen recht sauer zu machen; dabei kleine spiegelhelle Seen und die lieblichsten Thäler, die man wünschen kann.

---

*) S. Theil I.

Das Städtchen Amblesïde liegt auf einer Höhe, die von allen Seiten schöne Aussichten gewährt, aber vor allen entzückend ist die, welche beim Herabsehen nach Lowood sich nach und nach den Blicken entfaltet. Vor uns breitete sich der schöne See Winandermere aus; der Leser kennt ihn aus unsern frühern Erzählungen, ihn und seine grünenden Inseln, die Berge und Wälder, die ihn bekränzen. Hart an seinen Ufern liegt der sehr gute Gasthof von Lowood, wo wir zu verweilen beschlossen.

Den Abend wandelten wir, begleitet von unserer guten Wirthin und ihrer artigen, aufblühenden Tochter, weit hin am Ufer des Sees. Die sinkende Sonne streute ihr Gold auf Wellen und Flur, alles schwomm in überirdischem Schimmer. Von Curwens Insel, der größten des Sees, die diesen Namen von ihrem Bewohner trägt, schallte Musik; eine fröhliche Gesellschaft in einer der hübschen Gondeln, welche die Insel umschwimmen, zog goldige Furchen durch den stillen See; große Forellen, die hier ganz eigen zu Hause sind, sprangen plätschernd empor, ihre

glänzenden Schuppen schimmerten blitzend im Abendstrahl.

Wir konnten dieses Schauspiels nicht müde werden, und gingen lange schweigend hin an der Seite unsrer Gefährtinnen. Plötzlich verließen uns diese und eilten zu einem netten, kleinen Hause, nahe am Ufer; wir folgten ihnen. Vor dem Hause breitete sich, nach englischer Sitte, eine kleine Wiese, von einem weißen, zierlichen Geländer umgeben, wie ein Teppich aus.

Ein junges Mädchen erhob sich langsam aus einer Laube, nahe am Hause, näherte sich der Einfassung und reichte schweigend unsern Begleiterinnen die Hand. Auch sie schwiegen, es war, als ob ihnen das Herz zu voll wäre zum Sprechen. Uns war es unmöglich, diese Stille zu unterbrechen; staunend konnten wir nur die schöne Gestalt des Mädchens betrachten, die uns bekannt erschien, aber vergebens strebten wir uns zu erinnern, wo wir diese Züge früher gesehen haben konnten.

Blendend weiß, hätte man dies himmlische Gesicht, ohne die dunkeln blauen Augen, für eine Marmorbüste halten können, eine Thräne

funkelte in der Abendsonne an den langen seidnen Wimpern; man sah, diese Augen waren des Weinens gewohnt, sie schienen an Glanz dadurch zu gewinnen. Den lieblichen Mund umschwebte ein halb schmerzliches, halb freundliches Lächeln. So wie dieses Mädchen dachte sich Shakspeare einst die Geduld auf einem Grabmahle, lächelnd dem Gram. *) Ihre Kleidung, durchaus nach Art der englischen Bäuerinnen gemacht, war fast ärmlich. Ein langes, vorn offnes Kleid, hinten hoch aufgesteckt, von grauem Serge, darunter ein schwarzer Rock, die große Schürze und das Halstuch von blendend weißem Nesseltuch: das war ihr ganzer Putz. Die nußbraunen Locken flatterten frei im Abendwinde um das holde Gesicht, denn sie trug den Hut, ohne welchen keine Engländerin sich im Freien sehen läßt, am Arme hän-

---

*) She never told her love,
But let concealment like a worm i' the Bud,
Feed on her damask cheek: She pin'd in thought
And sat like patience on a monument,
Smiling at grief.

Twelfth night or: what you will
Act. II. Sc. IV.

gend. Nach einer durch keinen Laut unterbrochenen Pause schied sie von den beiden Nachbarinnen mit einem Händedruck, von uns mit einem anständigen Gruße, und kehrte in die dämmernde Laube zurück.

Wer ist das? fragten wir unsre Wirthin, uns dünkt, wir kennen dies Mädchen. Sie selbst sahen Sie wohl nie, war die von einem Seufzer begleitete Antwort, denn sie blieb immer in unsern Bergen. Von ihr gehört aber haben Sie gewiß, vielleicht trafen Sie auf ihr Bild in London, wo es, wie wir hören, überall zu sehen ist. Zu ihrem Unglück ist die Arme nur zu bekannt, man nennt sie das schöne Mädchen von Winandermere.

So hatten wir sie denn gesehen, und schöner bei weitem, als alle Gemälde, die Künstler oder unsre Phantasie von ihr bildeten. Wir zürnten uns selbst, daß wir sie nicht gleich erkannt hatten; aber in dem Moment, wo wir sie sahen, waren wir zu sehr von der schönen Erscheinung hingerissen und konnten nur sehen. Wir erfuhren nun ihre Geschichte und geben sie hier treu wieder.

Molly's Aeltern (Molly heißt das schöne Mädchen) lebten lange in dem kleinen Hause. Es war eine Art Gasthof, zu klein, um vornehme Reisende zu beherbergen, aber der müde Wanderer fand darin eine freundliche Aufnahme, und die Nachbarn versammelten sich gern Sonntags bei Molly's Aeltern, die man überall als rechtliche Leute kannte und liebte.

Die Lakes waren nicht immer besucht, wie jetzt, denn keine große Straße führt durch diese Gegend, deren Bewohner nur vom Landbau und dem Ertrag des Sees leben. Unbekannt mit der übrigen Welt, reich in ihrer Armuth, lebten sie in diesem ungekannten Winkel der großen Insel, fromm, einfach und arbeitsam, ein stilles genußvolles Leben. Nur durch die Zeitungen erfuhren sie etwas von dem großen Treiben jenseits ihrer Berge, tranken die Gesundheit König Georgs und der königlichen Familie, und bekümmerten sich übrigens weder um die Freuden noch Leiden der ihnen unbekannten Welt. Da führte das Schicksal einen reisenden Schriftsteller, begleitet von einem Landschaftszeichner, in dieses, bis jetzt nur von den nächsten Nachbarn gekannte Paradies.

Beide reisten, um zu schreiben, und fanden hier eine reichliche Aernte. Die ganze Gegend durchstreiften sie, zeichneten auf, was sie sahen, und machten in London ihre Bemerkungen durch Druck und Stich bekannt. Ihre Arbeit erregte Aufsehn. Allmählich ward es Mode, Lustreisen nach den Lakes zu unternehmen. Jährlich mehrte sich die Zahl der dorthin Wallfahrtenden, es erschienen neue Beschreibungen, Kupferstiche, Wegweiser in Versen und in Prosa ohne Zahl. Eigne Führer meldeten sich, um die Reisenden durch die schönsten Gegenden zu geleiten. Große Gasthöfe entstanden, versehen mit allem, was verwöhnter Luxus fordern kann. Die ehemals so einfachen Bewohner des Landes nahmen an Reichthum zu, aber nicht an Glück, sie wurden Mode und modisch zugleich. Die Gegend blieb schön wie zuvor, aber ihr höchster Reiz, das Gefühl des stillen Glücks, welches sonst den einsamen Wanderer ergreifen mußte, so wie er sie betrat, ging im Geräusche verloren.

Diese Veränderung traf mit Molly's früher Kindheit zusammen; das Mädchen wuchs unter dem zunehmenden Gedränge der Fremden vollends

heran; die Aeltern desselben waren mit den übrigen Bewohnern des Landes wohlhabender geworden. Dennoch blieb ihre Wirthschaft noch immer beschränkt, ihre Wohnung zu klein, um Reisende über Nacht zu beherbergen, und ihr Hauptgeschäft Landbau und Fischerei.

Molly's wunderbar aufblühende Schönheit konnte nicht unbemerkt bleiben. Bald war des Reitens und Fahrens kein Ende, Alles kehrte wenigstens auf ein Paar Stunden in dem kleinen Hause ein. Bescheiden, anspruchslos, bediente Molly die Gäste ihres Vaters. Der Engel der Unschuld wachte über sie und verklärte ihre Gestalt. Das Laster verstummte vor ihrem Anblick, keine Schmeichelei machte auf ihr Herz Eindruck, ihr Gemüth blieb makellos, wie ihre Schönheit und ihre Sitten.

Der Ruf des schönen Mädchens von Winandermere erscholl bis in die Hauptstadt. Verschiedene Maler kamen nach einander, um ihr Portrait zu malen. Molly widerstrebte erröthend und gab nur dem Befehl der Mutter nach, die, eitel auf ihre Tochter, sich eben so sehr deren Celebrität als Schönheit erfreute, und

oft im Stillen auf beide große Pläne für die Zukunft baute.

Eines Abends, ziemlich spät, hielt vor dem Hause von Molly's Aeltern in einem mit zwei schönen Pferden bespannten Whiskey ein Fremder. Er war ohne alle Begleitung, sein Bedienter seiner Aussage nach unterwegs krank zurückgeblieben, er selbst nicht ganz wohl; seine Pferde waren ermüdet, er scheute das Geräusch der großen Gasthöfe, bat so lange, bat so sehr, bis Molly's Aeltern eine Ausnahme von ihrer gewohnten Regel machten und ihm ein kleines Zimmer in ihrem Hause für die Nacht einräumten. Ein schöner Mann in den Dreißigen, trug er die englische Uniform und nannte sich Obrist Belton.

Den folgenden Tag wollte er abreisen; es war ihm unmöglich, auch an keinem von vielen folgenden Morgen konnte er sich losreißen; so fest er sich's an jedem Abende vorgenommen hatte, täglich wußte er einen Vorwand zu ersinnen, um zu bleiben. Molly's Nähe, ihre unwiderstehliche Schönheit, ihre himmlische Unschuld hielten ihn an diesen Boden festgebannt, der ihm heilig dünkte, weil ihr Fuß ihn betrat. Hier in dieser

Hütte ging ihm das Glück auf, er hatte zwar gelebt, aber nie geliebt. Als er entdeckte, auch Molly theile sein Gefühl — denn wie konnte diese reine, arglose Seele sich verbergen? — da vergaß er die ganze übrige Welt. In einer einsamen Stunde wagte er es, sie an sein hochklopfendes Herz zu drücken und ihr seine heiße Liebe zu bekennen. Die reizende Verwirrung des schönen Mädchens, ihr Erröthen, zuletzt ihre Thränen und die mit der Einfalt eines Kindes herausgestammelte Bitte: sie nicht unglücklich zu machen, überströmten ihn mit Entzücken.

In der Laube, wo wir später Molly trauernd sitzen sahen, trat er mit ihr vor die Aeltern und bat die Staunenden um die Hand der Tochter. Mit Freudenthränen willigte die Mutter ein. Der Vater wagte einige Bedenklichkeiten, wünschte Erkundigungen einzuziehen, aber die Beredsamkeit seiner Frau übertönte seine Stimme, und ein Blick auf Molly, die mit dem reinsten Ausdruck der Liebe vor ihm stand, überstimmte seine Vernunft.

Belton betrieb nun alles mit der ungeduldigsten Eile. Aus freiem Willen erbot er sich,

weit hinter den reichen Kaufmannshäusern von Hamburg oder Leipzig zurückstehen. Doch liegt das wohl auch zum Theil an der Landesart. Die Frauen lieben mehr häusliche Zurückgezogenheit, sie sind an das rauschende Leben, an die vielen großen Zirkel nicht gewöhnt. Sie wollen ihre Ruhe, Ordnung und Gleichförmigkeit in ihrem Hause nicht derangiren. Die Männer hingegen suchen nach vollbrachten Geschäften die Freude gern auswärts, in Kaffeehäusern und Tavernen.

Die Familien der meisten wohlhabenden Kaufleute wohnen den größten Theil des Jahres, oft das ganze Jahr hindurch auf dem Lande, in sehr zierlichen, größern oder kleinern Landhäusern, die sie Cottages, Hütten, nennen, obgleich sie wohl einen vornehmern Namen verdienen. Hier genießen Frauen und Kinder die freie Luft, halten gute Nachbarschaft und erfreuen sich ganz gelassen und anständig, vielleicht etwas langweilig, des Lebens; während das Haupt der Familie den Tag in London auf seinem Comptoir zubringt, und sich dann Abends in ein Paar Stunden auf den herrlichen Wegen, zu Pferde oder Wagen, zu den Seinigen begibt.

Von der Lebensweise der Großen und Vornehmen läßt sich nichts sagen: diese gehören in keinem Lande zur Nation, sondern sind sich überall gleich, in Rußland wie in Frankreich, in England wie in Deutschland. Auch ist von dem Luxus, den sie, besonders auf dieser Insel, auf's höchste gesteigert haben, von der Art und Weise, wie sie Jahres- und Tageszeiten durch einander wirren, schon von Andern so viel geschrieben, als man in unserm Vaterlande zu wissen braucht. Wir wollen also jetzt davon schweigen nnd nur, wenn sich die Gelegenheit dazu künftig darbietet, im Vorübergehen das vielleicht Nöthige erwähnen. Unser Streben auf Reisen ging immer dahin, die Landessitte der eigentlichen Nation kennen zu lernen; diese muß man aber weder zu hoch, noch zu tief suchen. Nur im Mittelstande ist sie noch zu finden.

Ein Tag in London.

Wer spät zu Bette geht, steht spät auf, das ist in der Regel; daher hat die goldene Morgen-

sonne nirgends weniger Verehrer, als in London, wo doch sonst das Gold nicht zu gering geachtet wird. Vor neun bis zehn Uhr wird's nicht Tag. Anständig gekleidet, versammelt sich dann die Familie in dem zum Frühstück bestimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Ueberröcken, die Damen unbeschreiblich reizend gekleidet, schneeweiß, verhüllt bis ans Kinn, mit zierlichen Häubchen. Das Negligée ist der Triumph der Engländerinnen; mit der geschmackvollsten Einfachheit vereinigt es die höchste Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft steif und überladen aus.

Nichts Einladenderes gibt's in der Welt als ein englisches Familienfrühstück, auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmste des ganzen Tages gehalten, und man verlängert sie gern. Auf dem hellpolirten, stählernen Roste lodert die stille Flamme des Steinkohlenfeuers, selbst im Sommer, wenn das Wetter feucht ist. Das elegante Theegeräthe steht in zierlicher Ordnung auf dem schneeweiß bedeckten Tische, daneben frische ungesalzene, in Wasser schwimmende Butter, das weißeste Brot von der Welt, Zwieback, hartgekochte Eier, auch wohl,

nach schottischer Sitte, Honig und Marmelade von Pomeranzen. Hotrolls, heiße Rollen, eine Art warmer, mit Butter bestrichner Semmel, und Toasts, Brotschnitte, welche, von beiden Seiten mit Butter bestrichen, langsam am Feuer rösten, dürfen nie fehlen; letztere stehen in einem dazu verfertigten silbernen Gestell im Kamin, der Theekessel braust und siedet gesellig daneben.

Mit allem diesen wäre aber dennoch das Frühstück ohne die neuesten Zeitungsblätter sehr unvollständig, sie sind ein Hauptstück dabei. Ein selten vermißtes Stück des deutschen Frühstücks, die Tabackspfeife, ist, zum Lobe der Londoner sey's gesagt, bei ihnen ganz verbannt; dies schmutzige Vergnügen wird der letzten Classe des Volks überlassen; höchstens ergötzt sich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann oder ein kaum halbcivilisirter Landjunker in seinen einsamen vier Pfählen daran.

Die Dame des Hauses bereitet den Thee, zwar viel umständlicher, aber auch viel besser, als wir. Die Tassen werden erst sorgfältig mit heißem Wasser ausgewärmt, der Thee abgemessen, das heiße Wasser nach gewissen Regeln darauf

gegossen, und um für alle diese Mühe den gehörigen Ruhm zu ärnten, wird der Reihe nach gefragt: ob der Thee nach Jedes Wunsch gerathen sey? Alles geschieht langsam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben: denn sie mögen dabei keine andern Gedanken aufkommen lassen, außer den des gegenwärtigen Genusses. Nur die Zeitungsblätter machen beim Frühstücke hiervon eine Ausnahme, und Herren und Damen beschäftigen sich eifrig damit: denn nicht nur politische Neuigkeiten werden darin aufgetischt, auch Theater- und Familiennachrichten und vor allem die neuesten Stadtgeschichten, frohe und traurige, erbauliche und skandalöse, wahre, halbwahre und ganz erdichtete. Alles wird gelesen, alles wird besprochen. Daß bei solchen Fällen das Gespräch seltner stockt, als sonst wohl geschieht, ist natürlich.

Nach dem Frühstück begeben sich die Männer an ihr Geschäft, in's Comptoir, oder wohin ihr Beruf sie treibt. So viel möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und trotz des späten Anfangs ist er lang genug dazu, da Niemand vor fünf bis sechs Uhr zu Mittage speist.

Nach Tische feiert Jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein hartes Schicksal zur Arbeit zwingt.

Viele Herren besuchen bald nach dem Frühstück ihr gewohntes Kaffeehaus, wo sie einen großen Theil ihrer Geschäfte abthun, eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Bestellungen harren dort schön ihrer; dorthin verlegen sie auch gewöhnlich ihre Zusammenkünfte mit Freunden, um über wichtige Dinge sich mündlich zu besprechen und Verabredungen zu treffen. Die Wirthin des Hauses nimmt auf ihrem erhöhten Sitz unten am Eingange alles an, und bestellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunden, die sie alle persönlich kennt, weil sie es fast nie verfehlen, sich zur nämlichen Stunde einzustellen.

Diese Gewohnheit, sich täglich an einem bestimmten Orte finden zu lassen, ist in dieser ungeheuern Stadt von großem Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viel sonst verlorne Zeit werden dadurch erspart. Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei, denn nächst der fleckenlosen Reinheit ihres eignen Anzugs liegt einer Engländerin nichts so sehr am Herzen, als die ihres Hauses, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche, und,

wie sehr ist für alles dies dadurch gesorgt, daß so manches außer dem Hause abgemacht wird, was sonst in demselben Unordnung oder doch wenigstens Unruhe erregen müßte!

Die Ladies gehen nun auch an ihr Geschäft. Sie greifen zu den Morgenhüten, denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Kostüm, und selbst im Wagen würde es auffallend erscheinen, wenn sich eine Dame in den Vormittagsstunden ohne Hut wollte sehen lassen. Wäre sie auch in siebenfache Schleier gehüllt, alles würde sie anstarren, gleich etwas nie Gesehenen. Wollte sie es vollends wagen, ohne Hut, selbst nur wenige Schritte, zu Fuß über die Straße zu gehen, sie wäre ganz verloren; unbarmherzig würde sie der Pöbel verfolgen, als hätte sie die größte Unanständigkeit begangen.

Wohlversehen also mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls, wandern wir nun aus, denn die Mode will, daß man sich in den heißesten Stunden des Tages am sorgfältigsten verhülle. Visiten haben wir nicht viel zu machen, der Kreis unserer eigentlichen Bekannten ist klein, man schränkt sich zum nähern Umgange auf we-

nige Häuser ein, wie in allen großen Städten. Das Visitenwesen wird in London überdies fast immer mit Karten abgemacht. Indessen einen Wochenbesuch haben wir doch abzustatten, denn diese sind hier, wie überall, unerläßlich; nur werden sie später als in Deutschland angenommen.

Wir finden die Dame in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor allem prunkt das große Bett. Die Kissen, die Decken sind mit Spitzen und feiner Näharbeit verziert, in zierlichen Falten schwebt die weiße musselinene, mit grüner Seide gefütterte Draperie vom thronartigen Baldachin herab, so daß man die schönen Säulen von Mahagoni= oder anderm noch kostbarerm Holze frei erblickt. Das Negligée der Dame ist über und über mit den theuersten Spitzen geschmückt und bekräuselt; alles ist fein und erlesen, alles zeigt Reichthum.

Den Hauptgegenstand des Gesprächs gewährt die auf einem Seitentisch ausgestellte Garderobe des neuen Ankömmlings. Er selbst ist nicht sichtbar, sondern in der Kinderstube mit seiner Amme, denn das Selbststillen der vornehmeren Mütter ist in England nicht so allgemein, wie in Deutschland.

Es gibt hier bedeutende Laden, wo nichts anders verkauft wird, als Kinderzeug, und zwar zu sehr hohen Preisen. Alle Waaren dieser Laden prunken dann in dem Wochenzimmer verschwenderisch aufgehäuft. Selbst ein großes Nadelkissen in der Mitte ist nicht zu vergessen, auf welchem man mit Stecknadeln von allen Größen künstliche Muster steckt, die einer schönen reichen Silberstikkerei gleichen. Wahrscheinlich werden diese Dinge selten oder nie gebraucht, denn sie sind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich, sie dienen nur zum Prunke.

Sind wir mit dem Besehen und Bewundern endlich fertig, so wandern wir weiter a Shopping, dies heißt: wir kehren in zwanzig Laden ein, lassen uns tausend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren alles das Unterste zu oberst, und gehen vielleicht am Ende davon, ohne etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute sich dieses Unwesen gefallen lassen, kann nicht genug bewundert werden; keinem fällt es ein, nur eine verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen f a h r e n a Shopping. Ohne sich aus dem Wagen zu bemühen, lassen

sie sich den halben Laden in die Kutsche bringen, zur großen Beschwerde der Kaufleute sowohl als der Vorübergehenden auf dem Trottoir. Man erzählt, daß ein Trupp Matrosen, dem eine solche mit offnem Schlage dastehende Equipage den Weg versperrte, ohne Umstände einer nach dem andern hindurch spazierte, indem sie der darin sitzenden Dame höflich guten Morgen boten.

Die mannichfaltigen Ausstellungen von Kunstwerken sowohl als von Naturseltenheiten bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde sind die Kaufleute in Bewegung zu setzen. Später werden wir Gelegenheit nehmen, ausführlicher von diesen zu sprechen; hier gedenken wir ihrer nur, insofern die Mode sie begünstigt, welche stets eine oder zwei davon ihres besondern Schutzes würdigt, wo man dann sicher seyn kann, immer elegante Gesellschaft zu finden.

Die jetzt zerstreute Shakspeare-Galerie gehörte einst zu diesen Lieblings-Morgenbesuchen. Alljährlich im Frühling wird eine Ausstellung von Gemälden lebender Meister im Palast von Sommerset veranstaltet, welche dann ebenfalls an bestimmten Tagen und Stunden allem, was

nur auf Eleganz Anspruch macht, zum Versammlungsorte dient.

Die Promenade in St. James-Park könnte auch eine Abwechselung gewähren; doch wird sie im Ganzen weniger besucht, so reizend sie auch ist. Zwar fehlt es nie an Spaziergängern darin, aber nur bei sehr seltenen Gelegenheiten findet man sie so bevölkert, wie es die Terrassen der Tuilerien alle Tage sind. Es gibt der müssigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die englischen Damen gehen nicht so viel aus, als die Pariserinnen, und wenn sie es thun, so ziehen sie eine Shopping party allen andern Promenaden vor.

Die Kuchenladen, deren wir früher gedachten, liegen, gleich andern, frei und offen unten an der Straße; daher können Damen recht anständig allein dort einkehren. Nur in dem berühmtesten dieser Etablissements bei Mr. Birch, in der Nähe der Börse, geht dies nicht wohl an; hier kann man sich nicht ohne männliche Begleitung blicken lassen.

Das nicht sehr geräumige Frühstückszimmer befindet sich hinten im Hause, am Ende eines

langen Ganges. Kein Strahl des Tageslichts wird darin geduldet, Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch so hell schiene; die übrige Einrichtung des Zimmers ist anständig, ohne sich besonders auszuzeichnen. Immer findet man Gesellschaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich schweigend ihre Schildkröten-Suppe und ein Paar warme kleine Pastetchen verzehren. Weiter wird in diesem Hause nichts zubereitet; aber die Pastetchen sollen die besten in der ganzen Welt seyn, und nun vollends die Schildkrötensuppe, darüber geht nichts. Nirgends weiß man sie so zu bereiten, wie hier, so behaupten die Londoner. Uns aber kam die Gelassenheit, mit welcher die Herren und Damen das von Madeira-Wein und Cayenne-Pfeffer glühende, uns Zunge und Gaumen verbrennende Gemengsel genossen, weit bewundernswerther vor, als die Suppe selbst.

Der vorige Besitzer dieses Hauses, Mr. Horton, brachte indessen blos mit diesen Pastetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von hundert tausend Pf. Sterl. zusammen, und sein jetziger Nachfolger, Mr. Birch, ist auf

gutem Wege, es ihm nachzuthun. Dennoch sind die Preise in diesem Hause sehr billig und, wie überall, ein für allemal festgesetzt. Was Jeder verzehrt, ist eine Kleinigkeit, aber die Menge der Verzehrenden gibt eine ungeheure Einnahme.

Gegen 5 Uhr wird es Zeit, nach Hause und an die nöthige Toilette vor Tische zu denken. Heute sind wir zu einem Diner geladen, aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hause zubrächten, so wäre es doch höchst unschicklich und bei gesunden Tagen unerhört, im Morgenkleide zu bleiben. Selbst die Männer ziehen den Börsen-Rock aus und mit ihm alle Gedanken an Geschäfte, um in einem elegantern Anzuge zu erscheinen.

Schön und etwas steif geputzt fahren wir nun um halb sieben zum Mittagsessen. Gastfrei sind die Londoner eben nicht, sie scheuen nicht sowohl die große Theurung aller Dinge, als vielmehr die hier von allen geselligen Zusammenkünften durchaus unzertrennliche Etikette, welche einen solchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer schweren Last macht. Daher werden gewöhnlich solche Diners nur durch äußere Anlässe herbeigeführt, wie etwa die Gegenwart

von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müssen glaubt. Sonst führt der Londoner seinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei sich aufnimmt, dort, tête à tête, oder in einem größern, doch immer geschloßnen Zirkel thun sie sich bei Wein, Politik und lustigen Gesprächen gütlich. Zu Hause ängstigt sie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Aeußern erweiset, aber ihnen auch, wie allen Respectspersonen, eben deshalb gern so viel möglich aus dem Wege geht.

Doch wieder zu unserm Diner. In dem Besuchzimmer finden wir die Gesellschaft versammelt; es faßt höchstens zwölf bis vierzehn Personen. Nach den herkömmlichen Begrüßungs-Formeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnstühlen Platz, die Herren wärmen sich am Feuer, und nicht immer auf die schicklichste Weise. Schläfrig, einsylbig, langsam wankt die Conversation zwischen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf in's Speisezimmer ertönt. Dies liegt oft eine Treppe höher oder niedriger, als das Besuchzimmer, weil, wie wir schon früher bemerkten, die Wohnungen,

selbst sehr treicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem sind.

Die Tafel steht fertig und servirt da, bis auf Gläser. Servietten gibt es jetzt an den englischen Tafeln, seit die Engländer so viel reisen, wenigstens wenn man ein Diner gibt. Vor weniger Zeit fand man sie nur in Häusern, welche auf fremde Sitten Anspruch machten. Das Tischtuch hing damals, und hängt auch noch wohl jetzt, wenn man en famille speis't, bis auf den Erdboden herab, und Jedermann nahm es bei'm Niedersitzen auf's Knie und handhabte es wie bei uns die Serviette. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch, die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, so viel möglichst in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gange gehören, stehen auf der Tafel.

Die englische Kochkunst hat auch in Deutschland ihre Verehrer; wir gehören nicht dazu, uns graute vor dem blutigen Fleisch, vor den ohne

alles Salz zubereiteten Fischen, vor dem in Wasser halb gar gekochten Gemüse, den Hasen und Rebhühnern, die, wie alle andre Braten, ungespickt, ohne alle Butter, blos in ihrer eignen Brühe zubereitet werden.

Die Dame servirt die reichlich mit Cayenne-Pfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich gefragt hat: ob er welche verlange? Des Fragens von Seiten der Wirthe und des Antwortens von Seiten der Gäste ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der, wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann, Er muß Rede und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Theil vom Geflügel, vom Fisch? ob er es gern stärker oder weniger gebraten hat? eine Frage, die besonders oft die Fremden in Verlegenheit setzt; man sagt: much done or little done, wörtlich übersetzt, heißt das: viel gethan oder wenig gethan.

Diese Fragen ertönen von allen Seiten des

Tisches zugleich, denn ein paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich servirt, nicht nach der Reihe, wie in Deutschland. Sie bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbütte oder dergleichen, der, bei'm Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt, aus Puddingen, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter oder andre fremde Zuthat in eigner Brühe gedämpft, geröstet, gebraten oder gekocht, nur der Pfeffer ist nicht daran gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen, trocknen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Titel einer Pastete.

Die halb rohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei Tafel thut Jeder auf seinem Teller nach Belieben geschmolzene Butter daran. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, blos in Wasserdampf gekocht. Die Puddinge aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark und dergleichen zusammengesetzt. Die Tarts,

der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht und mit einem Deckel von trocknem Teige versehen. Die Pickels, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Wallnüsse, kleine Zwiebeln und dergleichen mit starkem Essig und vielem Gewürze eingemacht, sind vortrefflich.

Mit diesen, so wie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im Großen fabricirt und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Diese Saucen, Senf, Oel und Essig stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, so wie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame vom Hause über Tische mit vieler Umständlichkeit bereitet und klein geschnitten; er besteht aus einer sehr zarten saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben

kein besser Kalb- oder Hammelfleisch gesehen und es wäre auch alles ganz vortrefflich zubereitet.

Das Ceremoniel bei'm Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch beschwerlicher und versetzt uns oft in wahre Noth. Da sitzen wir betäubt und ängstlich von alle dem wunderlichen Wesen; plötzlich erhebt der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame, und aus Höflichkeit die Fremde zuerst, um die Erlaubniß, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zugleich zu bestimmen: ob sie weißen Lissaboner oder rothen Portwein vorziehe? Denn die französischen Weine, so wie der Rheinwein, kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl, und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu bringen, die übrigen Gäste sehen schweigend der Verhandlung zu. Zierlich sich gegen einander verneigend, sprechen die beiden handelnden Personen, wie im Chor: „Sir, Ihre gute Gesundheit! Madame, Ihre gute Gesundheit!" trinken die Gläser aus und geben sie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieselbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieselbe Ceremonie wird wieder-

holt, und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame, und jede Dame mit jedem Herrn wenigstens einmal die Reihe durchgemacht hat. Keine kleine Aufgabe für die, welche des starken Weines ungewohnt sind. Abschlagen darf man es Niemandem, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem ersten Glase den Wunsch für die Gesundheit jeder einzelnen Person an der Tafel wenigstens durch ein Kopfnicken andeuten und auch genau Acht geben, ob Jemand der andern Gäste uns diese Ehre erzeigt. Es wäre die höchste Unschicklichkeit, wenn eine Dame unaufgefordert trinken wollte, sie muß warten, wäre sie auch noch so durstig, doch bleibt die Aufforderung selten lange aus. Auch die Herren müssen sich zu jedem Glase einen Gehülfen einladen, ein Dritter hat aber die Erlaubniß, sich mit anzuschließen, wenn er vorher geziemend darum anhält.

So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Essen und Trinken, mit Gesundheittrinken, und mit Achtgeben, ob Niemand die unsre trinkt, vollauf zu thun. Kein interessantes Tischgespräch kann aufkommen, es wird sogar für unschicklich gehalten, wenn Jemand den

Versuch macht, eins aufzubringen; der Herr des Hauses fährt gleich mit der Bemerkung dazwischen: „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagsessen, nach Tische wollen wir das abhandeln.“ Die Damen sprechen ohnehin nur das Nothwendigste aus lauter Bescheidenheit. Die Fremden können sich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Gesprächs hüten; es gehört hier gar nicht viel dazu, um für ungeheuer dreist — monstrous bold — zu gelten.

Ist der erste beschwerliche Akt des Essens überstanden, so wird der Tisch geleert, die Brodkrumen sorgfältig vom Tischtuch abgekehrt, und es erscheinen verschiedene Arten von Käse, Butter, Radieschen und wieder Salat. Letzterer wird ohne alle Zubereitung blos mit Salz zum Käse gegessen.

Dieser Zwischenakt dauert nicht lange, er macht einem zweiten Platz. Jeder Gast bekommt nun ein kleines schön geschliffenes Krystallbecken voll Wasser zum Spülen der Zähne und Händewaschen, und eine kleine Servlette; man verfährt damit, als wäre man für sich allein zu Hause. Die ganze so beschäftigte Gesellschaft erinnerte uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man sie

Wasser speiend um Fontainen sitzen sieht. Die Damen ermangeln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerspitzen anzubringen; die Herren gehen schon etwas dreister zu Werke.

Nach dieser Reinigungs-Ceremonie ändert sich die ganze Decoration. Das Tischtuch, mit allem was darauf stand, verschwindet, und der schöne hellpolirte Tisch von Mahagonyholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaschen und Gläser vor dem Herrn des Hauses hingestellt, das Obst wird aufgetragen, und jeder Gast erhält eine kleines Couvert zum Dessert, ein Glas und ein kleines rothgewürfeltes oder auch ganz rothes, viereckig zusammengelegtes Tuch. Letzteres aber darf man nicht entfalten, man benutzt es nur das Glas darauf zu stellen. Das Obst wird nicht herumgereicht, sondern, wie vorher die andern Gerichte, vorgelegt und mit vielen Fragen ausgeboten. Es ist im Ganzen schlecht, sauer und halbreif. Haselnüsse, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche sie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei, süße Confituren und Bonbons sind wenig im Gebrauch.

Jetzt fangen die Flaschen an die Hauptrolle zu spielen; jeder schiebt sie seinem Nachbar zu, nachdem er sich selbst etwas eingeschenkt hat, viel oder wenig, wie man will, nur leer darf das Glas nicht bleiben, und bei jedem Toast muß das Eingeschenkte ausgetrunken werden. Den Damen sieht man indessen durch die Finger, wenn sie blos ein wenig nippen. Der Wirth bringt nun einige Toasts aus, er läßt seine Freunde leben, die sich denn wieder durch ein Gegencompliment an ihm und der Dame vom Hause revanchiren; die königliche Familie wird nie bei dieser Gelegenheit vergessen. Einige der Gäste geben Sentiments zum Besten, das heißt, kurze Sätze, die zuweilen auf die Damen Bezug haben, zum Beispiel: merit to win a heart and sense to keep it (Verdienst, ein Herz zu gewinnen, und Verstand, um es zu behalten). Alle diese Gesundheiten werden beim Trinken mit lauter Stimme von Jedem wiederholt.

Diese Gesundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen, die Flasche weiter zu schieben, sind alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man dem König die gebührende Ehre erzeigt

hat, erhebt sich die Dame des Hauses aus ihrem Lehnsessel; mit einer kleinen Verbeugung gibt sie den übrigen Damen das Signal, alle erheben sich und trippeln sittsamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Sogar, wenn Mann und Frau tête à tête allein essen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flasche. Ob er dann auch Toasts ausbringt, ist uns nicht bekannt.

Jetzt, da die Frauen fort sind, wird es den Herren leichter um's Herz, aller Zwang ist nun verbannt, sie bleiben unter sich allein, bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den sie während unsrer Gegenwart mühsam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet dem ganzen Hause, daß ihnen gar wohl zu Muthe sey. Wir aber, wir Armen, was wird aus uns? Da sitzen wir wieder am Kamin und sehen uns an und gähnen mit geschlossenem Munde. Nicht einmal Kaffee gibt es, um uns einigermaßen munter zu erhalten, Handarbeit in Gesellschaft wäre auch unerhört. der gegenseitige Anzug ist leider zu bald durchgemustert. In der trostlosesten Stimmung sitzen wir und sind alle-

sammt des Lebens herzlich müde. Wie gern schließen wir ein! Aber das schickt sich nicht.

Endlich ist eine Stunde so jämmerlich hingeschlichen. Wir haben vom Wetter gesprochen, vom Theater; das ist hier aber kein so gangbarer Artikel, als in andern Orten, denn man geht viel seltner hin. Die Fremde ist zehnmal gefragt worden, wie ihr London gefällt, und sie hat zehnmal pflichtschuldigst geantwortet: ganz ausnehmend wohl; da macht denn endlich die Frau vom Hause dem Jammer dadurch ein Ende, daß sie die Herren zum Thee bitten läßt.

Man sagt, die schnellere oder langsamere Befolgung dieses Winks sey das sicherste Zeichen, wer im Hause herrsche, ob der Mann oder die Frau. Indessen, wenn sie auch zögern, sie kommen doch, die Herren, ein wenig heiter, ein wenig redselig; aber, zu ihrer Ehre sey es gesagt, betrunken haben wir bei solchen Gelegenheiten keinen gesehen.

Die Dame macht jetzt den Thee sehr umständlich. Die Fragen, wie man ihn findet? wie man ihn wünscht? ob süß? ob mit viel Milch oder wenig? werden auch hier nicht unterlassen.

In einigen Häusern wird er draußen servirt und vom Bedienten herum gereicht; doch dies sind Ausnahmen von der Regel; die englischen Ladies lassen sich ungern den Platz am Theetisch nehmen, den sie so ehrenvoll behaupten. Neben dem Thee wird auch sehr schlechter dünner Kaffee geboten.

Die Conversation geht nun ein wenig rascher, indessen die Herren haben sich bei der Bouteille rein ausgesprochen, die Damen sind müde und sprechen überhaupt wenig, es wird selten ein muntres erfreuliches Gespräch daraus. Nach dem Thee fährt man zu Hause, denn für's Theater ist's zu spät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen ist.

Whist ist das einzige übliche Spiel in Gesellschaft; von unsrer Art zu spielen weicht man darin ab, daß man nur Partie Simple oder Double zählt, kein Tripel oder Quadrupel. Auf diese Weise kann man höchstens sieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei spielt, nie mehr, noch weniger. Die Karten sind sehr theuer und groß, aber ungeschickt. Dies ist wohl das einzige Fabrikat, in welchem die Eng-

länder andern Nationen nachstehen. Kartengeld ist nicht gebräuchlich, eben so wenig Trinkgeld an die Bedienten.

Daß die Engländer sehr gut, sehr ernst und schweigend dies ihr Nationalspiel spielen, ist bekannt, nicht aber, daß keinesweges die Spielenden, sondern der Herr des Hauses zu bestimmen hat, wie hoch seine Gäste spielen sollen. Dieser Taxe muß man sich ohne Widerrede unterwerfen, wenn man nicht beleidigen will. Einige bestimmen aus Ostentation ein sehr hohes Spiel, Andere, die vernünftiger sind, thun das Gegentheil. Dem Fremden ist zu rathen, daß er sich vorher nach der Sitte des Hauses erkundige, ehe er zum Spiel geht, sonst kann er in unangenehme Verlegenheit gerathen.

Nach dem Spiele setzt man sich noch zu einem kalten Abendessen von Austern, Hummern, Tarts, und dergleichen; dies wird sehr schnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überstanden zu haben, fährt man spät nach Mitternacht durch die noch immer von Menschen wimmelnden Straßen nach Hause. Alle Läden sind noch offen und er-

leuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer bis die Sonne wieder scheint.

Es gibt noch eine Art geselliger Zusammenkünfte, welche die erste Klasse des Mittelstandes, von der wir hier sprechen, dem vornehmeren, aus den ersten Familien des Reichs bestehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unsern Assembleen in Deutschland. Mit dem Wort Assembly verbindet man in England immer die Idee einer auf Unterzeichnung gegründeten Zusammenkunft an einem öffentlichen Orte.

Die Frau vom Hause macht die Honneurs dieser Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeschickt, und zwar ungefähr dreimal so vielen Personen, als das Lokal gemächlich fassen kann. Es versteht sich von selbst, daß man zu einem solchen Feste eine beßre Wohnung, als die gewöhnlichen, haben muß, die doch wenigstens eine Art von Folgereihe mehrerer Zimmer enthält.

Um zehn Uhr, oft noch viel später, fängt man an sich zu versammeln, drängt sich durch, um die Wirthin zu begrüßen, die gewöhnlich unsern

der ersten Thür im Zimmer Posto gefaßt hat, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltische, die dicht zusammengedrängt den ganzen Raum erfüllen. Thee und andere Erfrischungen werden herumgereicht, so lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt so voll, daß Niemand mehr athmen kann, daß vor allgemeinem Geräusch kein Wort mehr zu verstehen ist, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu stellen, ja daß die zuletzt Kommenden auf Treppen und Vorplätzen stehen bleiben müssen, so hat das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht.

Um zwei, drei Uhr gegen Morgen entwickelt sich der Menschenknäuel langsam, wie er anschwoll. Man fährt zu Hause und hat einen delicieusen Abend im großen Styl hingebracht. Die Dame vom Hause zieht sich in ihr Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerschlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem stolzen Bewußtseyn, die höchste Glorie des geselligen Lebens erreicht zu haben.

Sonntag.

Welch ein Tag für die arbeitende Klasse auf dem festen Lande! Die Greise freuen sich schon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo sie nach sechs mühevollen Tagen die Ihrigen reinlich und festlich gekleidet in Freude und Lust um sich sehen; die Kinder rechnen schon Montag, wie lange es noch zum Sonntag sey, dann ist keine Schule, dann können sie frei und frank herumlaufen und spielen nach Herzensgefallen, und vollends den jungen Leuten öffnet sich ein Himmelreich bei Musik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke.

Von den Vornehmen in den Städten haben freilich viele alle Tage Sonntag, wenn sie wollen; dennoch ist für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, sondern auch ein Tag der Freude, geselligem Vergnügen und vor allem Familienzusammenkünften geweiht. Wenige gibt es, die nicht diesem Tage, so oft er erscheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegensehen,

und wäre es nur die, einmal in's Schauspiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war.

Ganz anders ist es in London: Musik und Tanz sind hoch verpönt, an Theater ist gar nicht zu denken erlaubt, alle Läden, alle Ausstellungen sind dicht verschlossen. Die fanatische Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbaths wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit untersagen, aber das Vergnügen erlauben.

Einige der vornehmsten Familien des Reichs wurden vor kurzer Zeit fast namentlich in den Kirchen als Sabbathsschänder und schreckliche Sünder abgekanzelt, und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil sie Sonntags unter sich Liebhaberconcerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Gesellschaften, welche sie Sonnabends bei sich versammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Karten verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erschienen war.

Ist's wirklich wahr, daß man in Deutschland am Sonntage Karten spielt? hörten wir eine

Dame fragen. Keinen Tag lieber, als Sonntags, wo man doch nichts zu thun hat, war die Antwort. Good Lord! seufzte die zweite Dame; aber, setzte sie belehrend hinzu, man kann's ihnen nicht verdenken, sie werden nicht besser gelehrt, und dabei blickte sie mitleidig auf uns Heiden. Aber sie spielen doch nicht um Geld? fragte eine dritte. Freilich um Geld, oft um viel Geld! Alle fuhren schaudernd zurück. God bless us all, Gott segne uns alle! sagte die vierte, ich habe nur einmal Sonntags (und um gar nichts) Karten gespielt, und ich kann's mir noch heute nicht vergeben. Alle vier hatten zwei Minuten vorher bitterlich über den Sonntag geseufzt, der ihnen nicht erlaubte einen Robber zu machen; man war auf dem Lande bei abscheulichem Wetter, und hatte die schrecklichste Langeweile, während die Herren bei der Flasche wie angemauert blieben.

Der ächte Engländer theilt den Tag zwischen öffentlichem Gottesdienst, häuslicher Betstunde und der Flasche; seine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu, und läßt den lieben Nächsten eine etwas scharfe Revue passiren, denn

das ist Sonntags erlaubt. Die Kinder sind gar übel daran, seit man eigne Schulen für die Sonntagsabende errichtet hat, in welche sie processionsweise getrieben werden, nachdem sie den Tag über zweimal in der Kirche und einmal zu Hause die sinn- und geistlose Liturgie des englischen Gottesdienstes haben herbeten müssen.

Aber wie noch erbärmlicher geht's dem, des Zwangs ungewohnten Fremden! Sie öffnen das Klavier, die Wirthin knickst in's Zimmer herein und bittet den Tag des Herrn nicht zu vergessen. Sie ergreifen ein Buch, da kommt ein Besuch, sieht, daß Sie einer weltlichen Lectüre sich überließen, und hält Ihnen eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Aergerlich setzen Sie sich in's Fenster; ohne daran zu denken, ergreifen Sie ein Strickzeug, da versammelt sich der Pöbel vor dem Hause, mit Schimpfen und Schelten zieht er Ihnen einen neuen Besuch der Wirthin zu, welche im heiligen Eifer sich diesmal etwas weniger glimpflich ausdrückt, als kurz vorher. Beschäftigen Sie sich fern vom Fenster in ihrem Zimmer, so äußern die Bedienten, so oft sie hereintreten, ihren heiligen Abscheu, wenigstens durch

Mienen, wenn nicht durch Worte. Wollen Sie mit Ihren Landsleuten eine Partie Whist in Ihrem eigenen Zimmer machen, so hat Ihr eigener Bedienter das Recht, Sie bei'm nächsten Friedensrichter zu verklagen, und Sie entgehen sicher der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der zwei und funfzig Mal im Jahre wiederkommt? Man macht kleine Reisen, wenn die Jahreszeit und das Wetter es erlauben, und achtet's nicht, daß die Wegegelder am Sabbath doppelt erlegt werden müssen, zur Ehre des Herrn. Im Winter, bei schlimmem Wetter, faßt man sich in Geduld, andern Rath gibt's nicht.

Feueranstalt.

Die allgemeine Sage versichert, keine Nacht und kein Tag verginge in London, ohne daß Feuer auskäme, gewöhnlich an mehr als einem Orte. Die Sache ist nur zu wahrscheinlich. Welche Masse von Häusern! Wie viele Kamine und

Feuerstellen! Und dennoch hört man nie eine Sturmglocke, kein Feuerlärm verkündigt es dieser auf einander gehäuften Million Menschen, wenn einer ihrer Mitbürger in Noth ist und Hülfe bedarf; Niemand außer den nächsten Nachbarn erfährt zur Zeit eines Brandes etwas davon, und wäre er noch so beträchtlich, noch so gefährlich. Aber stürmte man auch mit allen Glocken, kein Mensch würde sich darum bekümmern, keinem würde es zu Herzen gehen. Doch den Assecurateurs geht es an den Beutel, und darum sind diese sehr bereitwillig zu helfen. Die ganz vortrefflichen Feueranstalten stehen unter ihrer Direction, und können gewiß nicht besser, besonnener und eifriger dirigirt werden, als von diesen Herren, die so lebhaft bei jeder Rettung interessirt sind. Fast an allen Häusern sieht man den kleinen goldenen Phönix neben der Hausthüre prangen, ein Zeichen, daß der Eigner für eine gar nicht beträchtliche jährliche Abgabe sein Haus bei der Phönixcompagnie gegen Feuersgefahr versicherte.

So wie solch ein Unglück entsteht, wird die Gesellschaft augenblicklich davon benachrichtigt,

denn die ganze Nacht geht eine kleine Armee Wächter umher, um jede drohende Gefahr gleich zu bemerken und anzukündigen. In allen Stadtvierteln stehen Feuerspritzen, Pferde und Menschen Tag und Nacht zur Hülfe bereit. Auf den ersten Ruf ist alles bei der Hand, und dem Unheil wird gewehrt; nur die dazu beauftragten Leute dürfen sich dem Feuer nähern; sie zeichnen sich durch ihre Kleidung aus, so daß man sie gleich erkennt.

Aber nicht blos Häuser, sondern auch Möbeln, Wäsche, Kostbarkeiten werden gegen Feuer versichert. Daraus entsteht der sonderbare Fall, daß selbst den Eigenthümern nicht erlaubt ist etwas zu retten, sie müssen alles diesen fremden Leuten anvertrauen, die denn aber freilich sich auch viel besser dabei benehmen als Jemand, welcher der Sache ungewohnt ist, und den ohnehin Angst, Furcht und Schrecken der gewohnten Besonnenheit beraubten. Diese Einrichtung ist nothwendig, um den bei solchen Gelegenheiten unvermeidlichen Diebstählen vorzubeugen, und so wunderbar sie auf den ersten Anblick erscheint, so wohl befindet man sich im Grunde doch dabei.

Oeffentliche Vergnügungen.

Theater.

Nicht allein an der Sprache erkennt man die verschiedenen Nationen, welche Europa bewohnen, auch am Gange, am Tone, an der Geberde. Jede derselben unterscheidet sich von der andern durch schwer zu bezeichnende, aber deshalb nicht weniger sichtbare und untrügliche Kennzeichen.

Auch auf die bildende Kunst hat dieser angeborne und angeeignete Unterschied der Nationen großen Einfluß. Kein Niederländer malt wie ein Italiener, kein Franzose wie Beide; Alle müssen ihrer Nationalität treu bleiben. Die Gestalten, die Geberden, der Himmel, die Beleuchtung, die wir von Jugend auf sehen, prägen sich uns mit unauslöschlichen Zügen ein. Wir können nur wiedergeben, was wir in uns tragen, und der Unterschied der Schulen liegt mehr an dem Himmel, unter dem sie entstanden, als an den Meistern, die man für ihre Stifter erkennt.

Bei der theatralischen Kunst blickt diese Nationalität noch deutlicher hervor, und wäre es möglich, einem Schauspiele zuzusehen, ohne daß man ein Wort davon hörte, so müßte doch der kundige Beobachter gleich entscheiden können: ob er ein englisches, französisches, oder deutsches Theater vor sich sähe. Alle drei können in ihrer Art vortrefflich seyn, und werden dennoch dem Fremden mißfallen. Denn dieser, mit der Individualität der Nationen noch nicht bekannt genug, will nach seinem eignen, vom Hause mitgebrachten Maßstabe messen. Nur nach und nach wird er entdecken, daß das, was ihm zuerst widerwärtig, unnatürlich, übertrieben erschien, dennoch treu, wahr und bewundernswürdig ist.

Betrachtet man eine theatralische Vorstellung als ein vollendetes, abgerundetes Ganze, so haben wir Deutschen vor den andern Nationen keinen Vorzug, so viel vortreffliche einzelne Künstler wir auch aufzuweisen haben. Das Weimarische Hoftheater, begünstigt durch ein Zusammentreffen vieler seltener, außerordentlicher Umstände, war vielleicht das einzige in Deutschland, auf welchem man noch zuweilen einzelne Darstellun-

gen einiger Meisterwerke der vorzüglichsten Dichter erblickte, die sich, durch das Zusammenpassen jedes Theils zum Ganzen, der Vollkommenheit näherten.

Daß der deutsche Schauspieler Allen alles seyn muß, ist ein Unglück; dadurch wird er verhindert sein Talent auszubilden für das seiner Persönlichkeit am besten zusagende Fach. In Paris und London ist das anders. Jeder widmet sich den Rollen, zu welchen seine Individualität ihn ruft. Mit dem Alter nimmt man es dort weit weniger genau, als bei uns. Gerechter, als wir, bedenkt man: wie viel dazu gehört, eine hohe Stufe in irgend einer Kunst zu erringen. Kein vollendeter Künstler ward geboren. Jahre voll Anstrengung und Studium gehören dazu, um das große Talent auszubilden; oft ist die Jugend entflohn, wenn jenes erst in vollem Glanze strahlt. In Frankreich und England erkennt man dies, und läßt sich lieber willig durch Schminke, Kleidung, Beleuchtung täuschen, als daß man den höchsten Genuß, den die Kunst gewähren kann, verschmähte, weil der Künstler einige Jahre zu viel zählt.

Der vorzügliche deutsche Schauspieler ist in Geberde, Ton, Declamation und Stellung bei weitem der gemäßigtste, weil Maßhalten und Ernst in der Natur des Deutschen liegt. Wir erscheinen unsern Nachbarn kalt, aus demselben Grunde, aus welchem sie uns übertrieben scheinen. Eben so wird der westphälische Bauer gewiß glauben, der Provenzale oder Gascogner wolle ihn todt schlagen, wenn jener ihm blos nach seiner Landessitte einen guten Morgen bietet.

Nennt man ein nach festgesetzten Regeln genau gebildetes Ganze ein vollendetes Kunstwerk, so hat die französische Tragödie vor allen andern den Vorzug. Streng abgemessen sind Zeit und Ort. Jeder Vers, jedes Wort findet im Parterre Richter, die keinen Verstoß gegen einmal festgesetzte Regeln hingehen lassen. Gesetze des sogenannten Wohlstandes, wie keine andere Nation sie kennt, binden den Dichter wie den Schauspieler. Beide dürfen sich nur in scharf gezogenen Schranken bewegen. Das auf diese Weise mühevoll hervorgebrachte Kunstwerk blendet, setzt in Erstaunen, erregt Bewunderung; aber wir bleiben ohne Theilnahme dabei, und ein Frösteln,

das wir ungern Langeweile nennen möchten, bemächtigt sich unsrer. Die Stellungen der berühmtesten Schauspieler, schön und kunstreich, wie sie sind, erinnern doch immer an jene akademischen Figuren, die wir auch auf den französischen Gemälden finden, und von denen es auch ihren besten Meistern nicht gelingt, sich ganz zu befreien. Der Geist der Tragödie ist nicht der Geist der Nation, die von jeher alles leicht nahm, was das Schicksal auch immer über Sterbliche verhängen mag. Die Sprache selbst, ihr Mangel an Tonfall widerstrebt der höhern Poesie, widerstrebt jeder Declamation. Alles wird blos durch Kunst hervorgebracht, es ist als hörte man einen auf das kunstreichste gebildeten Sänger, dem aber die Natur eine sonore Stimme versagte. In der höheren Komödie hingegen steht der Franzose auf der ersten Stufe. Da ist Geist, Leben, Witz, Laune und der fein gebildete Conversationston zu treffen, welcher ihn auch im gemeinen Leben vor allen Nationen auszeichnet.

Das englische Theater steht auf dem ganz entgegengesetzten Punkte. Keine Regel beschränkt den Dichter, keine den Schauspieler. Ungebun=

den überlassen Beide sich ihrem Genius. Alles steht dem Dichter zu Gebot, Verse und Prose, ewiger Wechsel der Scene, Ausdehnung der Zeit ins Unendliche, alle mögliche Motive. Wie schwer es sey, von dieser unbeschränkten Gewalt den rechten Gebrauch zu machen, lehrt der Mangel an guten neuen Tragödien; nur Shakspeare's Riesengeist konnte sie zum Rechten anwenden; noch immer steht er allein da, das Volk verehrt ihn als seinen einzigen Dichter und drängt sich unermüdet zu seinen Meisterwerken.

Die englische Komödie gibt ein treues, oft etwas überladenes Bild des häuslichen und geselligen Lebens, der Fehler, der Tugenden, der Lächerlichkeiten, die man in den verschiedenen Ständen trifft. Die Eigenheiten der verschiedenen Provinzen, der Schottländer und Irländer, besonders ihrer Dialekte, erhöhen das Komische derselben, und werden mit vieler Treue dargestellt.

Charakter-Komödien, wie die Franzosen deren meisterhafte besitzen, in denen sich alles um Eine Rolle dreht, die dadurch bis ins kleinste Detail herausgehoben wird, kennt der Engländer nicht. Dafür wimmeln alle Stücke von Personen, die

uns als Karikaturen erscheinen, die es aber bei diesem originellen Volke nicht sind. Nur die stärksten Züge ein wenig verflächt und gemildert, und man trifft überall im geselligen Leben die Urbilder dazu an.

Selbst bei den bessern der gezeichneten Karikaturen, an denen wir uns auch zuweilen in Deutschland ergötzen, ist dieses schon der Fall; Aehnlichkeit liegt immer zum Grunde, und bei weitem nicht so mit fremden Zügen überladen, als man im Auslande wohl glaubt.

So streng man sonst in England in allen Zirkeln, die aus Männern und Frauen gemischt sind, auf Decenz hält, so nachsichtig ist man in dieser Hinsicht auf dem Theater. Frauen, die im geselligen Leben jedes nur von fern ihr Zartgefühl beleidigendes Wort empört, sehen Scenen an, von denen jede Französin sich zürnend wegwenden würde, und die gewiß das Pariser Publikum mit dem entschiedensten Unwillen aufnähme.

Der englische Tragiker spielt natürlicher als der französische, feuriger als der deutsche. Zu treu kopirt er die Natur und überschreitet oft die Gränze des Schönen. Der wüthendste Ausdruck

des Leidens, selbst der laute Schrei körperlichen Schmerzes, alle Verzerrungen des Wahnsinns, konvulsivisches Zucken der Sterbenden, nichts wird dem Publikum erlassen, welches in diesem allen die höchste Kunst zu sehen glaubt, und mit gesträubtem Haare dann am lautesten in Beifallsbezeigungen ausbricht, wenn es vor Schrecken schaudert.

Die Größe des Schauspielhauses zwingt die Schauspieler, überlaut zu sprechen, denn der im entferntesten Winkel sitzende Matrose will für seine Six pence so gut alles hören und vernehmen, als die vornehmste Lady in der ersten Loge. Deutliche Aussprache ist demnach die erste Forderung, welche das englische Publikum an dem Schauspieler macht. Dieser muß daher mit der äußersten Anstrengung jedes Wort, jede Sylbe abstoßend betonen. Bei den mittelmäßigen Künstlern bringt dies eine sehr unangenehme, oft lächerliche Wirkung hervor; nur die besten von ihnen wissen mit unglaublicher Mühe diese Schwierigkeit zu bekämpfen.

Aber auch die bessern Schauspieler heben gewisse Tiraden hervor, welche auf Patriotism, Frei-

heit und Nationalität Bezug haben, und von denen sie voraus wissen, daß das Publikum sie jedes Mal beklatscht. Diese Stellen werden ganz an dasselbe gerichtet, und die Mitspielenden während einer solchen Hauptaktion gar nicht beachtet; ihre Zeit tritt später wieder ein. Periodenweise deklamirt der Schauspieler seine Rede ab. Zwischen jedem Satze wird eine hinlängliche Pause für den Beifall gelassen, dann weiter gesprochen, dann wieder geschwiegen, so, daß das Ganze sich wie ein Melodram ausnimmt, zu welchem das Publikum das Accompagnement liefert.

Die englische Deklamation hat ohnehin einen eignen singenden Ton, ohne große Modulation, etwas dem Fremden affectirt scheinendes Pathetisches, das sich nicht beschreiben läßt; bei etwas Aufmerksamkeit aber findet man ihn im gemeinen Leben wieder, bei jedem durch Leidenschaft gehobenen Gespräch. Es ist die der englischen Sprache eigene Melodie; jede Sprache hat die ihrige.

Im Komischen, besonders im Possenspiel, übertreffen die Engländer vielleicht alle andere Nationen. Schon der bekannte, angeborne Ernst dieses Volks macht seine seltne Lustigkeit um so er-

gözlicher. Die Späße sind nicht immer die feinsten, oft ein wenig breit und plump, aber sie reizen unwiderstehlich zum Lachen; einige Schauspieler, zum Beispiel Munden, brauchen nur sich zu zeigen, und das Haus erbebt bis in seinem tiefsten Grund von der rauschendsten lautesten Freude. Viel will dies sagen bei einer Nation, welche das Lachen für unanständig hält und dem Gebildeten höchstens nur ein Lächeln erlaubt. Hier siegt die Natur, unterstützt von der Kunst, und Regel und Zwang sind vergessen.

Opern werden selten gegeben, ein englisches Recitativ ist undenkbar, und der Engländer findet die Abwechselung von Rede und Gesang unnatürlich. Das Volk liebt überhaupt die Musik wenig. Doch spielt man zuweilen als Nachspiel irgend eine kleine Oper und es fehlt nicht an guten Sängern und Sängerinnen, um sie für ein englisches Ohr ganz angenehm aufzuführen.

Das englische Publikum im Theater.

Dies verdient ein eignes Kapitel, denn es ist einzig in der Welt. Wie es despotisch über die breterne Welt herrscht, davon hat man in ganz Europa keinen Begriff, auch in Frankreich nicht, wo man doch noch weit von der Langmuth der Deutschen entfernt ist.

Oft, wir gestehen es, wenn wir sahen, wie viel sich das deutsche Publikum von seinen Lieblingen gefallen läßt, wünschten wir diese nur auf wenige Monate auf die englische Bühne, damit sie erkennen lernten, wie wohl es ihnen zu Hause geht.

Im Ganzen läßt sich das Verfahren dieser Insulaner durchaus nicht rechtfertigen. Jedes zu leise gesprochene Wort, jede Vernachlässigung, jedes Stocken wird unbarmherzig geahndet; nur gegen Debutirende zeigt man große Nachsicht und muntert sie auf alle Weise auf. Daher kam es aber auch, daß wir nie einen Londoner Schauspieler sahen, der seine Rolle nicht gelernt hätte. Der Souffleur mit seinem alle Illusion vernich-

tenden Kasten ist gänzlich von der Bühne verbannt; nur ganz dem Publikum verborgen, stehen auf beiden Seiten in den Koulissen Einhelfer, die emsig für sich nachlesen und dem Schauspieler nothdürftig zu Hülfe kommen, wenn diesen einmal sein Gedächtniß verläßt.

Wie überall, so hat auch hier der auf den höchsten Spitzen befindliche Theil des Publikums die lauteste Stimme; jedes Liedchen, jede Arie, welche diesen Erhabenen gefällt, muß zweimal, oft dreimal gesungen werden. Und ihnen gefällt vieles. Selbst die stolze Billington mußte in unserm Beiseyn sich gefallen lassen, eine Bravour-Arie und ein Duett zweimal zu singen. Entsteht eine Unruhe, ein Streit im Parterre oder auf der Gallerie, wird Jemand krank und muß weggebracht werden, gleich erschallt von oben herab der Befehl an die Schauspieler, inne zu halten, bis die Ruhe wieder hergestellt oder der Unruhstifter hinausgeworfen ist. Bisweilen wird der Lärm so arg, daß die Schauspieler das Theater verlassen müssen, bei der Wiederkehr werden sie mit Händeklatschen empfangen, und genau, wo sie aufhörten, fangen sie wieder an.

Wie es bei allem diesen um die Illusion stehe, darum kümmert sich Niemand; die Hauptsache ist, daß Jeder für sein Geld alles sehe und höre, was es zu sehen und zu hören gibt.

Zuweilen werden die Zuschauer Schauspieler. Ein Matrose kam, wie wir eben im Theater waren, einst auf den Einfall, in einem Zwischenakt ein Liedchen zu singen. Gleich wurde von oben herab Stillschweigen geboten, und alles gehorchte. Der Matrose sang für das was er war gut genug und mit einer ganz erträglichen Stimme, dabei ganz furchtlos, obgleich sein Auditorium zum Theil aus den Vornehmsten des Reichs bestand. Er fand vielen Beifall und sollte noch einmal singen. Jetzt wollte er es aber zu schön machen, überstieg sich über seine Kräfte und warf mitten in einer Roulade förmlich um. Ein allgemeines Gelächter endigte für diesmal die Scene.

Einrichtung der beiden großen Londoner Theater in Hinsicht auf die Zuschauer.

Um halb sieben Uhr soll jede Vorstellung anfangen, doch wird es fast immer sieben Uhr, und auch diese Stunde ist noch zu früh für ein Publikum, das im Durchschnitt erst gegen sechs Uhr und oft weit später noch zu Mittag speiset. Die Vorstellungen dauern so lange, daß jede nicht englische Geduld ermüden muß. Selten kommt man vor Mitternacht nach Hause. Kurz und gut, ist nun einmal nicht das Symbol der Engländer: überall lieben sie lange Sitzungen, im Parlament, an der Tafel und auch im Theater.

Jeden Abend müssen zwei Stücke gegeben werden, eines von fünf Akten und ein Nachspiel, welches auch oft zwei bis drei Aufzüge hat. Gewöhnlich spielt man zuletzt irgend eine Posse, selten eine kleine Oper, oft irgend ein den neuen englischen Romanen nachgeformtes Unding voll Nacht und Graus. Ob übrigens das Nachspiel zum ersten Stück passend gewählt ist, ob es nicht mit den durch jenes erregten Empfindungen auf

das schreiendste kontrastirt — dies kümmert Niemanden; genug der Zuschauer bekommt volles Maß für sein Geld.

Beide große Theater von Drurylane und Coventgarden sind vom Monat September bis Ende Junius geöffnet, dann werden sie geschlossen und das kleinere Sommer-Theater zu Haymarket kommt an die Reihe. Im Monat Mai und Junius werden die mehresten Benefiz-Vorstellungen für die ältern und bessern Schauspieler gegeben; sie gehören mit zu deren Gehalt. Dann währen diese Vorstellungen oft bis nach ein Uhr; denn um das Publikum vollkommen gut zu bewirthen, schiebt man noch allerhand Sächelchen in die Zwischenakte ein, bald ein Liedchen, bald einen Tanz. Diese gefallen gewöhnlich den hohen Zuschauern, müssen zwei bis dreimal wiederholt werden und kosten viel Zeit.

Die Logen sind sehr geräumig und so gebaut, daß man aus allen gleich gut sehen kann. Sie enthalten sämmtlich mehrere Reihen Bänke, die sich über einander erheben; so ist's auch im Parterre, welches sich, ohne Parket oder Parterre

noble, vom Orchester bis ans Ende des Hauses erstreckt.

In allen Reihen Logen werden die Plätze gleich, zu sechs Schilling bezahlt, das Parterre kostet etwas über die Hälfte. Ueber die Logen erheben sich noch zwei Gallerien, zu zwei und einem Schilling die Person, und hoch über der letzten Gallerie, ganz im Hintergrunde, thronen, wie unsichtbar, die respektablen Personen, die, wie wir eben erzählten, gewöhnlich den Ton angeben. Niedrige Abtheilungen trennen jede Loge von ihren nächsten Nachbarn. Hell wie Tageslicht erleuchtet, angefüllt mit Zuschauern, gewähren sie einen bezaubernden Anblick. Die Etikette will, daß alle Damen im vollen Putz das Theater besuchen, wenn sie auf die vordersten Sitze in den Logen Anspruch machen, besonders in denen des ersten und zweiten Rangs. Keine Dame wird mit einem tiefen Hut hineingelassen, ein kleiner mit Federn oder Blumen gezierter Putzhut ist erlaubt. Im Parterre dagegen erscheint man in gewöhnlicher Kleidung mit großen Hüten, die aber ohne Widerrede abgenommen werden müssen, wenn es verlangt wird. Frauenzimmer des

Mittelstandes und Herren jedes Standes besuchen das Parterre. Es ist ein ganz anständiger Platz, nur muß man früh, oft vor Oeffnung des Hauses kommen, um eine gute Stelle zu finden; denn kein Vorherbestellen findet dort statt.

In den beiden ersten Logenreihen wird zu Anfang keine Dame hinein gelassen, die nicht zuvor ihren Namen ins Logenbuch hat aufschreiben und dadurch ihren Platz bestellen lassen. Dies geschieht, um die öffentlichen Stadtnymphen von diesen Logen zu entfernen, welche für die ersten und unbescholtensten Familien des Reichs bestimmt sind. Jenen Damen sind eigene Sitze im Hintergrunde des Schauspielhauses angewiesen.

Mit dem Einschreiben des Namens gewinnt man das Recht, mehrere Plätze, in welcher Reihe Bänke man will, bis zu Ende des ersten Aufzuges für sich aufbewahren zu lassen. Man kann seinen eigenen Bedienten hinschicken, oder, was gewöhnlicher ist, einen Schilling bezahlen. Für diesen Preis wird Jemand von dem Logenwärter hineingestellt. Bis Ende des ersten Aktes werden diese leeren Plätze frei gelassen, später hat Jeder das Recht, sich ihrer zu bemächtigen. Niemand

darf für mehr Plätze bezahlen, als er braucht, und thäte man es, miethete man auch eine ganze Loge, es würde zu nichts helfen. Der Engländer behauptet: Niemand dürfe durch sein Geld einen Andern, der auch bezahlt, vom Genusse eines öffentlichen Vergnügens ausschließen, wenn es der Raum erlaubt. Deshalb findet auch in den englischen Theatern kein Abonnement statt. Selbst die königliche Familie muß ihre Loge vorher bestellen, die sich übrigens durch nichts von den übrigen unterscheidet und ohne Unterschied wie die übrigen besetzt wird, wenn Niemand vom königlichen Hause da ist.

Nach dem dritten Akte wird Jedermann für den halben Preis hineingelassen; dieser Gebrauch ist sehr unangenehm für den besseren Theil der Gesellschaft. Mit großem Geräusche schwärmen dann jene Nachtvögel, die man so gern aus diesem Kreise abhielte, herbei, und alle Vorkehrungen dienten nur, sie von den ersten Reihen der Sitze in den Logen zu vertreiben. Die schlechteste Gesellschaft, freilich vorschriftsmäßig gekleidet, verbreitet sich dann durch's ganze Haus; deshalb gehen auch Damen nie ohne männliche Begleitung

ins Theater und kein Mann tritt einem hinter ihm sitzenden, ihm unbekannten Frauenzimmer seinen Platz ab, aus Furcht, die neben ihm Sitzenden in eine unpassende Nachbarschaft zu bringen. Dies ist einer von den Fällen, in welchen ein Fremder, der diese Sitte nicht kennt, aus großer Höflichkeit unhöflich werden könnte.

Drurylane.

Dieses Theater ist von innen eines der größten und schönsten in der Welt; die Außenseite desselben sahen wir nicht vollendet. In einem schwerfälligen Styl erbaut, wie fast alle öffentliche Gebäude Londons, scheint es, trotz seiner Größe, von einem ungewöhnlich hohen Dache fast erdrückt zu werden. Dies Dach ist indessen für das Ganze von unschätzbarem Nutzen, nicht allein wegen der Flugwerke und übrigen Maschinen, die darin angebracht sind, sondern weil es einen eisernen Vorhang enthält, der im Fall, daß während der Vorstellung Feuer auf dem Theater auskäme, sogleich

herabgelassen wird und den Theil des Hauses, welchen die Zuschauer erfüllen, vor aller Gefahr sichert.

Von innen ist das Haus hell gemalt, geschmackvoll decorirt; es enthält vier Reihen Logen, ohne die Gallerien. Wenigstens funfzig glänzende krystallne Kronleuchter und noch viel mehr Spiegelwandleuchter sind rings um in zierlicher Ordnung angebracht, mehrere Hunderte von Wachslichtern brennen darauf, und doch schwindet ihr Glanz gegen den des Theaters, so wie der Vorhang aufgeht. Erleuchtet durch eine Unzahl von Lampen, strahlt dieses wie im hellsten Sonnenscheine.

Die Decorationen sind des Ganzen würdig; der hintere Vorhang derselben ist eigentlich kein Vorhang, er wird nicht aufgerollt, sondern zerlegt sich in mehrere Theile, je nachdem der Gegenstand ist, den er vorstellt; diese einzelnen Theile trennen sich wieder in kleinere, schieben sich in einander und werden so in die Höhe gezogen. So steigen sie auch herab und entwickeln sich mit Zauberschnelle, keine Spalte deutet ihre Zusammensetzung an. Diese Einrichtung hat den Vor-

theil, daß die Decorationen durch das Aufrollen nicht beschädigt werden, daß sie keine Falten und Streifen zeigen und nie so in Bewegung kommen wie unsre Vorhänge, die uns oft in den friedlichsten Scenen ein Erdbeben vergegenwärtigen.

Die glänzendsten Sterne des theatralischen Himmels hatten sich, wie wir in London waren, in Coventgarden vereint; doch blieb Drury-lane, besonders im komischen Fach, noch reich genug, um durch sehr ausgezeichnete Vorstellungen zu erfreuen. Vor allen glänzte Md. Jordan hervor, die Geliebte, oder, wie Einige behaupten, die heimlich angetraute Gemahlin des damaligen Herzogs von Clarence, des jetzigen Königs, der auch vor der Welt sie auf alle Weise ehrte und sie immer in seiner Equipage mit seiner Livrée ins Theater fahren ließ. Beim Anblick dieser wunderbar reizenden Frau mußte man ganz vergessen, daß sie schon ziemlich weit über die erste Blüthe der Jugend hinaus und für jugendliche Rollen etwas zu stark geworden war. Der fröhlich-schalkhafte Ausdruck ihres sehr hübschen Gesichts, ihr angenehmes sonores Organ, die naive Grazie und Wahrheit in jeder ihrer Bewegungen

bezauberten unwiderstehlich und ließen nichts vermissen.

Wir wollen hier einer Vorstellung in Drury-lane gedenken, die uns vor allen gefiel. Man spielte Shakspeare's: „much ado about nothing“ (viel Lärm um nichts.) In Deutschland sehen wir zuweilen eine Verkrüppelung dieses herrlichen Lustspiels unter dem Namen: „die Quälgeister,“ und es unterhält auch da noch, so viel Mühe sich dessen Verfasser gegeben hat, es zur Mittelmäßigkeit herabzuziehen, so unbeholfen sich auch Shakspeare in der engen Uniform eines modernen Lieutenants oder Hauptmanns bewegt. Welch ein ganz anderer Genuß aber ist es, dieses Stück mit wenigen Weglassungen, die unsre Sitten durchaus nothwendig machen, in seinem ursprünglichen Glanze zu sehn! Madame Jordan als Beatrix, und Mr. Bannister als Benedict waren ganz an ihrem Orte. Die Scenen zwischen Beiden, wo ein Witz den andern wie ein Wort das andere jagt, muß man von Beiden gesehen haben, um zu glauben, daß etwas auswendig Gelerntes mit dieser Wahrheit wiedergegeben werden kann. Die langsam pathetische Abstoßung der Worte,

deren wir oben gedachten, war hier, wie bei allen guten englischen Komikern, ganz verschwunden; alles ging Schlag auf Schlag, dennoch verlor kein Zuhörer in dem ungeheuern Hause nur eine Sylbe. Freilich, so wie die Verse und mit ihnen der Ernst wieder eintreten, erscheint auch wieder der feierliche Predigerton. Ueber alles ergötzlich waren der Richter Dogberry und seine Gesellen, mit ihrem breiten Bauerdialekte. Das ganze große Haus bebte vom unaufhaltsamen Gelächter der Zuschauer; so wie sie erschienen, mußten sie oft inne halten, um nur gehört zu werden.

Md. Bland, eine kurze, dicke, ältliche Favorite des Publikums, die für eine vortreffliche Sängerin galt, weil sie gewaltig schrie und dabei deutlich aussprach, sang in einem Zwischenakt eine englische Lieblingsromanze, „poor crazy Jane“ (die arme wahnsinnige Hanna.) Es sind die einfachen Klagen eines von seinem Geliebten betrognen und darüber wahnsinnig gewordnen Mädchens. Die Musik war nicht sonderlich; doch mußte sie unter lautem Beifall zweimal wiederholt werden. Hier zu Lande gilt der Text mehr als die Musik, und solche Schilderungen des höchsten menschlichen

Elends sind einmal die größte Freude der Engländer. Mit ihrem Gefühl geht es ihnen wie mit dem Cayenne-Pfeffer: nur das möglichst Starke vermag bei ihnen Herz und Magen zu reizen.

Den Beschluß machte für diesen Abend, oder wie man hier zu Lande passender sagt, für diese Nacht, eine große, meistentheils von Italienern aufgeführte Pantomime; ein Schauspiel, das wir in dieser Vollkommenheit noch nirgends sahen. Ein Zauberer saß auf seinem Throne, umgeben von dienenden Geistern aller Art. Im Hintergrunde, hinter einem eisernen Gitter, erblickte man den alten Pantalon, Harlekin, Colombine und den treuen Diener Pierrot, alle in Todesschlummer versunken, in Särgen liegen. Der Zauberer mußte nothwendig verreisen, und alles kam darauf an, daß Jemand einstweilen an seiner Stelle auf dem Throne säße und den Zepter aufrecht hielte, ohne einzuschlafen. Ein kleiner neckischer Kobold, unübertrefflich von einem Signor Grimaldi gespielt, wird zu diesem Ehrenamt erlesen und weiß sich nicht wenig damit. Der Zauberer ermahnt ihn aufs dringendste, ja nicht einzuschlafen, und fährt ab in seinem Drachenwa-

gen. Eine Weile geht es vortrefflich; der kleine närrische Kobold ist außer sich vor Freuden auf dem weiten prächtigen Thron. Nun aber meldet sich der Schlaf, umsonst widersteht er aus allen Kräften, umsonst nimmt er aus einer ungeheuren Dose eine so starke Prise, daß er dreimal niesen muß, bei jedem Niesen wenigstens drei Ellen hoch vom Sitze in die Höhe geschnellt wird, in der Luft sich ein paar Mal überschlägt und immer wieder auf den Sitz zurückplumpt. Die Natur siegt, er schläft ein, das Zepter entsinkt für einen Moment seiner Hand, der Zauber ist zerstört, und der bunteste Wirrwarr hebt an. Die Schlafenden erstehen, hoch erfreut, aus ihren Särgen, alles verschwindet. Harlekin und die Seinen sind nun auf ewiger Flucht, überall, in tausend Abwechselungen, lassen sie sich häuslich nieder und fangen an ihr lustiges Wesen zu treiben, überall verfolgt sie der Kobold. Ewiger Scenenwechsel, Decorationen, so prächtig man sie nur erdenken kann, Verwandlungen, bei denen man verleitet wird an Hexerei zu glauben, folgen in der schnellsten Mannichfaltigkeit, daß das Auge kaum Zeit hat alles zu bemerken. Die Mimiker waren alle vortrefflich,

wie die Decorationen; ein ächt komischer Zug jagte den andern. Das Haus erscholl vom unaufhaltsamsten Gelächter; alles lachte, alles war erfreut, aber gewiß Niemand im Stande zu Hause zu erzählen, was er gesehen hatte. Gegen ein Uhr endigte das Schauspiel.

Coventgarden.

Das Haus, nicht völlig so groß als das von Drurylane, aber nicht weniger elegant decorirt, erscheint fast noch blendender, noch prächtiger als jenes, denn viele große und kleinere angebrachte Spiegel vervielfältigen die Menge der strahlenden Wachskerzen ins Unendliche.

Hier auf diesen Bretern sah man oft in einer einzigen Vorstellung die berühmtesten Künstler vereint. Zuerst nennen wir Md. Siddons; die, seit wir sie sahen, das Theater verlassen hat. Sie war eine hohe königliche Gestalt. Als ob Melpomene, wie alte Meister sie uns darstellen, das Piedestal verlassen hätte, um unter den Lebenden

zu wandeln, so trat sie einher, groß, schön, im einfachen Ebenmaß. Ihr ganzes Wesen war zur Tragödie geschaffen, der Ausdruck, die Form ihres schönen Gesichts paßte nur für das Trauerspiel, unmöglich konnte man sie sich fröhlich oder gar lachend denken. Unbeschreiblich melodisch war ihre Stimme, sanft und durchdringend zugleich, sie hatte unnachahmlich-klagende Töne in ihrer Brust. Schon lange war sie nicht mehr jung, aber die Zeit konnte ihr wenig rauben; bei diesen edlen regelmäßig schönen Zügen vermißte Niemand den Glanz der Jugend; sie war ziemlich stark, aber auch dies machte keinen Uebelstand bei ihrer hohen Gestalt. Sie wäre ein Ideal gewesen, über das hinaus man sich nichts denken konnte, hätte sie sich nicht zuweilen von der Lust, dem Publikum zu gefallen, hinreißen lassen, ihr großes Talent zu mißbrauchen. So aber überschritt sie oft die Gränzen des Schönen und ward fürchterlich.

Als Isabella, zum Beispiel, in dem Trauerspiel: die schöne Büßende (the fair penitent), wo sie im fünften Akt den Dolch sich ins Herz stößt, verschied sie mit einem lauten, konvulsivi-

schen, Herz und Nerven zerreißenden Gelächter, das ziemlich lange anhielt und den Zuschauern die Haare zu Berge sträubte. Aber so etwas will der Engländer, und halb London strömte ins Theater, um Md. Siddons lachen zu hören, obgleich die Damen Krämpfe und Ohnmachten davontrugen.

Aehnlich grausenvoll spielte sie im geretteten Venedig, wo sie zuletzt wahnsinnig auf dem Theater stirbt. Ihr wahrer Triumph aber war wohl die Rolle der Lady Makbeth: denn in dieser hatte sie ein weites offenes Feld für ihr großes Talent. In der Scene des Nachtwandelns machte ihr bloßer Anblick jeden Blutstropfen erstarren.

Ihr Bruder Kemble verdiente ihr Bruder zu seyn. Seine Gestalt war noch sehr edel und schön, obgleich auch er die Jugendjahre weit überschritten hatte. Zuweilen schien er vielleicht ein wenig monoton, aber sein Spiel war immer durchdacht und motivirt, und immer erkannte man darin seine Lehrerin.

Der junge Siddons, der noch obendrein seiner Mutter sprechend ähnlich sieht, und seine Frau, die mit Jugend und Schönheit ein großes

Talent für sanfte, duldende, liebende Rollen vereint, zeichneten sich ebenfalls aus, theils durch das, was sie schon damals leisteten, theils durch die Hoffnungen, die sie, gebildet in dieser Schule, für die Zukunft gaben. Unmöglich kann man die Rolle der Julie lieblicher dargestellt sehn als von der jüngern Md. Siddons.

Ein Meister anderer Art war Cook. Die Natur versagte ihm eine schöne Gestalt; dafür gab sie ihm eine desto ausdrucksvollere Physiognomie, besonders für die Rollen, die er sich erwählt hatte, Tyrannen, Bösewichte; kalte, kühne, trotzige Charaktere spielte er unübertrefflich. Sein Triumph aber war Richard der Dritte. Nie war diese Rolle vor ihm so dargestellt worden, nie wird sie nach ihm es werden; er machte darin Epoche. Seine Feinde behaupteten sogar, er spiele sie immer, in allen seinen andern Rollen blicke immer Richard der Dritte hervor. Gestalt, Ton, Blick, Gang, alles war in dieser Rolle Wahrheit an ihm. Wo er unverhüllt boshaft erschien, schauderte man vor seiner kalten Besonnenheit, wo er heuchelte, bestach er selbst die Zuschauer. Wenn er mit kaltem Hohne alles, selbst seine eigne Häßlichkeit bespöttelte, wenn er in wilder Verzweif-

lung „ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für ein Pferd!“ rief, wenn er mit heuchlerischer Demuth das Herz der Lady Anna am Sarge ihres Gemahls eroberte — immer war er sich gleich, immer groß und wahr.

In Hinsicht der sonst hier gewöhnlichen Pracht vernachlässigt man oft die Shakspearschen Meisterwerke, die schon ihres innern Werths wegen immer ein gefülltes Haus bringen, und verwendet den Flitter lieber an neuere Darstellungen, die durch nichts anders glänzen können. Dennoch muß man jene Stücke gerade auf diesem Theater sehen, um der großen Schauspieler willen, welche in den Hauptrollen wahrhaft glänzen.

Die Nebenrollen fallen freilich um so unangenehmer auf. Das langsame, einem Gebelle ähnliche Peroriren der mittelmäßigen Schauspieler wird erst lächerlich, dann unerträglich. Freilich mag es sehr schwer seyn so laut zu sprechen und doch noch Modulation in der Stimme zu behalten.

Leider spielt man fast alle Shakspearschen Stücke, die noch gegeben werden, nach den Umarbeitungen Garrik's, der, wie Viele seines

Gleichen in dem Wahne stand, ein großer Schauspieler müsse auch ein guter Dichter seyn, und deshalb sich mit dem großen Meister ganz unerlaubte Freiheiten herausnahm. In Romeo und Julie, zum Beispiel, erwacht Julie, wie Romeo noch sterbend ist; dieses verursacht eine unaushaltbare Scene; die Amme ist ganz gestrichen. Hamlet wird dem Originale ziemlich treu gegeben, nur bleibt Fortinbras am Ende weg. Hamlet ist Kemble's Hauptrolle, er spielt sie bis in die kleinsten Details, als hätte er Wilhelm Meister gelesen.

Was Cook und Kemble in der Tragödie, das waren Munden, Fawcett, Lewis in der Komödie, vor allen Munden. Dumme Bedienten, alberne Jungen, wunderliche alte Herren waren sein Hauptfach, und Apollonius im Hamlet sein Triumph. Uebrigens übertraf er im Gesichterschneiden und närrischen Stellungen alles, was wir je gesehen haben.

Stürmisch geht es in Coventgarden her, wie in Drurylane. Einst, bei einer Benefizvorstellung von Menschenhaß und Reue, welche in den komischen Rollen besonders vortrefflich

dargestellt ward, trat im Zwischenact ein junger Mann mit einem **Hornpipe** *) auf. Sehr unschuldiger Weise gefiel er den hohen Gönnern, denn er tanzte herzlich schlecht. Man forderte Wiederholung des Tanzes, aber der junge Herr war so ungefällig, nicht zu erscheinen. Nun entstand ein Lärmen, als sollte das Haus einstürzen, wie weiland die Mauern von Jericho vor dem Trompetenschalle. Wer solch einem Aufruhr zum ersten Mal beiwohnt, kann sich in der That der Furcht nicht erwehren; es übersteigt allen menschlichen Begriff. Ein Schauspieler stand auf der Bühne und wartete, bis die Schreihälse einmal würden pausiren müssen. Der Moment kam endlich; mit tiefen Bücklingen trat er hervor und erbat sich die Erlaubniß, ein Lied zu singen; dabei versicherte er, der andere Gentleman würde gleich darauf tanzen, er erhole sich nur ein wenig. Jetzt war der Beifall eben so rauschend, als zuvor der Tadel; der Sänger sang ein när-

---

*) **Hornpipe**, ein in Matrosenkleidung getanztes Solo, wie man es auch zuweilen auf deutschen Bühnen sieht.

risches Lied von einem Yorkshireman *); es hatte unendliche Verse, mußte aber dennoch zweimal wiederholt werden. Daß der Sänger sich nicht lange darum bitten ließ, versteht sich von selbst. So wie das Lied geendigt war, trat der Tänzer wieder auf, man ließ ihn gelassen tanzen und pfiff ihn hinterher aus.

Im folgenden Zwischenakt ahmte ein Schauspieler die bekanntesten Mitglieder beider Theater aufs täuschendste nach; etwas, das doch wohl bei keiner Bühne anderer Nationen geduldet werden würde. Gang, Sprache, Deklamation, alles war zum Verwechseln; mit lautem Beifall rief das Publikum den Namen des jedes Mal dargestellten Schauspielers aus. Sehr interessant war es, dieselbe Stelle einer Tragödie mehrere Mal hinter einander, auf ganz verschiedene Weise deklamiren zu hören. Auf alles dieses folgte noch ein Nachspiel, ohne welches das Publikum gewiß nicht

*) Die Einwohner von Yorkshire sind wegen ihrer schlauen Gewandtheit zum Sprichwort geworden. Man sagt von ihnen: give him a Saddle and he will find a horse, d. i. gebt ihm einen Sattel, ein Pferd findet er schon.

ruhig nach Hause gegangen wäre, obgleich schon fast der Tag wieder anbrach.

Den größten Lärm aber erlebten wir in Sheridans Umarbeitung von Rolla's Tod, im Pizarro. Bis jetzt hatte man dieses Stück nur in Drurylane, aber vielmal hinter einander gegeben, denn Sheridan war bekanntlich Mitdirektor jenes Theaters. Jetzt ward es mit neuen prächtigen Dekorationen auch in Coventgarden angekündigt. Md. Siddons sollte die Cora, Kemble den Rolla, Cook den Pizarro spielen. Alle Logen waren längst auf diesen Tag vorherbestellt, alles war voll Erwartung.

Die Direktion von Drurylane konnte den Triumph von Coventgarden unmöglich gleichgültig ansehen, und sie ergriff sonderbare Mittel, ihn zu vereiteln. Fürs erste kündigte sie dasselbe Stück für den nämlichen Abend an. Der Fall, daß das nämliche Stück in einem Abende in beiden Häusern gegeben werden sollte, war damals nicht vorgekommen, so lange die Londoner Theater existiren. Sodann gab sie den Tag vor der Vorstellung ein prächtiges Mittagsessen, Herrn Cook zu Ehren. Daß auf englische Weise dabei

viel getrunken ward, daß der Held des Tags mit einem ziemlichen Rausche nach Hause gebracht werden mußte, war in der Regel. Abends darauf, als das Schauspiel anfing, fand sich eine ungeheure Menge Zuschauer ein, die glänzendste Versammlung, die man seit langer Zeit in Coventgarden gesehen hatte. Zu Anfang ging alles vortrefflich, bis Cook als Pizarro auftrat, und — trotz aller Anstrengung — nicht im Stande war, auch nur ein lautes Wort hervorzubringen. Er versuchte zwei-, dreimal zu reden, umsonst, er mußte verstummen. Nur zu gut hatten die Schauspieler von Drurylane die Schwäche ihres ehemaligen Mitgenossen gekannt und berechnet, denn jedes Mal war Cook den Tag nach einem Rausche durchaus heiser, so daß er unmöglich spielen konnte. Das Uebel dauerte nur den einen Tag, deshalb hatte man ihn Abends vorher so hoch fetirt. Der Zorn, das Wüthen des Publikums überstieg nun alle Gränzen; das vom wildesten Orkan aufgeregte Meer ist nur ein schwaches Bild des unbeschreiblichen Tobens des Parterre und der Gallerien. In den Logen blieb man ziemlich ruhig, die Damen zitterten, alle

waren leichenblaß, und einige wurden ohnmächtig herausgebracht. Alle Schauspieler mußten auf dem Theater bleiben. Md. Siddons, Kemble, der in der indischen Tracht wunderschön aussah, standen ängstlich verlegen dem entsetzlichen Lärm gegenüber, denn so wie sie nur Miene machten das Theater zu verlassen, drohte man es zu stürmen. Cook war wie vernichtet im Hintergrunde. So lärmte man eine starke Stunde durch; unbegreiflich blieb es uns, wie es die Lungen nur aushielten. Kemble versuchte endlich Cooks plötzliche Krankheit und ein anderes Stück für den heutigen Abend anzukündigen; kaum ließ man ihn zum Worte kommen. Pizarro, Pizarro! riefen tausend Stimmen; „Cook ist betrunken!" riefen Andere und achteten nicht darauf, daß Kemble mit den demüthigsten Geberden das Gegentheil versicherte. Das Toben nahm jeden Augenblick zu, die Schauspieler schienen sich ängstlich unter einander um Rath zu fragen. Nun trat Kemble wieder vor und fragte: ob das Publikum dem jungen Siddons erlauben wolle den Pizarro mit dem Buch in der Hand zu spielen? Lauter Beifall erfolgte; der Sturm legte sich,

Cook schlich sich von der Bühne fort, und das Stück wurde genau von da an weiter gespielt, wo man erst abgebrochen hatte.

Unbegreiflich war uns die Fassung, mit der Alle, besonders Md. Siddons und Kemble, nach einem solchen Auftritt fortspielten; sie übertrafen sich selbst, die Decorationen waren wunderschön, und auch Pizarro nahm sich, troz des Buchs, besser aus, als man erwarten konnte. Alles war vergeben und vergessen, nur da Kemble das Stück für den folgenden Tag wieder ankündigte, rief man ihm von allen Seiten zu: Sagt Cook, er solle sich nicht wieder betrinken!

Die italienische große Oper.

Von diesem großen Theater, dem Stolz der Nation, wenden wir uns jetzt zur italienischen Oper.

Obgleich die Vornehmsten es beschützen, so ist dieses Theater dennoch dem Volke verhaßt, weil es auf alle Weise dem National-Geiste entgegen-

strebt. John Bull geht höchstens einmal hin, um sich hernach zeitlebens darüber lustig zu machen. Die fremde Sprache, das ganze ausländische Wesen, vor allem die französischen Tänzer erscheinen ihm wie eben so viel Entheiligungen des vaterländischen Bodens. Längst wäre die ganze Anstalt zu Grunde gegangen, wenn nicht der Großen Eitelkeit, Prachtliebe und Vorliebe für das Ausländische sie erhielte: deutlich sieht man, daß sie hier nicht gedeihen kann und, troß der großen Summen, die darauf verwendet werden, nur kümmerlich vegetirt.

Das Haus, noch größer als Drurylane, enthält, außer dem Parterre, fünf Reihen Logen und zwei Gallerien. Ueber und über mit Malereien überladen, schien es, ungeachtet der sehr glänzenden Erleuchtung, dennoch dunkeler als die andern Schauspielhäuser. Die Verzierungen waren ziemlich geschmacklos, überall schwärmen Amoretten zwischen tausend Schnörkeln und Guirlanden auf dunkelem Grunde; das Ganze erschien bunt, aber nicht heiter.

Dieses Theater ist der glänzendste Vereinigungspunkt des hohen Adels, dem es hauptsäch-

lich seine Erhaltung verdankt; wer sonst auch noch auf feinen Ton, auf Bildung, auf hohen Styl Anspruch macht, der thut wenigstens als besuche er es fleißig und sey jedes Mal entzückt, wenn er auch noch so oft mit geschlossenem Munde während der Vorstellung gähnen mußte. Alle Logen von unten bis oben sind zu Preisen vermiethet, für welche man in mancher Stadt des festen Landes ein ganzes Haus nicht allein miethen, sondern sogar kaufen könnte.

Vom Monat December bis Ende Junius sieht man wöchentlich zweimal, Dienstags und Sonnabends, in diesen Logen die schönsten, berühmtesten, reichsten und vornehmsten Damen des Reichs in ihrem prachtvollsten Schmucke versammelt. Strahlend von Diamanten, sitzen sie in langen Reihen und gewähren einen Anblick, der das eigentliche Schauspiel weit übertrifft. Wer nicht abonnirt ist, muß ins Parterre, welches hier an Rang den Logen gleich gehalten wird. Das Billet kostet eine halbe Guinee, und die Etikette befiehlt auch hier in Galla zu erscheinen, die Herren in Eskarpins, den Dreieck unterm Arme, die Damen aufs schönste geschmückt; sonst wird

man auf die erste Gallerie gewiesen, die halb so viel kostet als das Parterre. Ob sich aber dort im sechsten Stockwerk viel sehen und hören läßt, müssen wir billig bezweifeln.

Unser Schicksal wollte, daß wir die von Winter componirte Oper Kalypso sehen sollten, denn an eine Wahl ist hier nicht zu denken. Mehrere Wochen hindurch erscheint eine und dieselbe Oper, ein und dasselbe Ballet ununterbrochen hintereinander fort, bis Sänger und Tänzer es müde sind; denn das Publikum in den Logen ermüdet nicht, immer das nämliche zu sehen und es vortrefflich zu finden. Kaum dreimal werden den Winter über die Vorstellungen gewechselt.

Die berühmte Billington erschien als Kalypso wenig zu ihrem Vortheile. Ihre reichlichen vierzig Jahre konnte man übersehen, wäre sie nur nicht so unerlaubt dick gewesen, wie wir noch nie eine weibliche Gestalt auf dem Theater erblickten, hätte sie sich nur bemüht, durch Spiel und Ausdruck Jugend und Gestalt zu ersetzen. Aber sie hielt es unter ihrer Würde, Schauspielerin zu seyn; bewegungslos stand sie da und sang, und glaubte damit schon ein Uebriges gethan zu haben.

Die Engländer hielten sie für die erste Sängerin der Welt. Ihre Stimme war in der That rein, voll, und besonders in der Höhe von großem Umfang, dabei kunstmäßig gebildet, aber Ausdruck und Vortrag fehlten ihr ganz. Wie es ihr vorgeschrieben war, so sang sie alles richtig hinter einander ab, gleich einem Uhrwerke; brachte hin und wieder Cadenzen und Triller an, wobei dem Zuhörer der Athem verging, und glaubte so die höchste Stufe der Kunst erreicht zu haben. So ein Triller von einer Viertelstunde, darüber geht dem Engländer kein Gesang in der Welt.

Alle übrigen Sänger und Sängerinnen, größtentheils Italiener, waren fast noch weniger als mittelmäßig. Unter den schlechtesten als die schlechteste zeichnete sich die zweite Sängerin aus, und man sagte uns: die Direction hätte sie blos darum engagirt, weil ihr die Kleider ihrer Vorgängerin wie angegossen paßten.

Das Orchester war lobenswerth, die Decorationen recht hübsch, aber bei weitem nicht mit denen der andern Theater in London zu vergleichen. Die ganze Anstalt schien uns mit einer Mesquinerie betrieben, die sowohl der großen

Summen, welche darauf verwendet werden, als des Publikums, das sich dort versammelt, unwürdig ist.

Sehr vergnügt sahen wir den Signore Telemaco endlich seinen Luftsprung machen und freuten uns auf das Ballet. Leider aber hatte auch dieses drei Akte und schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Es war ein moralisches sentimentales Wesen. Mlle. Parisot, l'Arborie, dessen Frau und noch Einige, deren Namen uns nicht beifallen, waren vortrefflich. Die Haupttänzer sind es immer; denn man engagirt alljährlich ausgezeichnete Künstler aus Paris für die Saison um große Preise. Desto schlechter stechen aber die andern Tänzer, noch mehr die Figuranten dagegen ab, sowohl in Hinsicht der Kunst, als der Kleidung; nirgends eine Spur des Geistes, der uns im Pariser Ballet in eine andere Welt versetzt.

Nach ein Uhr kamen wir ermüdet, als hätten wir mitgetanzt, zu Hause an, um sieben Uhr waren wir schon hingefahren.

Haymarket.

Von den Sommertheatern, welche für die armen Nobody's berechnet sind, die den Sommer über in London bleiben müssen, nennen wir zuerst Haymarket, welches sich nur mit dem Schlusse von Coventgarden und Drurylane öffnet.

Das Haus ist nicht groß, ungefähr wie das deutsche Theater in Hamburg, aber sehr freundlich mit Weiß und Gold decorirt; auch eben so glänzend erleuchtet, wie die größern Schauspielhäuser. Große Tragödien werden hier nicht gegeben, wohl aber Lustspiele, Possenspiele und zuweilen kleine Opern.

Wir sahen hier ein aus der Geschichte des Cardenio im Don Quixotte zusammengestoppeltes Schauspiel. Mr. Elliston, ein junger Schauspieler, der damals im tragischen Fache große Hoffnungen erregte, die er auch, jedoch nur theilweise, erfüllt hat, spielte die Rolle des Cardenio. Jedes Mal war das Haus überfüllt, wenn er die Bühne betrat, und lauter Beifall

erscholl aus allen Ecken. Wahr ist es, höher wie er in dieser Rolle, kann man die grausenvollste, treueste Abbildung des Wahnsinnes nicht treiben. In einer Scene bricht er bei Wiedererkennung seiner Geliebten erst in ein langes anhaltendes, convulsivisches Lachen aus; dann ergreift ihn ein Fieberfrost, der ihn so gewaltsam zusammenschüttelt, daß man es zu hören glaubt; zuletzt klappt er zusammen wie ein Taschenmesser, und fällt hin, daß das Haus dröhnt. Der Beifall war unermeßlich, und auf der ersten Gallerie, wo die empfindsamen Nähmädchen sitzen, gab es eine Sündfluth von Thränen.

Eine höchst unsinnige komische Oper folgte auf dieses grausenvolle Stück, sie tröstete alle Welt, trocknete die Thränen der zweiten Gallerie, und trotz des vorhergegangenen Heulens und Zähnklappens gingen wir alle lachend nach Hause.

Astley's Amphitheater. Royal=Circus. Sadlers Wells.

Ebenfalls lauter Vergnügungs=Oerter für die Nobody's, obgleich auch die vornehme Welt sie zuweilen besucht, besonders zu Anfang und zu Ende der Sommerszeit, ehe sie auf's Land geht, oder wenn sie eben zurückkehrt. Sie sind von Ostern bis Anfang November offen, wo dann regelmäßig sechsmal die Woche gespielt wird.

Nirgends in der Welt kann man Bereiter=Künste in höherer Vollkommenheit sehen, als in Astley's Amphitheater. Die Virtuosität darin erbte in der Familie Astley seit mehreren Generationen vom Vater auf den Sohn, und auch die jetzt heranwachsenden Kinder derselben versprechen den alten Ruhm wieder aufrecht zu erhalten. Die halsbrechendsten Kunststücke sahen wir hier mit Leichtigkeit, mit einer Grazie ausführen, die bei dem Zuschauer nichts von der Besorglichkeit für die Sicherheit des Künstlers aufkommen ließ, welche sonst gewöhnlich Vergnügungen dieser Art verbittert. Pferde und Menschen von bewunderns=

werther Schönheit wetteiferten mit einander um den Preis der gewandtesten Behendigkeit; alles schien Lust und Leben.

Die Zuschauer, besonders im Parterre, waren ganz in Ekstase; vor allen erfreute uns ein dicker Pachter dicht vor uns. Unaufhörlich stieß er seine neben ihm sitzende Ehehälfte mit dem Ellenbogen in die Seite und rief ihr halb bewußtlos zu: „Mary, you Dog, see how fine this is“ (Mariechen, du Hund, sieh, wie schön das ist)!

Das große, sehr schön erleuchtete Haus war hübsch verziert. Das Parterre, zwei Reihen Logen und eine Gallerie zogen sich um einen runden, großen, in ihrer Mitte liegenden Platz, auf welchem die Bereiter ihre Künste produciren. An einem Ende dieses Platzes erhebt sich ein ziemlich großes Theater; hier werden abwechselnd Pantomimen und Ballete aufgeführt. Volkslieder, gut oder übel gesungen, Arien und Recitative wechseln mit diesen, um den Ergötzlichkeiten des Abends mehr Mannichfaltigkeit zu geben.

Die komischen Pantomimen sind, nächst den von Drurylane die schönsten, welche wir je sahen, obgleich doch weit hinter jenen zurück-

stehen. Schöne Decorationen, wohl ersonnene, täuschend ausgeführte Verwandlungen folgen darin blitzschnell auf einander in großer Mannichfaltigkeit. Unter andern erinnern wir uns einer Vorstellung der Procession der Ritter des Bathordens. Die Scene zeigte einen bekannten, mit Zuschauern erfüllten Platz in London, über welchen der Zug hinging. Zuschauer und Ritter waren theils gemalt, theils Marionetten, die immer kleiner wurden, je weiter sie entfernt scheinen sollten. Da auch die größten, dem Zuschauer am nächsten stehenden Figuren weit unter Lebensgröße blieben, so sah das Ganze aus, als ob man es aus der Ferne von einer beträchtlichen Höhe, etwa von einem Thurme beobachtete. Es machte einen sehr täuschenden Effect, und ist vielleicht die einzige Art, wie dergleichen auch auf ganz großen Theatern vollkommen vorgestellt werden kann. Freilich müßten aber auch die Theatermaler und Maschinisten ihre Kunst so gut verstehen, als die Londoner.

Drei verschiedene Ballete und Pantomimen und ein paar musikalische Scenen werden gewöhnlich jeden Abend gegeben; in den Zwischenakten

erscheinen die Bereiter, so daß das ganze Schauspiel doch auch immer bis gegen Mitternacht dauert.

Während unsers Aufenthalts in London hatte Astley zum zweiten Mal das Unglück, sein Theater abbrennen zu sehen. Diesmal wurde auch sein daran stoßendes Wohnhaus von der Flamme ergriffen, und seine arme alte Mutter fand den Tod darin. Als einen Beweis der ungeheuren Größe der Stadt müssen wir hier erwähnen, daß wir und mehrere von unsern Bekannten viele Tage darauf nichts von diesem Unglück wußten; den es verkündigenden Zeitungsartikel hatten wir übersehen.

Wenige Monate nach jenem Unglück war Astley's Theater aus der Asche neu erstanden, und glänzender als zuvor, denn man baut sehr schnell in London.

Der Royal-Circus ist ganz so wie jenes eingerichtet: auch hier werden Bereiterkünste und pantomimische Ballete gegeben; aber bei weitem nicht in der Vollkommenheit als dort, obgleich das Haus viel schöner und größer ist.

In beiden Theatern fehlt es nie an Zu-

schauern; sie sind weit genug von einander entfernt, daß jedes sein eignes zahlreiches Publikum haben kann. Astley's Theater liegt an der Black-friars-Brücke, der Circus an der von Westminster.

Sadlers Wells, ein drittes Theater dieser Art, auf welchem aber Seiltänzer statt der Bereiter ihre Künste zeigen, besuchten wir nicht. Es liegt ziemlich weit vom eigentlichen London, in Islington, einem jetzt zur Vorstadt gewordenen, vormals in ziemlicher Entfernung von London gelegenen Flecken.

Hier soll man das eigentliche Londoner Volk in seinem vollen Glanz sehen können; aber Bier, Tabak und Branntwein tragen auch zur Freude das Ihrige bei, und dieses schreckte uns ab hinzugehen.

Vauxhall.

Reizender, blendender, feenhafter läßt sich nichts denken als dieser, in einer kleinen Entfer-

nung von London am Ufer der Themse gelegene Garten, besonders an sogenannten Gallanächten, wenn er zur Feier des Geburtstages irgend eines Mitglieds der königlichen Familie in doppelter Erleuchtung prangt. Gegen fünfzehn tausend wohlgekleidete Männer und Frauen wandeln dann im Schimmer unzähliger Lampen auf diesem magischen Fleckchen Erde, zwischen schönen Bäumen und blühenden Sträuchen, im fröhlichsten Gedränge umher. Musik tönt durch die laue Sommernacht, alles athmet Lust und Vergnügen; es ist als beträte man das Paradies der Muhamedaner. Nirgends sieht man herrlichere Gestalten als hier, wo die in allen Farben prangende sonnenhelle Beleuchtung jeden Reiz erhöht.

Gleich der Eintritt in diesen Zauberort überrascht und blendet. In der Mitte eines großen, ringsum mit schönen Bäumen umgebenen Platzes erhebt sich das Orchester hoch in die Luft. Aus tausendfarbigen Lampen zusammengesetzt, strahlt es blitzend gegen den dunkeln nächtlichen Himmel, wie ein aus Edelsteinen erbauter Feenpalast. Leicht und lustig steht das phantastische Gebäude

da, und doch innerlich fest genug, um nahe an hundert Personen sicher zu tragen.

Hinter den ebenfalls erleuchteten Bäumen ziehen sich oben bedeckte Arkaden hin, unter welchen mehrere hundert kleine Bogen und Pavillons angebracht sind. Auch an diesen Arkaden reiht sich Lampe an Lampe; oben, unten, an den Seiten, überall funkelndes Licht und brennende Farbenpracht. Von diesem Platze aus laufen mehrere hell erleuchtete Alleen neben einigen dunkeln. Letztere betritt die gute Gesellschaft nie. Transparente Gemälde endigen die erleuchteten Alleen; Säle mit Statuen, Transparents, Blumen und krystallenen Girandolen geziert, bieten Schutz gegen Kälte, Wind und plötzlich einfallenden Regen. In einigen vom Orchester entlegenen Sälen spielen kleine Musikchöre.

Mehr als hundert wohlgekleidete, gewandte Aufwärter stehen neben den Bogen, welche den großen Platz umgeben. Jedes Winks bereit, besetzen sie im Nu die darin fertig gedeckt stehenden Tische mit allem, was man an einem solchen Orte von kalten Speisen und Getränken verlangen kann.

Das Orchester besteht größtentheils aus Blasinstrumenten. Wir hörten hier unter andern ein Concert auf der Trompete in einer Vollkommenheit, deren Möglichkeit wir nie geträumt hätten. Ein im Dienste des Prinzen von Wallis stehender Künstler blies es.

Auch die beliebtesten englischen Theatersänger, einige wenige der vornehmsten ausgenommen, lassen sich hier mit einzelnen Arien, Volksliedern, Kanons und vielstimmigen Gesängen hören. Im Freien klingt jede Musik gut, aber der Effect, den diese aus dem Feentempel herab erschallenden mächtigen Töne in der funkelnden schweigenden Nacht hervorbringen, ist unbeschreiblich; denn trotz der großen Menschenmenge hört man doch nirgends wilden Lärm auf diesem Platze. Schweigend oder flüsternd wandelt alles umher und horcht der Musik, bis eine Glocke uns in einen etwas abgelegenen Theil des Gartens ruft.

Dort sehen wir in einem großen, sich bewegenden Gemälde einen Wasserfall auf das täuschendste dargestellt. Man hört das wilde Rauschen der Fluth und sieht sie in stäubenden Schaum sich verwandeln. Die Scene belebt noch eine am

Fuße des Wasserfalls angebrachte Brücke; über welche mancherlei Fuhrwerke, Fußgänger, Reiter und Thiere passiren, alles auf's natürlichste und täuschendste dem Auge dargeboten.

Von hier kehrt man zum Orchester zurück, von welchem um diese Zeit gewöhnlich eine große Arie, oder sonst ein ausgesuchtes Tonstück erschallt; dann lustwandelt man in den hellen Alleen und besucht die verschiedenen Säle. Pfeilschnell verfliegt die Zeit; ehe man es erwartete, ist's Mitternacht. Eine zweite Glocke ruft uns in einen andern Theil des Gartens, zu einem artigen Feuerwerke, bei welchem man aber freilich nicht an die Flammenpracht im Wiener Prater denken muß. Nach dem Feuerwerke vertheilt sich der größte Theil der Gesellschaft in die Logen, wo man in kleinen, selbstgewählten Kreisen fröhlich zu Abend ißt, und dabei die draußen umher wandelnde schöne Welt die Musterung passiren läßt.

Späterhin wird auf dem grünen Rasen in der Nähe des Orchesters getanzt. Die Damen, welche hier tanzen, mögen freilich wohl nicht die unbescholtensten seyn. Schwerlich würde sich in London ein Mädchen von gutem Rufe zu einer

solchen öffentlichen Ausstellnng verstehen; auch bemerkten wir fast immer dieselben Tänzerinnen und schliessen daraus, daß sie vom Unternehmer der Anstalt, hier zu tanzen, engagirt sind. Indessen sie tanzten mit dem Ausdrucke der Freude nnd dennoch anständig, so daß sie eine vollkommene Illusion hervorbrachten. Alle waren schön, jung und wohlgekleidet, und so fragte Niemand darnach: wer sie eigentlich seyn möchten?

Gewöhnlich bricht der Tag über alle diese Freuden an, doch pflegt die gute Gesellschaft sich vor zwei Uhr zu entfernen; später artet der Ton aus und wird zuweilen zu wild und bacchantisch, als daß man gern dabei verweilen möchte.

C o n c e r t e.

Berühmte Virtuosen, welche in London binnen wenigen Jahren ein Vermögen erwarben, das sie auf dem festem Lande während einer ganzen Lebenszeit nicht erworben hätten, wissen am besten, wie man hier die Musik liebt.

Die Nation selbst ist eigentlich nicht musikalisch. Es fehlt ihr nicht blos an Talent, sondern auch an Gehör und Geschmack. Daher gibt's nichts Ungefälligeres, Monotoneres als die englische Volksmusik. Wir haben schon früher bemerkt, daß hier der Text mehr gilt, als die Melodie, deutliche Aussprache mehr, als alle Kunst des Sängers.

So ist's beim Volk und der mittlern Klasse; die Großen aber, welche auf Reisen Gelegenheit hatten das Bessere kennen zu lernen, nehmen ausländische Talente gern in Schutz und belohnen sie mehr als fürstlich. Viele von ihnen haben in ihren Häusern zu bestimmten Tagen musikalische Vereine, an welchen fremde berühmte Tonkünstler Theil nehmen. Wohl dem, der mit einer einzigen Bekanntschaft oder Adresse nach London kommt; sein Glück ist gemacht.

Verschiedene große Subscriptionsconcerte existiren den Winter über in London, wo alle bedeutende fremde und einheimische Virtuosen engagirt werden. Auch diese Concerte, die ziemlich kostbar sind, werden größtentheils von den Vornehmern besucht und erhalten. Das glänzendste

derselben wird während der beiden letzten sogenannten Wintermonate wöchentlich einmal in Hanoversquare, in einem schönen hoch gewölbten Saale gegeben, an welchen zwei brillante Conversationszimmer stoßen. Es ist hauptsächlich der Vocalmusik geweiht. Nie hat uns ein Concert mehr Vergnügen gewährt, als dies. Das sehr glänzende Auditorium war still und aufmerksam. Londons beste Sänger wetteiferten mit einander. Md. Billington, die uns im Concerte weit besser gefiel, als zuvor in der Oper, Md. Storace, Md. Dusseck, die Frau des berühmten Clavierspielers, sangen sehr angenehm. Letztere ließ sich auch auf der Harfe hören, die sie meisterhaft spielt. Besonders entzückte uns der Tenorist Braham, welcher damals vielleicht die schönste Stimme hatte die existirte. Er ist eigentlich ein Israelit und heißt Abraham. Arien, Duette und vierstimmige Musikstücke wechselten mit einander ab; Manches mußte wiederholt werden: denn der Engländer, hoch oder niedrig, läßt sich's nicht nehmen für sein Geld zu befehlen, ohne Umstände und Ansehen der Person. Die Künstler müssen gehorchen, wenn's ihnen auch noch so

schwer wird, und sich's am Ende noch zur Ehre rechnen, wenn sie encored werden, wie man's hier zu Lande nennt.

Am Ende des Concerts sang ein siebenjähriger Knabe, der Sohn des Unternehmers, ein italienisches Liedchen, gut genug für sein Alter. Die Gutmüthigkeit des englischen Volks, die gern jedes aufkeimende Talent aufmuntert, zeigte sich hier. Auch er wurde encored, obgleich es schon Geduld erforderte, das kindische Stimmchen gleich nach Braham's männlich schönem Gesange auch nur einmal anzuhören.

Gemäldeausstellungen.

Die berühmteste und besuchteste derselben ist, wie wir früher erwähnten, alle Frühlinge in Sommersethouse. Nicht sowohl der Kunstwerth der Gemälde selbst, als ihre Neuheit zieht dann halb London herbei.

Sommersethouse gilt für eins der schönsten öffentlichen Gebäude in London, und nicht

mit Unrecht. Weniger schwerfällig und überladen, als der größte Theil der übrigen, ist es geräumig und hell; besonders bewundert man darin die künstlich gewundene, blos auf sich beruhende Treppe, uns aber kam sie im Verhältniß zum Ganzen zu schmal vor. Dieses große Gebäude liegt im volkreichsten Theile der Stadt, am Strande, der gleichsam die City mit dem westlichen London verbindet. Ein Theil desselben ist der königlichen Malerakademie eingeräumt, die hier ein sehr schönes Lokale hat, das Uebrige wird von mancherlei öffentlichen Anstalten und Kanzleien benutzt.

Sir Joshua Reynolds war der erste Präsident dieser Akademie, nach ihm erhielt Mr. Benjamin West seine Stelle. Der Präsident und einige Professoren halten zu bestimmten Zeiten Vorlesungen über die Kunst. Man übt die jungen Leute im Zeichnen nach der Natur und nach Abgüssen von Antiken. Alle Jahre werden Preise von goldnen und silbernen Medaillen an die fleißigsten und geschicktesten Schüler ausgetheilt.

Die ganze Einrichtung gleicht der anderer Akademien, so auch die Ausstellung. Unter vielen Gemälden findet man in allen solchen Orten

manches Erträgliche, einiges Mittelmäßige, wenig Vorzügliches; doch hatte wohl noch nirgends das ganz Schlechte so sehr das Uebergewicht, als diesmal in Sommersethouse. Ganze Wände großer Säle waren mit Gemälden bedeckt, bei welchen wir durchaus glauben mußten, die Künstler hätten mit einander gewetteifert, wer es im Absurden und Verfehlten dem andern zuvorthäte. Fehlerhafte Zeichnung, schreiende Farben, schlechte Vertheilung von Schatten und Licht sah man überall. Landschaften und historische Gemälde waren in Menge vorhanden, aber kein einziges Stück darunter, dessen Besitz man hätte wünschen können.

Die Portraite bildeten den größten und besten Theil der Ausstellung, bekannte und unbekannte Herren und Damen guckten von allen Wänden herunter. Vor mancher wohlaufgefaßten charakteristlschen Gestalt mußten wir mit Vergnügen verweilen, doch auch aus diesen Bildnissen sprach uns der Geist der Mode an. Die meisten waren flach, bunt, so viel möglich gelb und grün gemalt, ohne Schatten und Licht, fast wie in China; denn das war damals hier so Ton, ein

dunkles Portrait wollte Niemand im Zimmer dulden; alle neue Malerei mußte aussehen wie ein illuminirter Kupferstich. Wirklich vorzüglich waren jedoch einige Miniaturbilder und Emaillearbeiten.

Weit mehr Genuß gewährten uns ein paar Sammlungen älterer Gemälde, besonders italienischer, die unter dem Namen der römischen und der Truchseß-Gallerien für ein unbedeutendes Eintrittsgeld alle Tage gezeigt werden. Hier sahen wir manches vorzügliche Bild, vor welchem wir mit Vergnügen verweilten, und fanden immer Kunstfreunde in den bequem eingerichteten Zimmern, die sich still, in ruhiger Betrachtung an den alten Meisterwerken ergötzten. Jede dieser Sammlungen besteht aus siebenzig oder achtzig Stücken. Die römische Gallerie gehört einem Bilderhändler, der wohl gelegentlich ein und das andere Stück verkaufte und dann wieder etwas Neues an die Stelle setzt. Die Truchseß-Gallerie sollte im Ganzen verkauft werden; was wir hier sahen, war nur gleichsam eine Probe der Sammlung, deren größter Theil auf dem festen Lande sich befand.

Wir erwähnen nicht mehrere kleinere Sammlungen, die auf ähnliche Weise gezeigt werden und wohl den Besuch eines Kunstfreundes verdienen. Zu den Atteliers der berühmtesten Londoner Maler kann man ebenfalls für eine Kleinigkeit Einlaß erhalten, doch wurden wir von den Proben ihrer Kunst in Sommersethouse eben nicht bewogen von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Merkwürdig in jedem Betrachte war die seitdem leider zerstreute Shakspeare-Gallerie, doch wohl mehr noch des Gedankens, als der Ausführung wegen: denn es ist nicht zu leugnen, daß nur wenige dieser Gemälde, als solche, viel Lob verdienten. Verehrung des vaterländischen Poeten, auch wohl betriebsamer Speculationsgeist, hatten den berühmten Buchhändler Boydell zu dem Unternehmen bewogen, mehrere Scenen aus jedem Schauspiel Shakspeare's von den vorzüglichsten Künstlern in London malen zu lassen. Die Gemälde wurden in Kupfer gestochen und überschwemmten bald in farbigen und andern Abdrücken halb Europa. Die Gemälde wurden als eine für sich bestehende Sammlung dem immer

schaulustigen Publikum in London für einen sehr mäßigen Eintrittspreis gezeigt, und von den Schauenden, mit Ausnahme der ächten Kunstkenner, als die größten Meisterwerke bewundert.

Lange hielt sich die Mode, Morgens eine Stunde bei ihnen zu verweilen, wenn auch nicht eben immer bei ihrem Anschauen. Die vielen einzelnen Schillinge, welche bei dieser Gelegenheit eingenommen wurden, mögen am Ende des Jahres eine ganz ansehnliche Summe ausgemacht haben, aber doch wohl schwerlich so viel, als die Erbauung und Einrichtung des Gebäudes gekostet hat, in welchem sie aufgestellt wurden.

Im Einzelnen kann man die Gemälde, aus welchem die Shakspeare-Gallerie bestand, nicht unbedingt loben: die Wahl der Scenen war nicht immer die glücklichste; oft fiel sie auf solche, die der Dichter nur erwähnt, ohne sie auf die Bühne zu bringen, zum Beispiel die Ermordung der beiden jungen Prinzen im Tower. Das Grausenvollste wurde überhaupt allem andern vorgezogen; die Farbengebung fiel oft sehr grell aus, Stellung und Anordnung zu theatralisch, das freilich schwer zu vermeiden war, weil die Bühne und

die berühmtesten Schauspieler bei der größten Anzahl dieser Gemälde als Modell dienten. Dennoch konnte man das Ganze, troß aller Fehler, nicht ohne Vergnügen betrachten. Gut aufgestellt in einem schönen, dazu eigens erbauten Lokal, erschien jedes Bild im vortheilhaftesten Licht, und der Gedanke an Shakspeare half überall dem etwa Mangelnden nach. Vor allen Gemälden standen gut angebrachte Lehnstühle und Sopha's, so daß dem Kunstfreunde noch wohl nirgends in der Welt das ruhige Anschauen so bequem gemacht worden ist als hier.

Fueßli's Zeichnungen zu Miltons verlornem Paradiese sahen wir auch in dieser Gallerie. Wunderbar kämpft in diesen die wilde regellose Phantasie des Zeichners mit der des Dichters, oft bis zum Barocken und sogar Burlesken. Gestalten, wie sie der wildeste Fiebertraum nicht bilden kann, führt er uns vor, eben so ausschweifend ersonnen als geistreich ausgeführt. Gut nur, daß der Künstler den Zeichenstift und nicht den Pinsel zum Werkzeuge wählte; gemalt wären diese Bilder vollends nicht zu ertragen. Grausenvoll, bis zum ganz Widerwärtigen, sind einige davon, so wie

sie da sind, schon beinahe nicht anzusehen und doch genau nach der Beschreibung des Dichters gebildet. So ist zum Beispiel das Bild der Sünde mit ihrem Sohne, dem Tod, ein sprechender Beweis davon, daß die bildende Kunst es nicht ungestraft wagen darf alle Gebilde der Poesie in ihr Gebiet ziehen zu wollen.

Wir können ja auch wohl das Panorama in der Reihe dieser Ausstellungen anführen, da es hier nicht, wie an andern Orten, blos als durchwandernder Gast weilet, sondern einen bleibenden Wohnsitz hat. Ein sehr zweckmäßiges solides Gebäude ist in der Nähe von Haymarket dazu erbaut. Hat das Publikum sich an einem solchen riesenmäßigen Gemälde satt gesehen, so wird letzteres auf Reisen geschickt und ein anderes Bild tritt an dessen Stelle; diesmal war eine sehr täuschende Darstellung von Paris an der Tagesordnung.

Auch bitten wir Miß Linwoods kunstreicher Stickereien hier erwähnen zu dürfen, obgleich wir gern alle sogenannte Kunstwerke dieser Art in die Reihe der Kunststücke und wo möglich ganz aus der Welt verbannen möchten. Die voll-

kommenste Stickerei kann doch nur einem Gemälde oder einem Kupferstiche gleichen, warum also den mühsameren Weg statt des leichteren wählen, wenn jener nicht einmal ganz zum Ziele führt? Warum nicht die schwerfällige Nadel weggeworfen und den Pinsel ergriffen, der doch ganz andere Zauberwerke hervorzubringen vermag? So sagten wir an der Schwelle vor Miß Linwoods Salon, aber so wie wir darüber traten, war es mit unserer Weisheit vorbei. Höher als diese geschickte und fleißige Engländerin kann man es in dieser Kunst unmöglich bringen, und alles Vollendete, sey es von welcher Gattung es wolle, hat zu viel Recht dazuseyn, als daß man ferner etwas dagegen einzuwenden versucht werden könnte. Die schönen Arbeiten dieser ersten aller Stickerinnen zieren mehrere Zimmer, zu welchen man täglich für ein sehr mäßiges Eintrittsgeld Einlaß erhalten kann. Jährlich kommen neuere hinzu, während ältere in die Cabinette reicher Kunstsammler versetzt werden; bewundernd steht man davor, bewundernd geht man weg und ausgesöhnt mit dieser sonst mit allem Rechte verschrienen Gattung. So wenigstens ging es uns.

Merlins Museum.

Nicht die Werke des alten berühmten Hexenmeisters dieses Namens bewundert man hier, wohl aber vielleicht die eines seiner Nachkommen; wenigstens hat der verstorbene Eigner, Erfinder und zum Theil Verfertiger der in diesem Museum aufbewahrten mechanischen Kunstwerke sich Merlin genannt. Vormittags bei Tageslicht und Abends bei einer artigen Erleuchtung wurden sie zu bestimmten Stunden den Schaulustigen gezeigt, und verdienten wohl, daß man einen müßigen Abend daran wendete.

Neben vielen durch Erfindung und Ausführung merkwürdigen und nützlichen Dingen fanden wir auch manche Spielerei, manches oft Gesehene. Zu den erstern gehört ein sehr bequemes Krankenbette, mit einem Tisch daran, der, so wie das Bette, auf mannichfaltige Weise sehr leicht verändert und in alle mögliche Stellungen versetzt werden kann. Eine über der Thüre eines Zimmers angebrachte Uhr braucht nie aufgezogen zu werden,

weil das Auf- und Zumachen der Thüre diesen Dienst leistet. Eine andere Uhr, ohne alles Räderwerk, an welcher der Perpendikel durch zwei einander entgegengesetzte Magnete im Gang erhalten wird, müssen wir zu den Spielereien rechnen: denn sie ging ungleich. Viele andere artige Sächelchen, durch Magnete, mancherlei Arten Spiegel und Kräfte der Mechanik hervorgebracht, amusirten uns nicht wenig; doch findet man dergleichen in jeder bedeutenden Kunstkammer.

Ein sehr hübsches Caroussel, an welchem die hoch in der Luft schwebenden Pferde auf die natürlichste Weise von der Welt ganz ordentlich galoppiren, machte dem jüngeren Theile der Versammlung große Freude; so auch ein Paar Stühle, wovon der eine Ach und Weh schrie, wenn man sich darauf setzte, der andere aber weit höflicher seinen Gast mit einem Tusch von Pauken und Trompeten empfing.

Noch vieles Andere wurde uns gezeigt, jedes in seiner Art aufs vollendetste gearbeitet; doch nichts erwarb sich so vollkommen unsern Beifall, als vielleicht das Einfachste von allem, ein Haustelegraph, der wegen seiner Nützlichkeit wohl ver-

dient allgemein bekannt und eingeführt zu werden. Daß das Wohnzimmer der Herrschaft über dem der Bedienten sey, ist dazu ein Haupterforderniß; im ersten hängt neben der Klingel eine Tafel von lackirtem Bleche, von der Gestalt eines Barometers; ein Zeiger, den man nach Belieben hinauf- und hinabschieben kann, ist darauf befestigt. Ungefähr alles, was man den Tag über von seinem Bedienten verlangt, steht auf der Tafel in einer langen Reihe unter einander geschrieben, eben wie die Veränderungen des Wetters auf dem Barometer; zum Beispiel: bringt Feuer, Licht, Thee, Holz, Essen, macht die Hausthür auf, wir sind nicht zu Hause und dergleichen. Im Bedientenzimmer hängt eine ähnliche Tafel, deren Zeiger mit dem der obern genau zusammenhängt. Die Herrschaft klingelt und rückt den Zeiger auf das was sie verlangt, und der Bediente sieht unten auf seiner Tafel nach und bringt es sogleich, ohne erst zu fragen, was man will; oder man sieht von fern lästigen Besuch kommen, man klingelt, rückt den Zeiger, und der Bediente kann mit dem ehrlichsten Gesichte von der Welt versichern, die Herrschaft sey

nicht zu Hause, ohne sie erst durch vorgebliches Nachsehen zu compromittiren.

Geistererscheinungen, Ombres chinoises, und chinesisches Feuerwerk machten den Beschluß dieser Ausstellung.

Weeks Museum.

Der erste Plan dieses Museums war selbst für London zu groß, und wir hören, daß er nie ganz zur Ausführung gediehen sey. Alles was Kunstfleiß und Mechanik aus den köstlichsten Materialien hervorbringen kann, sollte in einem sehr großen Saale ausgestellt werden und dann zugleich an bestimmten Tagen einen Vereinigungspunkt für die elegante Welt gewähren; denn nur diese würde sich dort versammelt haben, da der Einlaßpreis ziemlich hoch angesetzt ward. Der Unternehmer selbst schätzte das Ganze auf 300,000 Pfund Sterling. Wir sahen nur den Anfang dazu, aber auch dieser erregte unser Erstaunen.

Ein schöner, lebensgroßer silberner Schwan

war im großen Saale von vielem Angefangenen das einzige Fertige. In einem kleinen Bassin schien er auf sehr täuschend sich bewegenden krystallnen Wellen zu schwimmen, kleine goldne Fische spielten lustig um ihn her, der schöne Schwan dehnte die Flügel aus und putzte die schimmernden Federn, dann fing er einen Fisch und schluckte ihn mit sichtbarer Anstrengung nieder. Nichts konnte natürlicher erscheinen als seine Bewegungen. Vaucansons Ente kann unmöglich lebendiger ausgesehen haben, als er.

Ein weniger reizendes, aber wegen seiner Kleinheit noch unbegreiflicheres Kunstwerk war eine schwarze Kreuzspinne, nicht größer, als man sie wohl zuweilen findet. Wie nach Willkühr, lief sie kreuz und quer auf dem Tische herum, zappelte mit den Füßen, wenn man sie aufnahm, und geberdete sich durchaus wie eine natürliche Spinne. Herr Week zeigte uns die vielen Gelenke an den Füßen und die dem Auge fast unsichtbaren Räder im Innern des Körpers, welche diesem so häßlichen als bewundernswürdigen Kunstwerke scheinbares Leben gaben. Er gab ihre Zahl auf ein hundert und funfzehn an.

Sir Ashton Lever's Sammlung.

Sir Ashton Levers wendete sein ganzes Leben an diese Sammlung größtentheils naturhistorischer Merkwürdigkeiten. Nach seinem Tode ward sie ausgespielt, Mr. Parkinson gewann sie für eine Guinee. Er ließ nicht weit von der Blackfriars-Brücke ein zweckmäßig eingerichtetes Haus erbauen, in welchem sie sehr gut und sorgfältig aufbewahrt wird. Täglich von Morgens zehn Uhr an bis Abends sechs Uhr kann man für einen Schilling Eintrittsgeld ungestört darin verweilen, ohne von überlästigen und unwissenden Aufsehern gejagt und geplagt zu werden. In einer langen Reihe von Zimmern ist alles sehr ordentlich in hübschen Glasschränken aufgestellt und jedes darin enthaltene Stück numerirt. Ein an jedem Schranke befestigter Zettel nennt uns den Namen jeder Nummer, fügt, wenn es nöthig scheint, eine kurze Beschreibung derselben hinzu, und macht uns mit ihrem Ursprunge, ihrem Nutzen und manchem andern Wissenswerthen bekannt.

Was der Schoos der mütterlichen Erde an Mineralien hervorbringt, ist hier in einem Zimmer in aller seiner Mannichfaltigkeit zu finden. Ein anderes Cabinet enthält die aus den Tiefen des Meeres ans Tageslicht geförderten Wunder, die prächtigen mannichfaltigen Wohnungen seiner stummen Bewohner, vielfarbige, seltsam geformte Muscheln, wunderbare Schwämme und Seepflanzen und zackige Korallengewächse.

In andern Schränken fanden wir alles, was auf Erden kreucht, Käfer, Amphibien, zahllose Gewürme, auch die bunte Schaar der Schmetterlinge.

Von ihnen gingen wir zu den Bewohnern der Lüfte; sie machen den größten nnd schönsten Theil der Sammlung aus. Vom Straus an bis zum kleinsten Colibri ist ihrer hier eine, wie es uns schien, unzählbare Menge in einem großen hohen Zimmer versammelt. Angezeigt fanden wir ihre Zahl auf fünf tausend, und zwar von sechzehn hundert verschiedenen Gattungen. Alle prangen im völligen Glanze ihres Federschmucks, in Stellung und Geberden wie lebend. Viele haben ihre Jungen neben sich.

Auch eine große Anzahl vierfüßiger Thiere steht in natürlichen Stellungen, wohl erhalten, in schönen Exemplaren da: der mächtige Elephant, die schöne Gazelle, das Elenthier, und mitten unter den fremden Thieren der Wolf, mit blitzenden Augen von Glas und drohender Geberde. Freilich gehört er hier zu Lande eben so gut zu den ausländischen Raubthieren, als Löwe und Tiger.

Mit den Affen, die ein eignes Cabinet erfüllen, hat eine burleske Phantasie ihr Spiel getrieben, und das ohnehin possierliche Volk ist hier in wunderlichen Stellungen zu schauen. So sitzt zum Beispiel einer als Schneider da, emsig mit der Nähnadel beschäftigt, neben ihm Scheere und Bügeleisen. Ein anderer liest gravitätisch die Zeitung, während ihn ein dritter rasirt, und dergleichen Kindereien mehr.

Die größtentheils vom Capitain Cook aus dem fünften Welttheil herübergebrachten Merkwürdigkeiten zogen unsere Aufmerksamkeit am mehresten auf sich. Lange kannten wir sie aus Reisebeschreibungen und Kupferstichen, aber nur der Augenschein vermochte uns zu überzeugen, daß diese die Gegenstände treulich darstellten wie sie

sind. Wir konnten nicht genug die Feinheit, den Geschmack und die Vollendung der Arbeiten bewundern, die wir hier blos mit einer Muschel, einem scharfen Stein, einem spitzigen Dorn hervorgebracht sahen, und noch dazu von Menschen, die wir Wilde nennen. Es gibt nichts Zierlicheres als ihren, aus den schönsten Federn künstlich zusammengesetzten Kopfputz, und ihre Stickereien von Pflanzenfasern und feinen Fischdärmen würden sowohl in Hinsicht des Musters, als der Ausführung jeder europäischen Näherin Ehre machen. Wie zweckmäßig sind ihre Waffen, ihr Geräthe zur Jagd und Fischerei! Wir würden nicht fertig werden, wollten wir alles Merkwürdige anführen, was wir hier sahen.

In dieser Sammlung könnte man ein ganzes Jahr hindurch täglich einige Stunden verweilen, ohne um Unterhaltung verlegen zu werden.

Palast von St. James. — Die Parks. — Kensington Garten.

Kein Fürst, auch nicht der kleinste regierende Herr, dessen Besitzungen kaum auf der Charte zu finden sind, hat eine schlechtere Residenz, als der König von England. Kaum traut man seinen Augen, wenn man das alte winklige rostige Gebäude ansieht, das mit dem stolzen Titel: „St. James-Palast" prangt. Auch bewohnte König Georg der Dritte es eigentlich nicht, und nur zum Schein prunkte ein großes Bette mit rothsammtnen Vorhängen im großen Leverzimmer.

Alle Hoffeierlichkeiten wurden zwar nach althergebrachter Weise in diesem königlichen Rattenneste gehalten; aber die hohen Herrschaften begaben sich immer vorher incognito hin, und wohnten eigentlich im Palaste der Königin, Buckinghamhouse genannt, einem etwas moderneren Gebäude, welches aber auch, weit entfernt von aller königlichen Pracht, weder sehr groß, noch sehr schön, aus bloßen Ziegelsteinen erbaut war. Es

liegt in dem an den Palast von St. James anstoßenden St. James-Park, der Lieblingspromenade der Londoner.

Dieser Park ist eigentlich nur eine sehr schöne große Wiese, durchschnitten von angenehmen Fußwegen, belebt durch einen ihn durchkreuzenden Kanal, und geziert mit hin und wieder zerstreuten Gruppen schöner alter Bäume. Alles darin ist einfach, aber unaussprechlich angenehm durch den Kontrast dieser ländlichen Stille mit dem Geräusche der großen Hauptstadt, aus welchem man unmittelbar hineintritt.

Am westlichen Ende des Parks liegt Buckinghamhouse mit seinen Gärten. Der Green-Park zieht sich längs diesen hin, ebenfalls eine zur Promenade eingerichtete liebliche Wiese, mit wenigen Bäumen besetzt. Der Hyde-Park begränzt beide; größer als sie, geht er bis an die Gärten von Kensington; ein in mannichfaltigen Krümmungen sich hindurchwindender silberheller Strom verschönt ihn; Kühe und schöne Pferde weiden am Ufer, alles ist frisch und grün, als wäre man hundert Meilen von der Stadt.

Wenn man vom Hyde-Park aus in die

Gärten von Kensington tritt, wähnt man am Eingange eines uralten heiligen Hains zu seyn; so majestätisch erheben die hohen schönen Bäume, der ausgezeichnetste Schmuck jener Gärten, ihr prächtiges Laubgewölbe. Diese Gärten, das gewöhnliche Ziel der Spaziergänger, gehören ebenfalls dem Könige und stehen, so lange die schöne Jahreszeit währt, von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Abends dem wohlgekleideten Publikum offen. Sie sind nicht im neuesten Geschmacke angelegt, man findet noch, nach alter Weise, breite nach der Schnur gezogene Alleen darin und eine gewisse Symmetrie, von welcher die neue Gartenkunst nichts wissen will; desto besser aber eignen sie sich zur Promenade einer großen Hauptstadt. Angefüllt mit Spaziergängern, die unter diesen prächtigen Bäumen lustwandeln, machten sie einen eben so reizenden als imposanten Eindruck.

Der zu diesen Gärten gehörige Palast von Kensington verdient nur wegen seines Eigenthümers diesen prächtigen Namen. Die königliche Familie kommt nie hin, er wird von einigen Privatpersonen bewohnt, welche vom König die Erlaubniß dazu erhielten.

Jeden Sonntag Nachmittags bei schönem Wetter wimmelt im Sommer der St. James-Park von wohlgekleideten Spaziergängern, die zwar Nobody's sind, sich aber doch eben so gut ausnehmen, als würden sie wirklich mitgezählt. Alles was die Woche hindurch sich in den Ladengewölben und Arbeitszimmern der City abmühete und kein Haus zu hüten hat, eilt dann hinaus, um frische Luft zu schöpfen, grüne Bäume zu sehen, und wohl auch seinen Sonntagsputz zu zeigen.

Der Anblick dieser wohlgekleideten Menge ist sehr angenehm; weit interessanter aber noch der, den der Hyde-Park im Frühlinge gewährt. An schönen Sonntagsmorgen, nach Londoner Rechnung zwischen zwei und fünf Uhr Nachmittags, fährt, reitet und geht dann die schöne Welt dort spazieren. Eine unzählbare Menge der schönsten Equipagen, der herrlichsten Pferde bedecken in dieser Zeit den durch Hyde-Park führenden Fuhrweg bis Kensington; kein Fiaker, kein öffentliches Fuhrwerk darf diesen Weg befahren; nichts darf sich zeigen, was uns daran erinnern könnte, daß es auch Leute in der Welt gibt, die nicht reich und vornehm sind. Der Anblick der vielen

schönen Reiter und Pferde, der tausend Equipagen von allen Formen und Größen, der schönen Frauen und lieblichen Kinderköpfchen, die aus diesen hinausgucken, ist einer der prächtigsten, den nur irgend eine große Hauptstadt gewähren kann. Nichts gibt einen anschaulichern Beweis der Opulenz und Bevölkerung Londons.

Auch die Spaziergänge wimmeln von Spazierengehenden, die zum Theil jene schimmernden Equipagen verließen, um hier zu lustwandeln und Bekannte zu treffen. Besonders brillant sind dann die Alleen von Kensington; man hat berechnet, daß an solchen Tagen bisweilen hundert tausend Menschen zugleich sich in den Parks und den Gärten von Kensington des blauen Himmels und der schönen Erde freuen.

Auch im Winter versammeln sich oft viele tausend Menschen dort, besonders, wenn bei starker Kälte der Strom in Hyde-Park mit Eis bedeckt ist. Dann zeigen die Schlittschuhläufer ihre Künste, man eilt hin, sie zu bewundern; für Erfrischungen und Wärme ist in dazu erbauten Pavillons gesorgt, und was noch besser ist, für

Hülfe bei möglichen Unglücksfällen, durch eine sehr zweckmäßige, an den Ufern des Stromes errichtete Rettungsanstalt.

Des Königs Geburtstag.

Dieser Tag, der vierte Junius, welchen auch der Nachfolger Georgs des Dritten als seinen Geburtstag angenommen hatte, ist für die Londoner feine Welt der wichtigste im ganzen Jahre, der Wendepunkt, welcher den Sommer von dem Winter scheidet, er gibt für die nächsten zwölf Monate den Ton an für Moden, Equipagen; alles wird für diesen Tag und nach diesem Tage berechnet. So war es wenigstens, so lange des alten Königs Gesundheit ihm erlaubte sich öffentlich sehen zu lassen. Sein späteres anhaltendes Uebelseyn wird freilich in Hinsicht des an diesem Tage üblichen Ceremoniels manche Aenderung herbeigeführt haben, doch die Hauptsache blieb gewiß, so lange er lebte, und wird es auch später, so lange es Könige von England gibt.

Schon Monate vorher sind alle Sattler, Wagenfabrikanten, Schneider, Juweliere und Modehändler in großer eilender Geschäftigkeit; neue Kleider, neuer Putz werden ersonnen und gemacht, Juwelen umgefaßt, Pracht-Equipagen und glänzende Livreien angeschafft, alles wird aufgeboten, um an diesem Tage eine Stunde lang zu glänzen, denn viel länger währt die ganze Herrlichkeit nicht. Die Zeitungen thun freilich das ihrige nach besten Kräften, um diesen Glanz, so viel an ihnen liegt, zu verewigen. Sie füllen viele Tage hindurch lange Colonnen mit Beschreibungen desselben aus, jedes Quästchens an den Damenkleidern, jeder Stickerei an den Gallaröcken der Herren wird ehrenvoll darin gedacht, auch Wagen und Livreien werden nicht vergessen; aber was hilft das alles? Solch eine papierne Ewigkeit ist in unsern Tagen von gar kurzer Dauer.

Im Park von St. James bemerkten wir an diesem Tage um ein Uhr viele Leute vor einer kleinen Hinterthüre des Palastes, die den König dort aussteigen sehen wollten, wenn er von Bukkinghamhouse käme. Kanonendonner verkündete

einstweilen die Feier des Tages; Erwartung, Freude, Liebe strahlte von allen Gesichtern, denn das Volk hing mit kindlicher Liebe an dem guten alten Georg, unter dessen langer Regierung der größte Theil desselben geboren ward. Wir warteten seine Ankunft nicht ab, um nicht zu sehr ins Gedränge zu gerathen, sondern begaben uns in die schöne breite Straße von St. James, welche gerade zum Haupteingange des Palastes führt. Von dem Balkon eines Privathauses konnten wir dort den Zug der Glückwünschenden bequem ansehen.

Es war ein schöner lebensfroher Anblick! Kein Fenster, kein Balkon der ziemlich langen Straße blieb unbesetzt, frohe Gesichter schaueten aus allen herab; Kopf an Kopf, dicht gedrängt, sogar die Dächer wimmelten von Zuschauern; eine unzählbare Menge wohlgekleideter Leute drängte sich auf der Straße weit über den Fußpfad hinaus, so daß in der Mitte kaum Platz für die Wagen blieb. Eine Menge Equipagen und Miethwagen bildeten n der einen Seite eine lange stillstehende Reihe. Fast lauter hübsche Frauen und Mädchen blickten neben den reizendsten blühendsten Kinderköpfchen

neugierig daraus hervor in das bunte Gewühl. Vor dem Schlosse paradirte die schöne königliche Garde zu Pferd, reich gekleidete Hofbedienten standen am Thore desselben, auch die hundert Yeomen des Königs, eigentlich eine Art Schweizergarde. Ihre Kleidung ist noch genau dieselbe, die sie im funfzehnten Jahrhunderte war, bunt und wunderlich anzuschauen. Das Volk nennt diese Trabanten des Königs Ochsenfresser (the King's Beefeaters), und ihre wohl genährten Figuren scheinen diesen Ehrentitel reichlich zu verdienen. So sonderbar sie in der über und über mit Gold besetzten scharlachrothen alt-englischen Kleidung, mit den auf Brust und Rücken glänzenden silbernen Schilden und dem flachen, mit bunten Schleifen gezierten Baret auch aussehen, so gibt ihre Erscheinung dem Feste doch etwas Feierliches, Altväterisches, das uns in vergangene Zeiten versetzt. Dieser Eindruck wurde noch vermehrt, als die lange Reihe der Leute von der Feuerassecuranz-Compagnie aus dem Palaste, wo sie ihren Glückwunsch abgelegt hatten, in Procession nach einer Taverne zog, um dort des Königs Gesundheit feierlichst zu trinken. Auch diese erschie-

nen in wunderlicher, karmesinrother Kleidung Vor ihnen her wurde das beliebte God save the King geblasen.

Durch alles dieses hindurch bewegte sich langsam die unabsehbare Reihe Kutschen, in welchen die Gratulanten nach Hofe fuhren. Diese gaben den reichsten und mannichfaltigsten Anblick. Nirgends kann man prächtigere Kutschen von der neuesten, noch nie zuvor gesehenen Form, nirgends schönere, stolzere Pferde erblicken. Ein Schwarm reichgekleideter Livreibedienten umgab die Schritt vor Schritt langsam fahrenden Wagen, ungeduldig schnoben die Pferde, aber der mit einer großen, runden Perücke versehene, auf dem befranzten Bocke majestätisch thronende Kutscher hielt sie in Respect. Wie in andern Ländern Schnurrbärte, so sind in England solche dicke runde Perücken Abzeichen der Kutscher, und je vornehmer der Herr, je größer sind die Perücken.

Die reichgekleideten Herren und Damen in den Kutschen schienen sich bei der langsamen Cavalcade ein wenig zu langweilen. Die Damen nahmen sich von oben nicht sehr graziös aus in

dem überladenen Putze und der steifen ängstlichen Stellung; fast wie die überfüllte umgestülpte Schachtel einer Modehändlerin, ein formloser Berg von Flor, Blumen, Federn und tausend schönen Sachen.

Der Lord Mayor und die Sheriffs der City in ihrer schwarzen Amtskleidung, mit schweren goldnen Ketten geschmückt, fuhren in großen, über und über vergoldeten altmodischen, doch neuen Staatswagen, an welchen überall fast eben so vergoldete Bedienten mit großen Federhüten hingen. Zum Theil ziemlich rostige Hofkutschen (die uns an die Dresdner Fahrten nach Pillnitz erinnerten) machten von Zeit zu Zeit von ihrem Vorrechte Gebrauch, aus der Reihe hinaus allen Andern vorbeizufahren.

Die Herzöge von York, von Glocester, und andere Glieder der königlichen Familie saßen beinahe in ganz gläsernen Staatswagen, so daß man sie von allen Seiten deutlich sehen konnte.

In alle diese Pracht mischten sich ganz gewöhnliche Fiaker und behaupteten ihren Platz in der glänzenden Reihe so gut, wie die andern. Größtentheils saßen Officiere und Geistliche darin,

ja ein Spottvogel neben uns wollte in einem derselben drei Bischöfe erblicken, die so, das Stück für sechs Pence, an den Hof fuhren.

Zur Seite dieses langen Zugs trabten brillant gekleidete Portchaisenträger ihren Hundstrott, mit schön aufgeputzten Portchaisen, deren Deckel eine Grafen- oder Herzogskrone zierte, als ein Zeichen des hohen Standes der darin sitzenden glänzenden Dame, und ein Schwarm reichgekleideter Livreibedienten begleitete jede derselben.

Von ein bis sechs Uhr währte dieser Zug ununterbrochen fort, ohne zu stocken; die Herren und Damen stiegen aus, so wie sie ankamen, machten dem König und der Königin ihr Compliment, vielleicht ohne im Gewühle der Menge einmal bemerkt zu werden, und fuhren dann wieder fort, um andern Neuankommenden Platz zu machen. Dies war die ganze Freude, mit so vielem Aufwande an Geld, Zeit und Vorsorge errungen.

Nach der Cour gab die Königin ein Familiendiner, das einzige im ganzen Jahre; auf dieses folgte ein Concert, zu welchem der dafür besoldete Hofpoet jedes Mal eine neue sogenannte

Ode machen muß. Auch zum Concert werden nur Wenige von den Vornehmsten auserwählt und zugelassen. Sonst pflegte diesem Concerte noch ein Ball zu folgen, der höchstens zwei Stunden währte, und bei welchem die strengste Rangordnung und Etikette den Vorsitz hatte; seit einigen Jahren aber begnügt man sich mit den übrigen Freuden des Tages.

Abends waren einige öffentliche Gebäude, die Theater und die Häuser der Kaufleute und Handwerker, welche den Hof bedienen, ziemlich hübsch illuminirt, und damit endigte dieser wichtige Tag.

Pension für Mädchen.

Oft begegneten wir Sonntags auf unsern kleinen Lustreisen in der Gegend bei London einem Zuge von dreißig bis vierzig jungen Mädchen, auf dem Fußpfade neben der Landstraße andächtig zur Kirche wandelnd. Es war ein lieblicher Anblick. Schneeweiß gekleidet, mit artigen Strohhüten, gingen sie paarweise hinter einander fort, einige

in eben aufblühender jugendlicher Schönheit, andere frisch und roth in knospender Kindheit. Mehrere Aufseherinnen begleiteten sie, strenge wachend über jeden Tritt, jede Miene, damit ja kein Freudensprung, kein lautes Lachen ihnen auf dem ernsten Wege entschlüpfte. Zuweilen kam von der andern Seite ein ähnlicher Zug Knaben daher, dem nämlichen Ziele zuwandelnd, begleitet von seinen Lehrern. Die Aufseher und Aufseherinnen grüßten sich wohl als Bekannte, aber die Kinder schielten sich nur von der Seite ein wenig an und wandelten mit gezwungenem Ernste weiter. Es waren die Zöglinge aus irgend einer der vielen Pensionen, welche jeden Sonntag zweimal feierlich zum Gottesdienste getrieben werden. Dörfer und Flecken rings umher wimmeln von solchen Erziehungsanstalten, die alle gedeihen, da fast Niemand seine Kinder zu Hause erzieht, wo sie zu viel Unordnung und Unruhe machen würden. So wie Knaben und Mädchen aus der Kinderstube kommen, werden sie in jene Erziehungsanstalten gegeben, und kehren erst nach ganz vollendeter Erziehung, beinahe erwachsen, in das väterliche Haus zurück.

Die Mädchen lernen in diesen Anstalten von allem etwas, aber wenig Gründliches. Man lehrt sie Geschichte und Geographie; dennoch weiß eine Engländerin selten, wie es außer ihrem Vaterlande aussieht und was dort in frühern Zeiten sich begeben hat. Auch in der französischen und italienischen Sprache erhalten sie Unterricht, aber der Fremde, der nicht Englisch kann, ist damit nichts gebessert; schwerlich wird er in der Gesellschaft eine Dame finden, die ihm in einer fremden Sprache Rede stünde. Musik und Zeichnen wird sehr oberflächlich und gewöhnlich nur getrieben, um Beides späterhin so bald als möglich wieder zu vergessen. Die Mädchen lernen sticken, Papierblumen machen, sie fabriciren artige Papparbeiten, Kästchen von vergoldetem Papiere, Vasen von Eierschalen, tausend zierliche Dinge; aber was man eigentlich für's Haus braucht, bleibt ihnen gewöhnlich unbekannt. Der Hauptzweck des größten Theils der Vorsteherinnen solcher Anstalten ist, vor allen Dingen einmal im Jahre mit ihren Zöglingen recht zu glänzen, wenn sich die Aeltern und Verwandten derselben bei dem großen Prüfungsfeste versammeln. Mehrere Monate vor die-

sem Feste hört schon aller ernstliche Unterricht auf, alles wird angewendet, um die Kinder für den wichtigen Tag zu dressiren. Musikstücke werden ihnen eingelehrt, die sie vor der entzückten Versammlung mechanisch ableiern sollen, Zeichnungen werden mit Hülfe des Lehrmeisters verfertigt, und dergleichen mehr. Die Hauptsache aber bleibt, sie für den Ball, der Abends gegeben wird, abzurichten, und der Tanzmeister kommt mehrere Wochen lang kaum aus dem Hause.

Eine Dame unserer Bekanntschaft, deren Töchter in dem nahe bei London gelegenen Flecken Southwark in Pension waren, führte uns zu solch einem Feste dahin. Die Vorsteherin des sehr großen Hauses empfing uns mit vieler Artigkeit. Wir wurden in einen großen Saal geführt, an dessen einem Ende die hocherfreuten Mütter und übrigen Verwandten der jungen Mädchen saßen; die Zöglinge selbst waren am entgegengesetzten Ende auf mehreren Reihen amphitheatralisch über einander sich erhebender Bänke wie zur Schau ausgestellt. Auch gewährten sie einen sehr reizenden Anblick. Man denke sich funfzig junge Mädchen von acht bis sechzehn Jahren, hübsch, in blü-

hender Gesundheit, einfach, aber geschmackvoll in die Uniform des Hauses gekleidet, mit schneeweißen kurzen Kleidern und blauen Schuhen. Ein silbernes Netz um's Haar, eine silberne Schärpe um den Leib war ihr ganzer Putz; so saßen sie da, glühend vor rascher jugendlicher Erwartung und Freude.

Unter Anleitung des Tanzmeisters begann endlich der Ball. Die Mädchen tanzten unter sich lauter ganz bescheidene Tänze; keinen Walzer, keinen Shawltanz, keine künstlichen Sprünge, sondern eine Art Menuets zu sechs bis acht Paaren, welche der Tanzmeister für sie eigens componirt hatte, und die wohl sonst nirgends in der Welt getanzt werden, als in Pensionsanstalten wie diese. Die geschickten Tänzerinnen hatten kleine Solo's darin, um sich recht zu zeigen. Nach Endigung jedes Tanzes wurden sie von Müttern und Verwandten gelobt und geliebkoset. Nur zwei arme kleine Holländerinnen standen traurig und unbemerkt in einer Ecke allein, Niemand bekümmerte sich um die Fremden, die aus ihrem Vaterlande hieher zur Erziehung geschickt waren. Wir, Fremdlinge wie sie, fühlten uns ihnen ver-

wandt, riefen sie zu uns, erzählten ihnen, daß wir ohnlängst aus ihrem Vaterlande kämen, und hatten bald den Trost, auch aus ihren kindlichen klaren Augen die Freude leuchten zu sehen. Als die auf die Länge etwas langweiligen Paradetänze abgethan waren, kamen einige englische und schottische an die Reihe. Froh, des Zwanges entledigt zu seyn, hüpften die lieblichen Kinder unbefangener umher, und einige junge anwesende Vettern und Brüder erhielten die Erlaubniß, sich mit ihnen herumzudrehen.

Mit stiller Rührung sahen wir ihre sorglose Freude. Tanzend bereiteten sich die holden Geschöpfe zu dem Leben, das sie jetzt, in dem Augenblick da wir dies niederschreiben, schon längst mit seinem ganzen Ernste ergriffen hat. Erwartungsvoll blickten damals so viele helle Augen der Zukunft entgegen, als wäre auch sie ein Tanz der Freude; jetzt füllen sich diese Augen beim Andenken an jene unwiederbringlich hingeschwundenen Tage wahrscheinlich mit Thränen der Sehnsucht. Ahnend dachten wir damals ihrer Zukunft und verließen sie, noch mitten in der Freude, mit stillen Wünschen für ihr Glück.

Pension für Knaben.

Gewöhnlich sind es Landprediger, die irgend ein großes schönes Lokal, unfern der Kirche, in welcher sie predigen, miethen oder kaufen, und neben ihren Berufsgeschäften dieses Erziehungsgeschäft treiben, wobei sich die sehr ehrwürdigen Herren *) ungemein wohlbefinden.

Wir hatten Gelegenheit, die Erziehungsanstalt des Herrn Lancaster in Wimbleton, acht englische Meilen von London, genau kennen zu lernen. Sie gilt für eine der besten, selbst Lord Nelson ließ zwei seiner Neffen da erziehen. Im Grunde gleichen sich alle; nur die Zahl der Zöglinge, die größere oder beschränktere Einrichtung des Ganzen unterscheidet sie von einander.

Der sehr ehrwürdige Herr zu Wimbleton befaßte sich gar nicht mit dem Unterrichte; unsichtbar für die Schüler, saß er den Tag über in seinem Studirzimmer, wo er eine Anzahl junger

*) Most reverend Sir, sehr ehrwürdiger Herr, der Titel der englischen Geistlichen.

Fremder, die blos als Kostgänger, nicht als Schüler in seinem Hause lebten, im Englischen unterrichtete. Nur Mittags nach vollendeten Schulstunden erschien er auf einem Katheder im Schulzimmer, um sich von den Lehrern Rapport abstatten zu lassen. Vier Lehrer, die im Hause wohnten, und von denen wechselsweise Einer jede Woche die Spezialaufsicht über die Schüler hatte, gaben den nothwendigen Unterricht, und zwar alle zugleich in dem nämlichen großen Zimmer. Jeder steht auf einem kleinen Katheder, und die Schüler gehen wechselnd, pelotonweise von Einem zum Andern. Dies währt vier Stunden lang ununterbrochen, von acht bis zwölf.

Die Schule wird mit Gebet eröffnet und geschlossen, ganz nach der englischen Liturgie, wobei auch des Königs, seines Hauses, der Schwangern und Säugerinnen und so weiter von den Knaben christlich gedacht werden muß.

Die Knaben erhalten Unterricht in den alten Sprachen, in Geographie, Geschichte, Schreiben, Rechnen und der französischen Sprache. Wer Fechten, Musik, Tanzen und Zeichnen lernen will, muß es besonders bezahlen; die Lehrer dazu kom-

men wöchentlich einige Mal von London herüber; an alles übrige Wissenswerthe, was unsere Kinder in Deutschland lernen, wird nicht gedacht.

Die Zöglinge essen zusammen, ziemlich schlecht, unter Aufsicht des die Woche habenden Lehrers, werden zu bestimmten Zeiten von ihm auf der Gemeinhut des Dorfes spazieren getrieben, spielen unter seiner Aufsicht auf dem großen Hofe, und werden täglich in einem großen Bassin gebadet, auch im Winter, wo dann erst das Eis aufgehauen werden muß.

Alles, Lehre, Strafe, die ganze Behandlung der Kinder wird nach angenommenen Gesetzen mechanisch betrieben, ohne Rücksicht auf Alter, Charakter und Fähigkeit. Wie könnte es anders seyn, ihrer sind sechzig, zwischen sechs und sechzehn Jahren; alle Wochen wechselt der die Aufsicht habende Lehrer, und dankt Gott, daß er auf drei Wochen der Last los ist, und sich bei der sehr reichlich besetzten Tafel des sehr ehrwürdigen Herrn mit den Kostgängern und übrigen Gesellschaft, von der in der Woche ausgestandenen Noth und Mangel erholen kann. Kein Lehrer lernt die Kinder genauer kennen, da jeder sie nur unge-

fähr zwölf Wochen im Jahre in so verschiedenen Zeiträumen unter seiner Aufsicht hat.

Die Kostgänger haben dagegen ein herrliches Leben, denn sie bringen dem ehrwürdigen Herrn dreimal so viel Guineen als die Schüler. Nur einige Schüler, deren Aeltern es zu bezahlen vermögen, gehören auch dazu. Diese nehmen zwar an den Schulstunden Theil, essen aber an dem gut besetzten Tische, können nach Herzens Wunsch im Lustgarten und im Obstgarten ihr Wesen treiben, während ihre Kameraden auf dem öden Hofe bleiben müssen und entsetzlich geprügelt werden, wenn sie sich einmal in jene ihnen verbotenen Reviere eingeschlichen haben. So müssen die Kinder schon in der Jugend lernen, daß dem Reichen alles erlaubt, und Geld daher das höchste Ziel ist, wonach man zu trachten hat.

Hat ein Knabe einen Fehler begangen, seine Lektion nicht gelernt, oder beim Spiel Unordnung gemacht, so wird ihm vom Lehrer zur Strafe aufgegeben, eine Seite Griechisch oder Latein auswendig zu lernen. Wenn er diese zur bestimmten Zeit nicht auswendig weiß, so schreibt der Lehrer seinen Namen auf und legt ihn auf's Katheder

des Herrn Lancaster. Abends werden dann die so Verklagten zu ihm ins Studirzimmer gerufen, so viel ihrer sind, alle zugleich. Er redet sie mit Sir oder Gentlemen an und fragt, ohne fernere Untersuchung ihres Vergehens, ob sie ihre Aufgabe gewußt haben? Sie müssen natürlich mit nein! antworten. Ohne sich auf etwas Weiteres einzulassen, fragt er: was sie dafür verdient hätten? Sie antworten: geprügelt zu werden, und ohne Aufschub vollzieht der sehr ehrwürdige Herr an ihnen dies Urtheil mit eigner Hand, oft an sieben, oder acht nach einander, ohne Rücksicht, ob der Knabe sechs oder sechzehn Jahre alt ist, und dazu auf die beschimpfendste Weise.

Haben zwei Knaben mit einander Streit gehabt oder sich geschlagen, so verklagt einer den andern; wenn aber auch seine Klage noch so sonnenklar wäre, er bekommt kein Recht, so lange der Beklagte läugnet. Der Kläger muß Zeugen mitbringen; sagen dagegen er und seine Zeugen noch so augenscheinlich die Unwahrheit, der Beklagte wird bestraft, wenn er nicht andere Zeugen beibringen kann, die seine Unschuld beweisen. Alles wird nach der Form abgethan, wie vor den

englischen Richterstühlen; den Charakter der Kinder zu ergründen, ihr Gefühl für Recht und Unrecht im höhern Sinn, ihre Liebe für das eigentliche Wissen zu bilden, daran denkt Niemand.

Wir enthalten uns aller Bemerkungen über eine solche Erziehungsmethode, Jeder macht sie gewiß selbst und fühlt, welchen Vorzug auch in dieser Rücksicht wir Deutsche vor jenen stolzen Insulanern haben, und welche Resultate sich von einer solchen frühen Behandlung erwarten lassen.

Sonntags Morgens werden die Schüler im Schulzimmer versammelt. Herr Lancaster ist nicht Prediger in Wimbleton, sondern in Murton, einem eine halbe Stunde weit entlegenen Dorfe; aber zu seiner Uebung hält er seinen Schülern die Predigt, die er Mittags dort halten wird, erst einmal in der Frühe. Damit verbindet er den in der englischen Liturgie vorgeschriebenen Gottesdienst, so daß das Ganze eine starke Stunde währt. Um eilf Uhr werden sie in saubern Sonntagskleidern paarweise auf dem Hofe rangirt, und treten dann, in Begleitung der vier Lehrer, den Marsch nach der Wimbletoner Kirche an, wo sie bei Predigt, Gesang und Litanei zwei Stunden

verweilen müssen. Nachmittags werden sie wieder auf die nämliche Weise zur Kirche getrieben, und Abends um acht Uhr wird abermals in der Schulstube großer Gottesdienst gehalten, wobei wieder des Königs und seines Hauses gedacht wird. Zwischen allen diesen Andachtsübungen müssen sie in der Bibel lesen, und dürfen in Begleitung der Lehrer einen Spaziergang machen; alle Spiele aber und alle laute Ausbrüche der Freude sind hoch verpönt, und werden streng bestraft.

Das Brittische Museum.

Diese reiche, in einem schönen Local aufgestellte Sammlung verdient der großen Nation anzugehören, deren Namen sie führt. Der unermüdete Sammler, Sir Hans Sloane, legte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Grund dazu, indem er sein eignes sehr bedeutendes Museum der Nation vermachte. Mehrere große Sammlungen wurden damit vereinigt, und so erreichte das Ganze den Grad von Vollständigkeit, auf welchem es sich heute befindet.

Die prächtige Vasensammlung des Sir William Hamilton ist die schönste Zierde desselben; froh verweilten wir im Anschauen dieser schönen Formen, welche, von den englischen Fabrikanten glücklich benutzt, durch ganz Europa die bis dahin Mode gewesenen häßlichen, verkrüppelten Formen verbannten, und nach und nach unserem Hausgeräthe die jetzt übliche schöne, geschmackvolle Gestalt gaben.

Alles, was uns an die goldene Zeit, an die schönen Jahrhunderte der Römer und Griechen erinnern konnte, fanden wir hier vereint. Mannichfaltiger Schmuck, Siegelringe, Lampen, Hausgötter, unendliches kleines Geräth, aus den Gräbern von Pompeji und Herkulanum aufs neue zum freundlichen Tageslicht gefördert, vergegenwärtigte uns das heitere gefällige Daseyn der Alten; wir lebten mit ihnen, so lange wir in diesen Zimmern verweilten.

Schnell streiften wir hernach durch die Säle, welche das Naturalienkabinet, die ausgestopften Thiere und Mineralien enthalten, so auch durch das sehr beträchtliche Münzkabinet. Wenn man in seiner Zeit so beschränkt ist, wie wir es hier

waren, so muß man entbehrend zu genießen wissen, und lieber vieles aufopfern und nur etwas mit Muße betrachten, um davon eine bestimmte und interessante Erinnerung mit sich zu nehmen, Momentanes Verweilen bei vielen Gegenständen verwirrt und ermüdet ohne allen Nutzen.

Auch die vom Capitain Cook aus dem fünften Welttheile mitgebrachten Merkwürdigkeiten, die hier ein ganzes Zimmer anfüllen, betrachteten wir diesmal nur im Vorübergehen, vieles davon kannten wir schon aus dem Museum des Sir Ashton Levers.

Mehrere Zimmer enthalten in Schränken, mit Drahtgittern versehen, die große reichhaltige Bibliothek. Außer einer großen Zahl älterer, zum Theil sehr seltener Bücher, faßt sie beinahe alles, was bis auf den heutigen Tag in England herauskömmt; denn von jedem mit Privilegium gedruckten Buche muß ein Exemplar hier abgeliefert werden. Wir verweilten nur einige Zeit in dem Zimmer, in welchem sich die Manuscripte befinden.

Nicht nur alte Handschriften aller Art, von den beschriebenen Palmblättern und in Stein ge-

hauenen ägyptischen Hieroglyphen an, bis auf die krausen bunten Schriftzüge der Mönche des Mittelalters, werden hier aufbewahrt, sondern auch zahllose Briefe und Manuscripte der interessantesten und berühmtesten Menschen späterer Zeiten; eine unendliche Fundgrube für den Geschichtsforscher, dem ein freundliches Geschick erlaubt, sie mit Muße und Auswahl zu benutzen. Und welch ein Feld würde sich hier dem Anekdotenjäger und Zeitblättler eröffnen, der nach Willkür fouragiren könnte! Wie viel Bände interessanter Briefe könnten da ausgewählt werden, zum Nutz und Frommen unsers lese- und schreibsüchtigen Zeitalters, vor welchem kein Schreibetisch, kein Portefeuille mehr sicher ist! Briefe vieler englischen Könige und Königinnen, vieler Männer, die auf ihr Zeitalter wirkten, füllen, wohlgeordnet in Mappen, eine Menge Schränke an.

Man war so gefällig, uns manches zu zeigen; unter anderem einen ganzen Band eigenhändiger, mitunter ziemlich zweideutiger Briefe der Königin Elisabeth, an ihren unglücklichen Liebling Grafen Essex. Ihre Handschrift ist merkwürdig. Diesen nicht schönen, aber mit Schnörkeln über-

ladenen, sehr großen Buchstaben sieht man es an, daß sie langsam und vorsichtig geformt wurden, und trotz aller Schmeichelworte, die sie ihrem Geliebten hinzirkelte, möchte man in etwas veränderterm Sinne mit Schiller's Maria Stuart ausrufen: „aus diesen Zügen spricht kein Herz.“ Auch von dieser unglücklichen Nebenbuhlerin Elisabeths werden hier viel Briefe aufbewahrt, größtentheils in französischer Sprache. Besonders rührend war uns der, welchen sie an Elisabeth liebend und vertrauend schrieb, so wie sie die englische Grenze betreten hatte, ohne die traurige Zukunft zu ahnen, die sie sich mit diesem Schritt bereitete.

Ein langer Brief Cromwells an seine liebe Frau in Edinburgh, voll gottseliger Gesinnungen und Ermahnungen zur christlichen Demuth, erbaute uns ungemein; er war während der Zeit des Processes gegen den unglücklichen König Karl geschrieben.

Man zeigte uns auch den Entwurf einer ziemlich langen Rede, welche Wilhelm der Eroberer an das englische Volk halten wollte. Sie ist durchaus von seiner Hand in französischer Sprache

geschrieben, ziemlich unorthographisch und voll Correcturen und ausgestrichener Stellen. Nach ihrem Inhalte war er blos aus Liebe zu dem Volke herübergekommen, um dieses glücklich zu machen.

Unter den neuen Manuscripten bemerkten wir Pope's Essay on man, so wie er ihn zuerst niederschrieb, ebenfalls voll Verbesserungen und Aenderungen. Nicht ohne Grund nennt ihn einer seiner Zeitgenossen den Papier sparenden Pope (paper sparing Pope.) Das ganze Gedicht ist auf kleinen Papierstückchen sehr schlecht und unleserlich niedergeschrieben, auf Briefcouverte, Visitenkarten, Einladungsbillete, ja sogar auf den Rändern alter Zeitungsblätter, und dann mit Stecknadeln und seidenen Fäden bestmöglichst zusammengeflickt.

Ein kleines, in blau Papier geheftetes Büchlein von Rousseau's eigener Hand, sehr klein und zierlich geschrieben, hätten wir gern gelesen. Es führte den Titel: Rousseau, juge de Jean Jaques. Man versicherte uns, es wäre gedruckt; doch haben wir es nie zu Gesichte bekommen können. Auf der ersten weißen Seite stand, mit etwas

größeren Buchstaben, folgende Anrede an den Leser, die man uns erlaubte abzuschreiben:

Qui, que vous soyez, que le ciel a fait l'arbitre de cet écrit, quelque usage que vous ayez résolu d'en faire, et quelque opinion que vous ayez de l'auteur, cet auteur infortuné vous conjure par vos entrailles humaines et par les angoisses, qu'il a souffert en l'écrivant: de n'en disposer qu'après l'avoir lu tout entier. Songez, que cette grâce, que vous demande un coeur brisé de douleur est un devoir d'équité, que le ciel vous impose. Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.

Mit welchem bittern Gefühl mag der arme Jean Jaques dies niedergeschrieben haben! Sey sein Unglück auch nur eingebildet gewesen, ihm war es dennoch nur zu wirklich. Freudig dachten wir, als wir diese Zeilen lasen, daß das gequälte Herz, aus welchem jener Schrei des Schmerzes noch jetzt zu uns herübertönt, nun schon lange nicht mehr schlägt und endlich Ruhe fand.

Auf einem Pulte mitten in diesem Zimmer thront triumphirend das Heiligthum der Engländer, die ursprüngliche Magna charta unter Glas und Rahmen. Lange war sie verloren, und ward

glücklicher Weise in dem Moment entdeckt, in welchem ein Schneider seine entheiligende Scheere schon ansetzte, um Riemchen zum Maßnehmen daraus zu schneiden. Jetzt wird sie hier, wenn auch etwas verblichen, etwas zernagt vom Zahn der Zeit, dennoch sicher, kommenden Jahrhunderten aufbewahrt und von jedem ächten Britten mit Ehrfurcht betrachtet.

Gern wären wir an einem andern Tage ins Museum zurückgekehrt, aber die bestehende Einrichtung erschwerte uns diesen zweiten Besuch. Zu viel Fremde wünschten das Museum zu sehen, als daß die nämlichen öfter als einmal dazu kommen könnten. Nur wenige Personen dürfen zugleich zugelassen werden, und man muß sich lange zuvor um die Erlaubniß dazu melden. Donnerstags Morgens wird es zwar öffentlich gezeigt, aber es ist weder Freude noch Nutzen dabei, von ziemlich unwissenden Aufsehern mit einer Menge von Leuten durch die Zimmer gedrängt zu werden. Wer zu wissenschaftlichem Zwecke diese Sammlungen benutzen will, kann auf gewisse Bedingungen die Erlaubniß dazu von den Vorstehern erhalten. Ein mit Schreibmaterialien und allem

Erforderlichen wohl versehenes ruhiges Zimmer steht einige Stunden des Tages den Arbeitenden offen.

Herrn Whitbread's Brauerei.

Wie viel Anstalten zu einem Kruge Porter! Welch ein Treiben und Knarren und Rasseln aller Maschinen! Biertonnen, größer wie ein Haus in den Hochlanden! Kühlfässer wie Meere! — Diese Brauerei verdiente in Walhalla für Odins Helden den stärkenden Gerstentrank zu bereiten.

Ohne fernere Ausrufungen können wir versichern, daß sie wenigstens zu Londons ersten Sehenswürdigkeiten gehört. Der alte König, welcher sie einmal mit seiner ganzen Familie besuchte, nahm im Brauhause ein Frühstück ein, das dem Eigenthümer auf funfzehn hundert Pfund Sterling zu stehen kam, und der berühmte englische Dichter, Peter Pindar, war beflissen diese merkwürdige Begebenheit in wohlgesetzten Reimen auf die Nachwelt zu bringen. Unter andern fragte

damals der König Herrn Whitbread: wie viel Fässer er besitze? Die Antwort war: der Länge nach dicht an einander gelegt, möchten sie wohl von London bis Windsor reichen. Bekanntlich liegt Windsor zwei und zwanzig englische Meilen *) von London: sieht man aber diese ungeheure Anstalt, so erscheint die Behauptung Herrn Whitbread's gar nicht unwahrscheinlich.

Eine nicht große, im Souterrain angebrachte Dampfmaschine ist die Triebfeder des ganzen ungeheuren Werks, die sauberste, einfachste, geräuschloseste, die wir je sahen. Man hat berechnet, daß sie die Arbeit von siebenzig, Tag und Nacht beschäftigten Pferden verrichtet. Sie schafft das nöthige Wasser herbei, leitet den fertigen Porter durch unterirdische Kanäle quer über die Straße in ein anderes Gebäude, wo er in Fässer gefüllt wird, bringt die Fässer zum Aufladen aus dem Keller herauf, mahlt das Malz, rührt es in den zwanzig Fuß tiefen Malzkufen, und windet es vermittelst einer schraubenartigen Vorrichtung bis oben hinauf in die Spitze des Gebäudes.

---

*) Etwas über vier deutsche Meilen.

Dort sind auch die ungeheuer großen, aber nur sechs Zoll tiefen Kühlschiffe, oder Cisternen, zum Abkühlen des Porters; wahre Seen, von denen man uns versicherte, sie würden fünf englische Acker Land bedecken; auch braucht der Porter nur sechs Stunden darin zu stehen, um kalt zu werden. Alles in dieser großen Anstalt trägt das Gepräge der höchsten Reinlichkeit und Ordnung, und geht mit anscheinender Leichtigkeit von Statten.

Täglich werden zur Verbesserung des schon so Vollkommnen neue Erfindungen gemacht; besonders ist man auf Ersparung der Feuerung bedacht, welche die drei großen Kessel, jeder zu fünfhundert Faß, erfordern. Zweihundert Arbeiter werden täglich beschäftigt, und achtzig ungeheuer große Pferde. Letztere sind vielleicht die größten Thiere ihrer Race, die es gibt; denn die Hufeisen eines derselben, welches Krankheits halber getödtet werden mußte, wogen vier und zwanzig Pfund. Wahre Pferderiesen!

In einem Gebäude, hoch und groß wie eine Kirche, stehen neun und vierzig große Fässer, in welchen der Porter aufbewahrt wird, bis man

ihn zum Gebrauch in kleinere abfüllt. Dadurch, daß er eine Zeit lang in so großer Masse beisammen bleibt, soll er vorzüglich verbessert werden. Wäre das Faß, welches Diogenes bewohnte, von solchem Calibre gewesen, so konnte der Philosoph füglich an einem runden Tische zwölf Personen bewirthen, und noch ein artiges Boudoir für sich behalten. Das größte dieser Fässer hat oben eine Art Balkon, zu welchem eine Treppe führt, es ist sieben und zwanzig Fuß hoch und hält zwei und zwanzig Fuß im Diameter; von oben bis unten ist es mit eisernen, etwa vier Zoll von einander entfernten Reifen beschlagen, unten gegen den Boden liegt Reif an Reif. Alle sind von starkem Eichenholz, mehrere enthalten drei tausend fünf hundert gewöhnliche Fässer; der Heidelberger College käme in dieser respectablen Gesellschaft um seinen Ruhm.

Als wir das Haus verließen, waren wir wie betrunken vom Geruche des Porters; man müßte in dieser Atmosphäre schon von der Luft leben können. Die darin beschäftigten Arbeiter sahen indessen gar nicht aus, als ob sie sich auf solche Experimente einließen.

Greenwich.

Mitten im Geräusche der in ewiger Arbeit emsig sich bewegenden City, an der Londoner Brücke, schifften wir uns auf einem der Böte ein, die, so wie die Fiaker in den Straßen, auf der Themse numerirt und unter polizeilicher Aufsicht, dem Publikum zum Gebote stehen.

Diese Brücke, die älteste der drei, welche in London über die Themse führen, war schon seit einiger Zeit bestimmt abgebrochen zu werden, um einer auf einem einzigen Bogen ruhenden eisernen Platz zu machen. Wie die Brücke jetzt dastand, waren ihre Bogen viel zu enge für den mächtigen Strom, den sie beherrscht. Ungestüm drängt er sich wildbrausend hindurch, und verschlingt jährlich mehrere Opfer, welche die Verwegenheit, trotz der augenscheinlichen Gefahr, hier durchzuschiffen, mit dem Leben bezahlen müssen.

Unabsehbar erstreckt sich in einer langen Reihe, viele Meilen weit, der Wald von Masten, durch den wir schifften. Der Strom wimmelt, wie die be-

fahrenste Landstraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen sich majestätisch durch sie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffsvolks, Lebewohl und Willkommen schallen durch einander; die mit Auf- und Abladen beschäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer, alles verkündigt hier den Markt der Welt.

So wie wir uns von London entfernten, boten die Ufer des Stromes uns von beiden Seiten die mannichfaltigsten, lachendsten Aussichten. Endlich, fünf englische Meilen von der Stadt, breitete sich das Invalidenhospital von Greenwich mit seiner schönen Terrasse und allen seinen reizenden Umgebungen prächtig und groß vor unsern Augen aus.

Diese Freistatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, ist mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat dessen Gleichen nicht. Eigentlich sind es vier von einander ganz abgesondert liegende Gebäude, die aber, von der Wasserseite gesehen, wie ein einziger großer Palast sich aus-

nehmen, geziert mit Säulen, Balustraden und aller Pracht der neuern Architektur. Eine große Terrasse, die eine entzückende Aussicht nach London zu bietet, zieht sich davor hin, bis an den Strom, zu welchem man auf breiten steinernen Treppen hinabsteigt. Hier bestieg Georg der Erste zuerst das Land, über welches er herrschen sollte. Mit welchen Erwartungen mag er nach St. James gefahren seyn, wenn er vom Hospital auf die Residenz der Könige schloß!

Das ganze Gebäude ist aus schönen Quadersteinen erbaut. Vorzüglich bewundert man die mit fast verschwenderischer Pracht geschmückte Kapelle. Sie prangt mit Marmorsäulen, einem gut gemalten Plafond und jeder einem solchen Orte geziemenden Zierde. Einige schöne große Hallen dienen den Invaliden zum Spazierengehen bei schlechtem Wetter, besonders zeichnet sich die größte mit einer Kuppel versehene Halle aus; sie ist hundert und sechs Fuß lang, und hat einen gut gemalten Plafond, schöne Säulen und Malereien. Ein angenehmer Park, mit einer auf einem Hügel erbauten Sternwarte, umgibt das Gebäude von der andern Seite.

Es war ein schöner menschenfreundlicher Gedanke, diese Ruhestätte am Ufer der Themse zu erbauen, im Angesichte aller ankommenden und auslaufenden Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres ehemaligen Lebens noch immer vor Augen; und dem in die See stechenden Schiffer gibt der Anblick dieses Ruhehafens Trost und Muth. Nahe an drei tausend Veteranen ruhen hier von ihrem mühevollen Leben aus. Sie wohnen fürstlich, werden gut genährt und gepflegt, alle zwei Jahre neu, anständig, bequem gekleidet und erhalten wöchentlich ein gar nicht unbedeutendes Taschengeld zu ihren kleinen Bedürfnissen und Vergnügungen. In Krankheiten werden sie mit Sorgfalt gewartet. Sie sind nicht, wie in andern Verpflegungsanstalten, von allem, was ihr Leben bedeutend machte, geschieden, sie leben und weben noch darin, und kämpfen mit alten Kampfgenossen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher Erinnerung, vor Gemälden welche diese vorstellen, und die Wände ihrer Speise- und Wohnsäle schmücken.

Besonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafstellen. In langen, hohen, luftigen Sälen,

welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen erwärmt werden, sind auf der den Fenstern entgegenstehenden Seite eine Reihe, Schiffskajüten ähnliche Kabinette, dicht an einander angebracht. Jedes derselben hat neben der nach dem Saale ausgehenden Thür zwei Fenster, und ist groß genug, um ein nach englischer Art geräumiges Bette, einen Tisch, einen Stuhl und einen Koffer zu enthalten. Es gibt nichts netteres und saubereres, als diese kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich, Fenster und Bette sind mit reinlichen Vorhängen versehen, an den Wänden auf dazu angebrachten Leisten stehen die zierlichen Tabaks- und Theekästchen, Gläser, Tassen und dergleichen in gefälliger Ordnung. Kupferstiche zieren die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Bildnisse des Königs, der Königin, oder berühmter Seehelden auf; dazwischen Seeschlachten, Häfen und auch wohl manche lustige Karikatur.

Hundert und vierzig Wittwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hause, sie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in aller Hinsicht eben so gut gehalten als die Veteranen selbst. Auch für

die Waisen der gebliebenen Seemänner ist hier gesorgt: denn einige hundert Knaben werden in einem abgesonderten Theile des Hauses zum Gewerbe ihrer verstorbenen Väter erzogen. Noch drei tausend Invaliden, die im Hause nicht Platz fanden, erhalten außer demselben Pensionen.

Die St. Paulskirche.

Das Aeußere von St. Paul ist durch Kupferstiche allbekannt. Leider übersieht man auf diesen das ungeheure Ganze besser, als in der Wirklichkeit, in deren Umgebungen es nirgends einen guten Standpunkt dafür gibt. Diese Kirche, nach der Peterskirche in Rom die größeste in Europa, liegt auf einem viel zu kleinen Kirchhof eingeklemmt zwischen Häusern, umgeben von engen Straßen. Auch im Innern findet sich keine Stelle, von der man sie ganz übersehen könnte, überall drängt sich die Architektur vor und verhindert eine reine Uebersicht.

Mit allen diesen Fehlern macht dieses wunderbar große Gebäude dennoch einen imposanten Eindruck. Es scheint ganz leer, denn leicht übersieht man einige wenige Statuen und eine kleine, zum Gottesdienst eingerichtete Abtheilung. Diese befindet sich in einem der Flügel, welche die Kreuzform bilden, in der die Kirche erbaut ist. Ueberall herrscht Ehrfurcht gebietende, schauerliche Stille und Einsamkeit; nichts wird man von dem kleinlichen Geräthe gewahr, welches die Menschen nöthig zu haben glauben, um sich mit dessen Hülfe zur Gottheit zu erheben. Es ist ein Tempel im höchsten Sinne des Worts. Ein feierliches Grauen, eine Art Bangigkeit, die uns fast den Athem raubte, ergriff uns, als wir, mitten in der Kirche stehend, da hinaufblickten, wo, beinahe unabsehbar, der Dom sich wölbt, „ein zweiter Himmel in dem Himmel.“ Es war kein erhebendes, es war mehr ein beängstendes Gefühl. Die wenigen Menschen um uns her schwanden fast vor unsern Blicken und machten durch ihre Kleinheit die gewaltige Größe dieser Steinmasse uns erst recht anschaulich.

Es wurde sehr schwer, sich von diesem ersten

Eindrucke loszureißen. Solche Pygmäen waren es doch auch, dachten wir endlich, welche dies erstaunenswerthe Werk durch vereinte Kraft emporthürmten, und ein Einziger unter ihnen bildete es vor seinem Geiste, noch ehe es sich in die Lüfte erhob. Ja, er dachte es sich noch weit herrlicher, als es jetzt dasteht,*) er allein leitete die Kräfte der vielen Hunderte, die arbeiteten, und sich abmüheten, und doch nicht deutlich wußten, was sie thaten. Jetzt ruhen der Werkmeister und die Arbeiter; aber ihr Werk wird stehen, trotzend der mächtigen Zeit, in herrlichen Ruinen, wenn die ganze volkreiche Stadt längst eine Wüste ward, wie Palmyra und Persepolis.

Beherzter blickten wir nun hinauf und wandelten in dem hohen Raume, in welchem unsere Tritte feierlich wiederhallten; wie lauter Donner ertönte es durch das weite Gewölbe, als man

*) Man zeigt noch in St. Paul ein Modell von dem ersten Plan des Baumeisters Sir Christopher Wren. Die damaligen regierenden Zeloten verwarfen ihn wegen seines heidnischen Ansehns, und wählten dafür die jetzige Kreuzform.

oben auf der Gallerie, die am Fuße des Doms rings um denselben hinläuft, eine Thür zuwarf. Wir stiegen hinauf zu dieser Gallerie; wunderbar ist der Blick von dort hinab und hinauf. In der Höhe glaubt man eine zweite Kirche sich erheben zu sehen, so hoch ist noch immer von hier das Gewölbe des Doms. In der Tiefe scheint der aus großen schwarzen und weißen Marmorquadern zusammengesetzte Fußboden wie feine Mosaik. Die Gallerie heißt die Flüstergallerie,*) weil das an die Mauer gelegte Ohr auf einer Stelle derselben alles deutlich vernimmt, was auf der entgegengesetzten Seite ganz leise gegen die Wand gesprochen wird.

Von dieser Gallerie stiegen wir noch weiter, bis außen, wo auf der höchsten Höhe des Doms sich die sogenannte Laterne erhebt. Wir betraten die ihren Fuß umgebende Gallerie, mit der Hoffnung, von hier aus die Stadt und die zunächst umgebende Gegend zu übersehen. Der heitere Tag berechtigte uns zu dieser Hoffnung, aber der Steinkohlenrauch der vielen Feueröfen verbarg

*) Whispering Gallery.

uns die Nähe, und der dem englischen Himmel eigne nebelartige Duft die Ferne.

Ein Trupp Matrosen, den wir mit großem Geräusche heraufsteigen hörten, trieb uns hinunter. Jetzt waren wir gewöhnter an den großen Eindruck, welchen das Ganze zuerst auf uns machte, und begannen uns nach dem Einzelnen umzuschauen.

Man hat die Idee, in Zukunft hier die Monumente solcher Männer aufzustellen, die diesen Ehrenplatz verdienen, denn die Westminster-Abtei ist längst schon für diesen Zweck zu enge geworden. So schön dies gedacht seyn mag, so wissen wir doch nicht, ob die Ausführung dieses Gedankens wünschenswerth sey, ob die hohe Einfachheit des Gebäudes nicht durch solchen Schmuck gestört werden möchte. Bis jetzt stehen in einem Flügel der Kirche nur zwei große Monumente von weißem Marmor. Beide sind Admirälen gewidmet, und weder Gedanke noch Ausführung daran vorzüglich zu nennen. Auf dem einen zieht Neptun einen sterbenden Jüngling in sein Reich hinab, die Wellen sehen aus wie zerwühlte Federbetten. So

geht es immer, will man das lebendigste Element versteinern.

Vorzüglicher sind zwei marmorne Bildsäulen an der eisernen Gitterthür, welche zu der dem gewöhnlichen Gottesdienste geweihten Abtheilung der Kirche führt; beide das Werk eines geschickten englischen Bildhauers, Namens Bacon. Eine stellt den edlen Howard, den Freund und Tröster der Gefangenen, vor. Mit etwas gesenktem Haupte steht er da, wie der heilige Petrus, einen Schlüssel und eine Pergamentrolle in der Hand; sein Fuß tritt auf zerbrochene Fesseln. Der edle, schöne Kopf hat alle Zeichen sprechender Aehnlichkeit. Ihm gegenüber steht, sonderbar genug, die Statue des berühmten Kritikers Dr. Samuel Johnson.

Wie wir durch Ludgatehill, eine dem Kirchhof zunächst gelegene sehr volkreiche Straße nach Hause gingen, sahen wir alle Fußgänger still stehen und ängstlich nach dem von unten sehr klein scheinenden Kreuze hinblicken, welches über einer Kugel oben auf der Laterne des Doms von St. Paul befestigt ist. Auch wir sahen natürlicherweise hin und bemerkten etwas oben am

äußersten Ende des Kreuzes sich Bewegendes. Mit Hülfe eines Glases entdeckten wir endlich einen der Matrosen, die uns vorhin in der Kirche begegneten. Er machte sich das halsbrechende Vergnügen, auf dieser entsetzlichen Höhe allerhand gefährliche Stellungen anzunehmen, den Hut zu schwenken, auf einem Beine zu stehen, blos um die Zuschauer unten in ängstliche Bewunderung zu versetzen. Ihm, der auf dem wilden Meere, oben im hohen schwankenden Mastkorbe, gewiß längst jede Idee von Schwindel verlernt hatte, mochte dieser doch immer unbewegliche Standpunkt, trotz seiner Höhe, wohl gar nicht gefährlich dünken, während uns Andere beim bloßen Anblick banges Grausen ergriff.

Der Tower.

Wir wollen die Löwen sehen, sagen die englischen Pachter- und Landjunkerfamilien, wenn sie eine Wallfahrt nach der Hauptstadt und ihren Merkwürdigkeiten unternehmen. Diese Löwen,

eigentlich die im Tower aufbewahrte königliche Menagerie, dienen ihnen, als die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt, zur Bezeichnung alles Sehenswerthen in derselben. Leider sind die edlen Thiere mit sammt ihrer Residenz durch diese Popularität etwas verrufen, und ein Fremder von gutem Tone wagt es kaum den Tower zu besuchen. Wir gingen indessen doch hin, auf die Gefahr etwas gar Unmodisches, mit dem hohen Styl ganz Unverträgliches zu unternehmen, und suchten den Tower mit seinen Löwen am äußersten Ende der City auf, wo er nahe am Ufer der Themse liegt.

Grämlich und düster blickt dieser uralte Schauplatz unzähliger Gräuel mit seinen grauen Thürmen über den ihn umgebenden Wassergraben. In einem dicht über demselben erbauten, ziemlich niedrigen Gewölbe ist die Pforte angebracht, durch welche die Staatsverbrecher hineingeführt wurden. Sie heißt das Thor der Verräther, Traitor's gate; man brachte die Unseligen in einem Boote von der Themse bis zu diesem Eingange, der sich hinter ihnen oft für immer verschloß.

Wir gingen durch das Thor des Haupteinganges hinein, welches zur Noth für eine Kutsche

Raum hat. Man machte uns aufmerksam auf die kleinen vergitterten Fenster über dem Thore. Sie befinden sich in dem Zimmer, in welchem der entsetzliche Richard der Dritte die beiden jungen Söhne seines Bruders ersticken ließ, als sie eben sanft und ruhig im festen Schlummer der Kindheit dalagen und von keiner Gefahr träumten. Uns gelüstete nicht das Mordzimmer zu betreten.

Eine alte Sage gibt Julius Cäsar für den ersten Erbauer dieser Veste an; die Geschichte aber sagt uns, daß Wilhelm der Eroberer in der Mitte des eilften Jahrhunderts den Grund dazu legte, um seine vielgeliebten Londoner im gehörigen Respekte zu erhalten. Man sieht es dem sehr weitläufigen Ganzen an, daß kein fester Plan bei dessen Gründung vorwaltete, sondern während der Regierung mehrerer Könige bald hier, bald da daran gebaut und zugesetzt ward.

Jetzt gleicht der Tower fast einer kleinen Stadt; er umschließt in seinem Bezirke mehrere Straßen, eine Kirche, Magazine, Kasernen für die Garnison, Häuser für die Officiere, Zeughäuser, die Münze, nebst Wohnungen für die dabei beschäftigten Officianten und sonst noch man-

cherlei Gebäude. Ein breiter Wassergraben läuft rings umher, und zwischen diesem Graben und der Themse befindet sich eine Art Terrasse, auf welcher sechzig Kanonen stehen, die bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert werden. Der Tower wird, wie es bei Festungen Gebrauch ist, mit Sonnenuntergange geschlossen. Die Yeomen, oder Ochsenfresser, haben die Wache darin, und dienen zugleich den besuchenden Fremden als Ciceronen. Hier sind sie ganz augenscheinlich am rechten Platze; ihre Kleidung und ihr ganzes Ansehen trägt gleich am Eintritte dazu bei, uns in frühe dunkle Jahrhunderte zu versetzen.

Die Münze, mit den dazu gehörigen Gebäuden, nimmt ein gutes Drittheil des Towers ein. Sie wird nicht gezeigt. Uns blieb der weiße Thurm, die Schatzkammer und die Löwen zu sehen. Letzteren machten wir zuerst unsern Besuch.

Nicht nur Löwen werden hier in einer besondern Abtheilung in starken Käfigen bewahrt, auch Panther, Leoparden, Tiger und mehrere Arten wilder Bewohner der Wüsten, grimmige stattliche Bestien, denen man es ansieht, daß sie gut gehalten werden. Nach englischer Sitte hat jede

derselben außer dem Schlafkabinette noch ein Wohuzimmer in ihrem Käfig, wo sie Besuch annimmt. Alle prangen mit christlichen Namen, besonders die Löwinnen; da findet man eine Miß Howe, Miß Jenny, Miß Charlotte, Miß Nanny, als wäre man auf einer englischen Assemblée. Viele dieser Thiere wurden hier im Tower geboren und erzogen, und es ist merkwürdig, daß diese gerade die wildesten und unbändigsten sind.

Die Kronjuwelen, welche ebenfalls der Tower aufbewahrt, zeigt man auf eine wunderlich ängstliche Weise, die sehr gegen die Liberalität absticht, mit welcher Fremde im Dresdner grünen Gewölbe herumgeführt werden. Der uns leitende Ochsenfresser öffnete uns eine kleine Thüre, wir traten hinein, und mußten uns alle in einer Reihe, auf eine dastehende Bank setzen. Die Thür ward hinter uns abgeschlossen, und wir befanden uns in einem kleinen steinernen, ganz dunklen Gewölbe, wie in einem Gefängniß. Die unerwartete Finsterniß blendete uns; es währte lange, ehe wir dicht vor uns ein starkes eisernes Gitter

entdeckten und hinter demselben eine alte Frau zwischen zwei Lichtern.

Dieser etwas drachenähnliche Hüter unterirdischer Schätze zeigte uns nun viele Kostbarkeiten. Manches Stück davon war wegen der alten, mitunter sehr feinen Arbeit merkwürdig; zum Beispiel ein goldner Adler, dessen Hals das heilige Oel zur Salbung der Könige enthält; der goldne Löffel, in welchen der Bischof bei der Krönung dieses Oel gießt, und vieles uralte Tischgeräthe von Gold und Silber. Dann sahen wir auch den mit französischen Lilien verzierten Scepter, den Reichsapfel, viele Kronen, und mehr dergleichen Dinge, die bei Krönungen und andern festlichen Gelegenheiten noch zum Theil gebraucht werden. Eine Perle von unschätzbarem Werthe, ein Smaragd, der im Umfange sieben Zoll groß ist, und ein wunderschöner Rubin schmücken die Krone, welche der König im Parlamente auf dem Haupte trägt; die Krone des Prinzen von Wallis wird im Parlamente vor diesen hingesetzt, als ein Zeichen, daß er noch nicht berechtigt ist sie zu tragen. Alle diese Herrlichkeiten blitzen von köstlichen Edelsteinen. In der düstern Höhle sahen

sie wie ein von bösen Geistern bewachter Feenschatz aus; ihr Werth wird über zwei Millionen Pfund Sterling angegeben, ohne die seltenen Steine, deren Werth man gar nicht bestimmen kann.

Von hier wandten wir uns zum weißen Thurme, der aber weder ein Thurm, noch weiß ist, sondern ein großes viereckiges Gebäude mitten in der Festung, alt, grau und rostig anzuschauen. Vier Wachtthürme krönen dessen Zinnen, von welchen einer zur Sternwarte eingerichtet ist.

Im ersten Stock sahen wir die der großen spanischen Armada abgenommenen Trophäen. Lauter alte, zum Theil recht sonderbar erdachte Mordgewehre. Eine Menge Daumschrauben befinden sich dabei; die Spanier führten sie bei sich, um damit bei ihrer Landung, von den besiegten Engländern, Auskunft über etwa verborgene Schätze zu erpressen.

In diesem Saale ist eine lebensgroße Puppe zu schauen, welche die Königin Elisabeth vorstellt, wie sie eben im Begriffe ist einen weißen Zelter zu besteigen. Sie trägt die Kleider, welche Ihro Majestät trug, da sie nach diesem merk-

würdigen Siege zum Volke sprach. Wir möchten aber keiner Schauspielerin rathen, sich zur Rolle der Elisabeth nach diesem Muster zu costumiren. Die gute Dame sieht erschrecklich aus, besonders das zu einem hohen, breiten Thurme aufgekräuselte Haar, welches gar nicht mehr wie Haar aussieht, und die unendliche, spitzig zulaufende, in einen Harnisch gepreßte Taille.

Hier sahen wir auch das Beil, unter welchem der Anna Buleyn schönes Haupt fiel, und mehr dergleichen traurige Merkwürdigkeiten, von denen der Tower wimmelt.

Die Waffen neuerer Zeit sind in einem andern sehr großen Saale aufgestellt. Nimmer hätten wir diesen Mordgewehren zugetraut, daß sie einen so hübschen Anblick gewähren könnten. Sie sind hier aufs zierlichste und mit einer Art Erfindungsgeist und Geschmack geordnet; die Wände blitzen von Bajonnetten, Pistolen, Degen und Säbeln, in tausend verschiedenen Formen gestellt; da sieht man daraus zusammengesetzte Kirchenfenster, eine Orgel, Wappen, Sterne, Schlangen; die Decke ruht auf Pfeilern von Mus-

keten, um welche zierliche Guirlanden von Pistolen sich winden.

In einem andern großen Saale sind alle Könige Englands, von Wilhelm dem Eroberer an bis auf Georg den Zweiten, in einer langen stattlichen Reihe, zu Pferde, in voller Rüstung zu schauen. Die zum Theil sehr prächtigen Rüstungen sind die nämlichen, welche ihre Inhaber bei Lebzeiten trugen. Auch Georg der Zweite hat eine über und über vergoldete Rüstung an; der Ochsenfresser, unser Cicerone, versicherte uns sehr naiv, dieser Herr habe solche nie getragen. Der berühmte John of Gaunt, Sohn Eduards des Dritten, muß ein Riese ohne gleichen gewesen seyn; seine Rüstung ist sieben Fuß hoch, Schwert und Lanze dem angemessen. Auch Heinrich der Achte war gewiß ein ansehnlicher Herr; die für ihn in seinem achtzehnten Jahre verfertigte Rüstung gibt der des John of Gaunt an Größe wenig nach.

Der Palast von Westminster.

In diesen Ueberbleibseln eines uralten, von Eduard dem Bekenner erbauten Palastes thront jetzt die Göttin Themis. Gleich den Königen von England, ist auch sie schlecht logirt, und ihre Residenz sieht von innen und außen sehr zerfallen aus. Neugierig, den Schauplatz so vieler merkwürdigen Entscheidungen, den Tummelplatz der berühmtesten Redner der Welt zu sehen, eilten wir eines Morgens hin.

Zuerst traten wir in die Westminster-Halle. Es ist ein hoher, gewölbter Saal, zwei hundert und fünf und siebenzig Fuß lang, und vier und siebenzig breit. Man hält ihn in England für den größten in Europa, dessen Decke nicht auf Säulen ruht. Dies mögen wir nicht bestreiten, aber troß seiner Größe gewährt er keinen brillanten Anblick. Die Wände sind ohne alle Verzierungen, und die künstlich geschnitzte Decke von Eichenholz nimmt sich, von unten aus gesehen,

schon wegen der braunen Farbe des Holzes nicht besonders aus. In der Nähe betrachtet, sollen diese Verzierungen im gothischen Geschmacke nicht ohne Kunstwerth seyn.

In früheren Zeiten diente diese Halle bei großen Festen und Schmausereien den Königen zum Speisesaal. Richard der Zweite soll darin auf einmal zehn tausend Personen bewirthet haben. Oft ward hier das Parlament versammelt, hier war der große Gerichtshof, in welchem der König persönlich präsidirt. Der unglückliche Karl der Zweite ward in dieser Halle verhört und verurtheilt, und noch jetzt versammeln sich hier die Richter bei wichtigen seltenen Rechtsfällen, wenn ein Pair des Reichs oder irgend eine andere sehr wichtige Person angeklagt wird. Gewöhnlich aber dient diese Halle den Advocaten und ihren Clienten zur Promenade, bis die Reihe sie trifft, bei Gericht vorgelassen zu werden.

Wir sahen hier viele der Erstern in schwarzen Mänteln, mit großen, weiß gepuderten Perücken auf- und abwandeln. Sehr ungenirt ging es übrigens zu; Jeder wandelte, wohin es ihm be-

liebte; keine Wache, kein Thürsteher, Niemand, der auf Ordnung hielte, war sichtbar. Auch wir irrten ungestört umher, traten von ungefähr hinter einen an der Seitenwand der Halle angebrachten Vorhang und sahen uns plötzlich, zu unserm Erstaunen, in einem nicht großen, nicht schönen, aber ziemlich dunkeln Zimmer, das uns wie eine Dorfkapelle vorkam. Auf einer kleinen Erhöhung hinter einem Tische saß ein schwarzbemäntelter Herr, mit einer gewaltig respectablen Staatsperücke. Er sprach sehr angelegentlich und eindringend; wir aber verstanden kein Wort von dem, was er sagte, denn eine Menge Leute gingen mit großem Geräusche aus und ein, und machten einen Lärm, als wären sie für sich allein zu Hause. Zuweilen rief wohl irgend Jemand: Silence! aber Niemand kehrte sich sonderlich daran, der Lärm dauerte fort nach wie vor. Rund um den Tisch saßen dreißig bis vierzig andere Herren auf Bänken, ebenfalls mit schwarzen Talaren und weißen, obgleich etwas kleineren Perücken. Alle schienen emsig beflissen dem Redner zuzuhören, so gut es sich bei so bewandten Umständen thun ließ. Zu unserm Erstaunen vernahmen wir, dies sey

der hohe Gerichtshof,*) und der Herr oben an der Lordkanzler, die andern wären die Richter, welche in diesem unruhigen Winkel sich versammelten, um sehr bedeutende Processe zu entscheiden. Man kann indessen von ihrer Entscheidung noch an das Oberhaus appelliren.

Verwundert über die leichte Art, mit der hier die wichtigsten Dinge betrieben werden, irrten wir eine Weile im alten Palaste umher, durch viele uralte gewölbte Gänge, Treppen auf und ab, kreuz und queer; zuletzt fanden wir uns wieder nahe an der großen Halle, im Gerichtshofe von Kingsbench.**)

Hier sah es nicht besser aus als im hohen Gerichtshofe; derselbe Lärm, dieselbe Unordnung. Zwei Herren, mit Perücken angethan, die auf einer größern Erhöhung sich befanden, präsidirten; einer von ihnen war der Oberrichter, Lord Ellenborough. Vor ihnen, hinter Schranken, standen ein Paar arme Teufel, mit wahren Ar-

---

*) High court of chancery.

**) Court of Kingsbench.

menfündergesichtern, über deren Haut es eben herzugehen schien.

Vor dem Gerichtshofe von Kingsbench werden fast alle Criminal- und Polizeiverbrechen gerichtet; der berühmte Mr. Erskine und sonst noch mehrere ausgezeichnete Rechtsgelehrte treten hier oft als Vertheidiger oder Kläger vor die Schranken. Hoffentlich gönnt man diesen Männern mehr Aufmerksamkeit, als sonst hier gebräuchlich ist. Nie und nirgends sahen wir das, was doch das ernsteste Geschäft in der Welt ist, die Entscheidung zwischen Recht und Unrecht, Schuld und Unschuld, Lohn und Strafe, Leben und Tod, auf eine so leichtsinnige Weise betreiben. Keine Spur war zu erblicken von dem imponirenden Ernste, der von jedem Richterstuhle unzertrennlich seyn sollte. Unbegreiflich ist es nur, wie Richter und Advocaten diesen Lärm ertragen ohne alle Aufmerksamkeit für ihr Geschäft zu verlieren. Wir eilten hinaus und resignirten gern darauf, noch zwei Gerichtshöfe zu sehen, die sich ebenfalls im Palaste von Westminster befinden, und in welchen es nicht besser hergeht, als in den beiden, welche wir besuchten.

Da das Parlament leider nicht versammelt war, so wollten wir doch wenigstens das Local sehen, in welchem das Oberhaus zusammenkommt. Dieses ist ein alter, mittelmäßig großer, räucheriger Saal. Verblichene gewirkte Tapeten, welche den Sieg über die Armada vorstellen, bekleiden die Wände; man rühmt ihren Kunstwerth, aber die verheerende Zeit und der ihr treulich beistehende Staub und Schmutz haben sie dermaßen entstellt, daß wenig mehr von ihrem ehemaligen Glanze zu entdecken ist. Am obern Ende des Saals, auf einer Erhöhung steht der königliche Thron, der wie der Baldachin einer vom Trödel geholten, altmodischen, roth damastnen Himmelbettstelle sich ausnimmt. Daneben, zur rechten Hand, stand ein eben so alter und unscheinbarer Lehnstuhl für den Prinzen von Wallis, und zur Linken sechs Stühle für die übrigen Prinzen. Mitten im Saal liegen vier große viereckige, mit rothem Zeuche bezogene Wollsäcke für die Lords, welche zugleich Richter sind; die übrigen Lords finden ihre Plätze auf einigen, zu beiden Seiten stehenden Reihen Bänken. Ein sehr großes Kamin vollendet das Ganze; es ist mit einer Barriere von eisernem Gitterwerke

versehen, vermuthlich, damit Niemand im Eifer des Debattirens hineinfalle.

So sieht der Saal aus, in welchem oft das Schicksal von Millionen entschieden wird, der Saal, in welchem die ersten und mächtigsten Glieder einer Nation sich versammeln, welche gern dem ganzen Erdball Gesetze gäbe, und noch nie fremde annahm. Vielleicht ist gerade diese Unscheinbarkeit der sprechendste Beweis des Stolzes, der, auf innerem Bewußtseyn ruhend, allen äußeren Glanz verachtet.

Im Unterhause sieht es nicht glänzender aus; nur der Thron und die Wollsäcke fallen weg, sonst ist die Einrichtung des Saals ungefähr die nämliche. Die Wände sind mit braunem Holze getäfelt, und an einer Seite, oben, befindet sich eine Gallerie für die, welche den Sitzungen als Zuschauer beiwohnen wollen. Keine Frauen werden hier während derselben zugelassen. Auch möchten wenige es ertragen können, sich zur Erhaltung eines guten Platzes schon um neun oder zehn Uhr Morgens einzufinden, und dann oft bis Mitternacht dort auszudauern. Indessen ist doch dafür gesorgt, daß man nicht verhungere; denn

ein Gastwirth hält in einem unter dem nämlichen Dache befindlichen Kaffeezimmer Erfrischungen für die Mitglieder des Unterhauses bereit; auch Fremden ist's erlaubt, sich in seiner Küche zu erquicken und zu stärken. Es ist Sitte, daß man nach einer solchen Excursion seinen Platz in der Gallerie unbesetzt wiederfindet.

Ursprünglich war der Saal des Unterhauses eine Kapelle, vom Könige Stephan dem Schutzheiligen seines Namens gewidmet. Der prachtliebende Eduard der Dritte stellte sie in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wieder her. Heinrich der Sechste gab ihr ihre jetzige Bestimmung, ließ sie dazu einrichten und durch mancherlei Abtheilungen zu Gängen und Nebenzimmern verkleinern. Leider ward dadurch eins der schönsten Werke gothischer Kunst so gut als vernichtet. Vor mehreren Jahren riß man einen Theil der Vertäfelung, welche die Wände bekleidet, herab, um den Saal zu vergrößern. Mit Erstaunen entdeckte man die Ueberbleibsel der reichen Verzierungen an der ursprünglichen Mauer, und schloß mit Bedauern aus diesem Wenigen auf die ehemalige Pracht des Ganzen. Man fand

unschätzbare Spuren der Kunst jener Zeiten, wunderkünstliches Schnitzwerk, Malereien und Vergoldungen, frisch und glänzend, als wären sie von gestern; besonders am östlichen Ende der Kapelle, wo man noch deutliche Spuren des Hochaltars sah. Seitenwände und Decke waren dort mit schönem Schnitzwerke und alten Wappenbildern ganz bedeckt; dazwischen einige lebensgroße gemalte Figuren und ein uraltes Gemälde, die Anbetung der Hirten vorstellend, für den Freund der Kunstgeschichte von unendlichem Werthe. Alles wurde barbarischer Weise zerstört und gänzlich vernichtet, um dem jetzt existirenden traurigen Saale Platz zu machen, als gäbe es in ganz London keinen andern Raum, in welchem die Herren des Unterhauses sich versammeln könnten. Von aller dieser Herrlichkeit blieb nur ein einziges schönes gothisches Fenster, durch welches die Sonne jetzt trübe blickt, als vermisse sie den ehemaligen Glanz.

Von außen sah das ganze Gebäude traurig und verfallen aus, so wie auch die schöne gegenüber stehende, dazu gehörige Kirche, die berühmte Abtei von Westminster. Man wendete wenig

Mühe und Kosten daran, diese Denkmäler früherer Zeiten zu erhalten, und sie schienen allmählich ihrem Untergange zusinken zu wollen.

Die Westminster-Abtei.

Diese Behausung berühmter Todten steht öde und trauernd, selbst einem großen Grabmahle vergangener Jahrhunderte ähnlich. Die alte Herrlichkeit und Schönheit, der in der gewöhnlichen Kreuzform erbauten gothischen Kirche, kann man von außen nur ahnen; denn hier so wenig, wie bei St. Paul, ist ein Standpunkt zu finden, von welchem es möglich wäre, das Ganze zu überblicken. Zwei schöne viereckige Thürme krönen die hohe Zinne; jeder derselben ist nach gothischer Art mit mehrern kleinen, leicht in die Luft sich erhebenden Thürmchen geziert; ein prächtiges Portal führt in das innere Heiligthum.

Vom Eingange an der Westseite überblickt man den ganzen Plan desselben. Einem versteinerten heiligen Haine gleich, steht es vor uns in

seiner ehrwürdigen erhabenen Pracht. Schlanke und doch verhältnißmäßig starke Pfeiler tragen das hohe, wie von Geisterhänden kühn geschaffene Gewölbe, an welchem Bogen über Bogen sich leicht und luftig erheben. Jeder dieser Pfeiler besteht aus einer Gruppe von fünf Pfeilern, die sich zu einem einzigen vereinigen. Das durch die hohen gemalten Fenster verschleiert eindringende Sonnenlicht verbreitet heilige Dämmerung rings umher, über alle die unzähligen, mit unendlichem Kunstfleiße gearbeiteten Verzierungen, welche diesen ehrwürdigen Tempel schmücken.

Alles Alte darin ist groß, herzerhebend und erfreulich; desto unangenehmer sticht alles Neuere dagegen ab. Besonders fremd nimmt sich der moderne, von weißem Marmor im sogenannten griechischen Geschmacke erbaute Altar in dem wunderherrlichen alten Chor aus, in welchem die englischen Könige gekrönt werden.

Auch die unzähligen Monumente, welche diese Kirche eigentlich überfüllen, zerstören die Einheit des Gebäudes. Ohne Ordnung und Wahl stehen sie durch einander, als hätte man sie vor irgend einem Unfalle hierher geflüchtet und einstweilen

hingestellt, wo eben ein freies Plätzchen zu finden war. Obendrein scheinen die wenigsten, wenn man sie als Kunstwerke betrachtet, diese Sorgfalt zu verdienen. Viele sehen in dieser hohen Umgebung nur um so kleinlicher aus; oft sind Mauern aufgeführt, an die sie sich lehnen, und obgleich es ein schöner Gedanke ist, daß eine große Nation, hier in ihrem heiligsten Tempel, bei den Gräbern ihrer Könige, das Andenken großer verdienter Männer dankbar aufbewahrt, so kann man sich doch nicht enthalten zu wünschen, daß dieses auf eine weniger störende Weise geschehen seyn möchte. Ein großer Theil der Ausführung des schönen Zwecks geht durch die Art verloren, mit welcher alles unter und über einander gestellt ist. Durch Staub, Schmutz und unzählige Spinneweben muß man sich drängen, um manches Monument in seinem engen Winkel zu betrachten, und dabei den Kummer fühlen, das wahrhaft Schöne und Große durch so viel Mittelmäßiges verdrängt und entstellt zu sehen.

Eine Ecke in einem der kürzeren Flügel ward dem höheren Talent geweiht. Sehr unpoetisch

nennt man diese Abtheilung den Poetenwinkel*). Hier fanden wir Goldsmith, Händel, Shakspeare, Garrik, Chaucer, Buttler, Thomson, Gay, Johnson, Milton, Dryden und viele andere, nur nach Swift, Sterne und Pope suchten wir vergebens. Der Platz ist sehr enge, und mancher hochgefeierte Name muß sich in diesem Pantheon, aus Mangel an Raum, mit einem unscheinbaren Winkel behelfen. Ein Medaillon, mit dem Profil des durch Talent und Schicksal unserem Hölty so nah verwandten Goldsmith, ist über der Thüre angebracht. Händel sitzt schreibend und aufhorchend, als belausche er die Melodie der Sphären, und eile sie auf dem Papiere fest zu halten. Im königlichen Schmucke tritt Garrik hinter einem Vorhange hervor, den er mit beiden Händen zurückschlägt, und schaut entzückt und geblendet die neue Scene. Gedankenvoll lehnt Shakspeare an einem Postament, und zeigt auf eine herabhängende Pergamentrolle mit folgender Inschrift aus seinem Tempest.

*) The Poets Corner.

„The cloud capt tower, the gorgeous palaces,
„The solemn temples, the great globe itself,
„Yea, all which it inherit, shall dissolve;
„And like this unsubstantial pageant faded
„Leave not a rack behind: We are such stuff
„As dreams are made on, and our little life
„Is rounded with a sleep.“ *)

Unter den im übrigen Theil der Kirche zerstreuten Denkmälern wird das dem Lord Mansfield gewidmete von den Engländern besonders hoch gehalten. Es ist vom jüngern Flaxmann gearbeitet. Dieses und das des Lords Chatham, Vaters des berühmten William Pitt, wurden jedes mit sechs tausend Pfund Sterling bezahlt. Lord Mansfield, in der weiten, der plastischen Kunst gar nicht vortheilhaften Tracht der englischen Richter, sitzt in ziemlich ungraziöser Stel-

*) «So werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
Ja, was daran nur Theil hat, untergehen,
Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf. —»

Uebersetzt von A. W. Schlegel.

lung auf dem Richterstuhle; eine Hand stützt sich auf's Knie, die andere hält eine Pergamentrolle. Neben seinem Sitze, etwas niedriger, stehen Weisheit und Gerechtigkeit, hinter ihm der die Fackel auslöschende Tod, gewagt genug in der Gestalt einer schönen, nackten, weiblichen Figur dargestellt.

Hoch auf dem Piedestal, in Redner-Stellung, steht Lord Chatham; viele Tugenden weinen zu seinen Füßen und lassen es unentschieden, ob seine Rede sie rührt, oder ob er Dinge sagt, über welche die Tugend weinen muß.

Auch die traurigen Manen des unglücklichen Majors Andree, der im amerikanischen Kriege vom erbitterten Feinde als Spion gehängt ward, finden hier ein ehrenvolles, seinem Andenken geweihtes Monument.

Zwölf an die Kirche sich anschließende Kapellen enthalten die Asche der Könige und einiger sehr vornehmen Familien. Seit Elisabeth's Zeiten ward keinem Könige ein Monument hier errichtet, obgleich alle hier begraben liegen.

Gern betrachteten wir jene alten Denkmäler; fast alle sind große viereckige Sarkophage, auf welchen die Statue des Verstorbenen, in völliger

Staatskleidung ausgestreckt daliegt, mit gefaltenen Händen, ruhig wie im Schlummer. Keine Zerrbilder fanden wir, wie in Paris aux petits Augustins, wo Franz der Erste, Marie von Medizis und Karl der Neunte in den gräßlichsten Verzerrungen des Sterbens, mit wild zerstreutem Haare, fast nackt, in entsetzlichen Convulsionen auf ihren Gräbern abgebildet liegen. Gerührt standen wir hier am Grabe der Maria Stuart. Man hat sie ohnweit ihrer Todtfeindin und Mörderin gebettet; das Gesicht ihrer Statue war durch die Zeit fast unkenntlich geworden.

Die älteste der zwölf Kapellen enthält das Grab Eduards des Bekenners; es war mit Mosaik von farbigen Steinen geziert, welche leider größtentheils von ungezogenen Alterthumsfreunden ausgebrochen und mitgenommen wurden.

Eduard der Erste ruht ebenfalls hier; neben ihm seine Gemahlin, Eleonore von Kastilien, dieses Muster ehelicher Liebe und Treue bis in den Tod. Als ihr Gemahl noch Kronprinz war, zog auch er 1274 zum frommen Kriege, ins gelobte Land. Eleonore begleitete ihn, achtete nicht der weiten gefahrvollen Reise, wollte lieber

alles Ungemach dulden, als von dem so hoch Geliebten entfernt leben. Gestärkt durch ihren Anblick, angefeuert durch ihren Muth, richtete er siegend unter den Sarazenen bald große Verwüstungen an. Die Ungläubigen rächten sich aber fürchterlich und tückisch. Sie sandten Meuchelmörder gegen ihn aus, die ihn mit einem tödtlich vergifteten Pfeile am Arme verletzten. Die Mörder fielen zwar unter den rächenden Schwertern seiner Getreuen, aber Eduard ward bewußtlos in sein Zelt getragen. Die Aerzte gaben ihn ohne Rettung verloren, wenn nicht einer seiner Diener das Gift aus der Wunde zu saugen und das Leben des Gebieters mit Aufopferung des eigenen Lebens zu erhalten sich entschlösse. Starr und stumm standen alle um das Sterbebette ihres künftigen Königs; sie hatten oft dem Tode in seiner furchtbarsten Gestalt getrotzt, dennoch konnte keiner zu diesem Opfer sich entschließen. Da eilte Eleonore herbei; Niemand durfte es wagen sie zu hindern; sie warf sich auf den verwundeten Arm, und bald schlug der Gerettete die Augen wieder auf. Mit welchem Gefühl er auf diese Weise sich dem Leben wiedergeschenkt

sah, wie sie, fürchtend ihn auf's neue zu vergiften, es nicht wagte, ihn zum letzten Mal an die treue Brust zu drücken, und nur von ferne, zitternd vor Freude, vor ihm stand, dafür haben wir keine Worte. Konnte das Gift diesem engelreinen Wesen nicht schaden? War es vielleicht nur bei einer äußern Verletzung tödtlich? Dies wissen wir nicht; genug, Eleonore lebte noch mehrere Jahre ein glückliches, schönes Leben an der Seite ihres Gatten, theilte bald darauf mit ihm den Thron und fand erst neunzehn Jahre später hier ihre letzte Ruhestätte.

So erzählt die Sage, und zu schön, um ihre Wahrheit zu bezweifeln, obschon einige berühmte Geschichtschreiber dieser rührenden Begebenheit nicht erwähnen.

Auch auf diesem Sarkophage ist die Gestalt der darunter Schlummernden abgebildet. Die Kunst war damals noch in der Kindheit, aber diesmal führte ihr Genius den Meisel des Künstlers, ein schützender Engel wachte über das Bild und barg es vor der zerstörenden Zeit. Eleonorens Gesicht strahlt noch von hoher Schönheit und wunderbarer Güte und Milde auf dieser,

ihre Züge der Nachwelt aufbewahrenden, wohlerhaltenen Abbildung.

Die Gräber Eduards des Dritten und Heinrichs des Dritten sind ebenfalls in dieser Kapelle.

Das Monument Heinrichs des Dritten, ein merkwürdiges Denkmal alter Kunst, ist reich verziert mit Porphyr, Mosaik und Vergoldungen; seine in Erz gegossene Statue ruht darauf. Hier stehen auch die alten Sessel, auf welchen die Könige bei der Krönung sitzen; in einem derselben ist der Stein eingefügt, welcher den Königen von Schottland zum Königsthrone diente. Eduard der Erste ließ ihn von Scone, welches die Leser aus dem ersten Theile dieser Erinnerungen kennt, hierher bringen.

Die dicht daran stoßende Kapelle Heinrichs des Fünften ist wegen ihrer alterthümlichen Pracht eine der merkwürdigsten. Leider liegt der gute König ohne Kopf auf seinem Grabmahle, auch Reichsapfel und Zepter sind seinen Händen entrissen. Alles dies war dem solide Pracht liebenden Geschmack jener Zeiten gemäß, ganz von gediegenem Silber, und konnte selbst in diesem Hei-

ligthume der schlauen Habsucht listiger Diebe nicht entgehen.

Neun andere Kapellen, verschiedenen Heiligen geweiht, deren Namen sie noch führen, enthalten viele für den Alterthumsforscher höchst merkwürdige Gegenstände, viele Belege zur Geschichte des Kunstgeschmacks und der Lebensweise im Mittelalter; selbst das uralte hölzerne Monument des sächsischen Königs Sebert, welcher zuerst an diesem Orte eine Kirche erbaute.

Merkwürdig war uns das Grab eines Grafen Leicester, wegen seiner Aehnlichkeit und zugleich Unähnlichkeit mit der berühmten Bettstelle des Grafen von Gleichen. Gar stattlich ruht der edle Graf im ritterlichen Schmucke, mitten auf dem ungeheuer breiten Sarkophage, den er sich selbst errichten ließ; neben ihm, zur rechten Hand, in holder Bescheidenheit, seine erste Gemahlin; aber der ziemlich weite Platz zur Linken ist leer. Seine zweite Gemahlin konnte unmöglich sich entschließen, ihrer wenn auch todten Nebenbuhlerin im Range zu weichen, sie wollte durchaus nicht mit der linken Hand vorlieb nehmen, während ihre Vorgängerin zur Rechten läge.

Noch auf dem Todtenbette war es bis zum letzten Augenblicke die angelegentlichste Sorge der rangsüchtigen Frau, solche Unbilde zu verhindern. Sie erreichte ihren Zweck, man begrub sie anders wohin; Niemand weiß, wo ihre Gebeine ruhen. Das Andenken ihres Lebens wäre längst verschollen, wenn nicht das ihrer Thorheit, auf dieser leeren Stelle kommenden Jahrhunderten aufbewahrt worden wäre.

Alle diese Kapellen sind mit der Westminster-Abtei unter einem Dache, nur die letzte und schönste, die Kapelle Heinrichs des Siebenten, ist daran angebaut, so daß nur der Eingang dazu in der Kirche steht.

Dies Gebäude ist eins der schönsten seiner Zeit, aber leider sahen wir es in einem unverantwortlich vernachlässigten Zustande, mehr noch als die Kirche selbst. Kaum wurde das Dach desselben nothdürftig unterhalten; hätte man die langsam zerstörende Zeit noch länger so ungehindert fortwüthen lassen, so wäre bald alles zu einer schönen Ruine zusammengesunken, die überall sich besser ausgenommen haben würde, als an dieser dem heiligen Andenken großer Vorfahren

geweihten Stelle. Von außen ist die Kapelle mit aller Pracht der gothischen Baukunst geschmückt, das Ganze im schönsten Ebenmaße, leicht und erfreulich. Vierzehn schöne durchbrochene Thürme sind ihre Hauptzierde. Zum Eingange, von der Kirche aus, dient ein prächtiges, in Stein gehauenes Portal, welches drei sehr künstlich gearbeitete Gitterthüren von vergoldetem Eisen verschließen. Die Decke ist über und über mit schöner Bildhauerarbeit von Stein geschmückt, schöne gewölbte Bogen, unterstützt von Pfeilern im reinsten Ebenmaße, prächtige Fenster, herrliches Schnitzwerk, alle Pracht gothischer Architektur ist hier zu finden. Unmöglich kann man dieses schöne Ueberbleibsel früherer Zeit zu hoch preisen, und wohl wäre es wünschenswerth, daß diese Kapelle einen Freund und Verehrer fände, wie der Dom von Köln ihn an dem Herrn von Boisserée fand, welcher der kommenden Zeit wenigstens im treuen Bilde ein Andenken der sichtbar hinsinkenden Herrlichkeit aufbewahrte. *)

*) Dieser Wunsch ist seit dem ersten Erscheinen dieses Buches erfüllt, und auch für die beßre Erhaltung der Westminsterabtei wird Sorge getragen

Mitten in der Kapelle steht das Grab Heinrichs des Siebenten von schwarzem Basalt, verziert mit vergoldeter Bronze, umgeben von einem eben solchen, sehr prächtigen Geländer. Sechs Basreliefs und vier Statuen von vergoldetem Erze schmücken dies Werk des Florentiners Pietro Torregiano.

Außer diesen wirklich merkwürdigen und ehrwürdigen Kunstwerken, werden hier auch aufbewahrte Wachsbilder alter Könige und Königinnen in alten Glasschränken gezeigt. Wahre Vögelscheuchen, die dem Untergange längst hätten übergeben werden sollen. Nur das leiht ihnen einiges Interesse, daß sie mit den nämlichen Kleidern angethan sind, welche die hohen Herrschaften bei Lebzeiten trugen. Wüßte besonders die Königin Elisabeth, welch' ein häßliches Bild von ihr die Nachwelt hier anstaunt, so würde die ihr im Leben so eigen gewesene Eitelkeit ihr noch im Grabe keine Ruhe lassen.

Londons Umgebungen.

Windsor.

An dem südlichen Ufer der Themse, zwei und zwanzig englische Meilen westlich von London, thront auf einer Anhöhe das alte stattliche Schloß von Windsor. Von dieser herab genießt man eine der ausgebreitetsten Aussichten auf die schöne reiche Gegend umher. Wunderbar contrastirt diese mit dem ernsten Anblicke des Schlosses, seinen alten Mauern und mit Epheu umrankten Thürmen.

Wilhelm der Eroberer erbaute dieses Schloß, kurze Zeit nachdem er sich zum Herrn von England gemacht hatte. Mit einer Mauer umgab es Heinrich der Erste und vergrößerte es. Später erwählte Eduard der Erste Windsor zu seinem Lieblings-Aufenthalte, und Eduard der Dritte ward hier geboren. Vorliebe für den Ort, an welchem seine Wiege stand, bestimmte diesen, das Schloß, welches er zu seiner Sommerwohnung wählte, nach einem neuen Plane prächtiger zu bauen. Auch König Karl der Zweite wen-

dete viel auf die Verschönerung von Windsor, und seit seiner Zeit blieb es der Lieblings-Aufenthalt der Könige von England, und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Unter der Regierung Georgs des Dritten ist ebenfalls manche Veränderung und Verschönerung damit vorgenommen worden. Der Schloßgraben ward ausgefüllt, ein Hügel, welcher die Aussicht gegen Morgen beschränkte, wurde geebnet, Festungswerke wurden abgetragen. Dennoch sieht das Schloß noch immer ehrwürdig und alterthümlich genug aus, obgleich es viel von seinem ersten imponirenden Ansehen verloren haben mag.

Es hat zwei Höfe, den oberen und unteren; beide werden durch den sogenannten runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, von einander getrennt. An der Nordseite des oberen Hofes befinden sich die Staats- und Audienz-Zimmer, an der Ostseite die Appartements der Prinzen, und gegen Süden die der vornehmsten Kronoffizianten. Der untere Hof ist wegen der St. Georgen-Kapelle bemerkenswerth. Die verschiedenen Säle und Staatszimmer zieren Tapeten und Malereien, bald von höherem, bald von geringerem

Werthe. An allen ist die Wirkung der Zeit sichtbar, und sie machen im Ganzen keinen heitern Eindruck. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der Georgen-Saal, der Kapitel-Saal der Ritter des Ordens vom Hosenbande. Er ist ein hundert und acht Fuß lang, am Ende desselben steht der königliche Thron, über diesem sieht man das St. Georgen-Kreuz in einer Glorie, umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfbande und der bekannten Inschrift: **Honny soit qui mal y pense.**

Die Staatszimmer hängen voll Gemälde, welche man, aus Mangel an Zeit, nur zu flüchtig betrachten muß. Dem Anschauer werden im Vorübereilen die Namen der größten Meister, wie Titian, Poussin, Vandyk, Holbein und viele Andere, genannt. Auch eine heilige Familie von Raphael und eine Anbetung von Paul Veronese zeigt man den Fremden als die Krone der Versammlung.

Der schönste Punkt von Windsor Castle ist die große, in ihrer Art einzige Terrasse. Sie erstreckt sich längs der östlichen und einem Theil der nördlichen Seite des Schlosses, ist ein tau-

send acht hundert und siebenzig Fuß lang und von verhältnißmäßiger Breite. Die Aussicht auf die Themse, welche sich durch eine der reichsten Landschaften hinschlängelt, auf die mannichfaltigen Landhäuser, Dörfer und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von Windsor und die in der Nähe liegenden Gärten, ist über alle Beschreibung schön und reizend.

Nicht im eigentlichen Schlosse von Windsor wohnte die königliche Familie Georgs des Dritten, sondern in einem modernen Gebäude, welches der südlichen Terrasse gegenüber liegt. Hinter diesem Gebäude erstreckt sich ein wohlangelegter Garten, den man von einem Winkel der großen Terrasse übersieht. In ihm befindet sich ein zweites Gebäude, das die Prinzessinnen bewohnten.

Die Königin besaß nahe bei Windsor noch ein kleines bürgerlich aussehendes Haus mit einem unbedeutenden Garten. Diese Besitzung, welche sie sehr liebte, heißt Frogmore. Hierher machte sie oft Landpartien mit ihren Töchtern und einigen Lieblingen unter ihren Damen. Kleine ländliche Feste an den Geburtstagen der Prinzessinnen, Frühstücke und dergleichen wurden hier

gegeben, immer nur in einem sehr beschränkten Familienzirkel.

In Windsor mußte man vor der traurigen Krankheit Georgs des Dritten die königliche Familie sehen, um sich von ihrer Lebensweise und Persönlichkeit einen Begriff zu machen. Hier fielen die Schranken, welche Etikette und strenge Eingezogenheit in London um sie zogen. Dort hatte man kaum Gelegenheit, sie zu Gesichte zu bekommen, wenn man sich nicht präsentiren lassen wollte. Im Theater erschienen sie sehr selten, und beim Spazierenfahren oder Reiten eilten sie, wie im Fluge, zu schnell vorüber, als daß man die Gestalten auffassen konnte.

Während ihres Aufenthaltes zu Windsor hingegen sah man sie alle Sonntage Morgens im bescheidenen Negligé, nach englischer Sitte, beim Gottesdienst in der Georgen-Kapelle versammelt. War der König gesund, so versäumte er auch an Wochentagen nie, um sieben Uhr des Morgens in der königlichen Kapelle, im oberen Hofe des Schlosses, seine Morgenandacht feierlich zu halten, wobei ebenfalls Jedermann zugelassen wurde. Später traf man ihn Vormittags oft in

den Wirthschaftsgebäuden, in den Pferdeställen, überall. Er trug dann einen einfachen dunkelblauen Oberrock, mit einer runden braunen Perücke, die ihm völlig das Ansehen eines wohlhabenden Pachters gab. Er pflegte es nicht ungern zu hören, wenn man ihn Farmer George nannte; denn ländliche Oekonomie war in früheren Zeiten seine Lieblingsbeschäftigung.

An jedem heiteren Sonntags-Abend promenirte die ganze Familie auf der großen Terrasse, und dieses gewährte dann einen in seiner Art einzigen Anblick. Von der einen Seite die grauen alterthümlichen Mauern des Schlosses mit ihren Zinnen und Thürmen, von der andern die oben erwähnte reiche Aussicht auf Strom, Feld und Wald im verklärenden Glanze der sinkenden Sonne, und nun das bunte drängende Gewühl aller Stände, jedes Alters, beinahe jeder Nation; denn kein Fremder versäumte es leicht, Windsor, wenigstens einmal von London aus, an einem Sonntage zu besuchen. Zu der Menge von Fremden gesellten sich die Bewohner der umliegenden Gegend, vom vornehmen Gutsbesitzer bis zum geringsten Landmann; zwischen ihnen bewegten

sich schwerfällige Bewohner der City mit ihren wohlbeleibten geputzten Ehehälften und zierlichen trippelnden Misses.

Auch wir waren an einem Sonntage, gleich den andern Fremden, nach Windsor geflüchtet, und mischten uns unter die bunte Menge. Auf und ab wogte das Gewühl, die große Terrasse war fast zu enge. Um sieben Uhr erschienen zwei Banden *) militärischer Musik auf der Schloßmauer an beiden Ecken der Terrasse. Beide spielten gar lustig God save the King, ohne sich sonderlich um einander zu bekümmern; die Entfernung und das Geräusch waren auch zu groß, als daß sie viel von einander hätten hören können. Mit dieser beliebten Melodie fuhren sie, ohne weitere Abwechselung, den ganzen Abend fort, zu musiciren.

Die königliche Familie erschien bald darauf; ein einziger Constable ging mit dem Stabe voraus, um nur einigermaßen Raum für sie zu machen. Man drängte sich von allen Seiten um

*) In England sagt man immer eine Bande Musiker. Uns dünkt dies recht charakteristisch.

sie her. Der König ging zuerst, an seiner Seite die Königin. Wo er einen Bekannten erblickte, redete er ihn an, oder nickte ihm einen freundlichen Gruß zu, ohne Unterschied von Rang und Stand. Neugierig forschte er nach dem Namen jeder ihm auffallenden Gestalt, und wir hörten verschiedentlich, wie er nach seiner alten, durch Peter Pindar so bekannt gewordenen Gewohnheit ein einsylbiges Wort oft drei bis vier Mal hinter einander wiederholte. Mit dem Astronomen Herschel sprach er, so oft er ihm begegnete, einige Worte; auch die Königin war ausgezeichnet freundlich gegen diesen ihren Landsmann. Die Promenade schien ihr viel weniger Freude zu machen, als ihrem Gemahl, an dessen Arm sie hing. Das Gehen auf den hohen spitzigen Absätzen, die sie noch immer trug, wurde ihr sichtbar schwer; sie war sehr klein, und in dem grau taffetnen Kleide, welches sie hoch in die Höhe nahm, mit einem altmodischen Mäntelchen von weißem Taffet, sah sie gar nicht königlich aus. Der König schien oft ganz zu vergessen, daß er sie führte, und ging, stand, oder kehrte plötzlich um, wie es ihm eben gefiel.

Hinter dem königlichen Paare wandelten die beiden ältesten Prinzessinnen am Arme einer Hofdame. Die zweite, Mary, hat ein interessantes Gesicht. Jetzt folgte Prinzessin Elisabeth, auf zwei Hofdamen gestützt. Nach der Prinzessin Elisabeth folgten die beiden jüngern Schwestern am Arme ihres Bruders, des Herzogs von Cambridge. So zogen sie in Prozession durch das Gewühl auf und ab; stand der König, so standen Alle, wendete er um, so folgten sie ihm.

In der Zeit von anderthalb Stunden begegneten wir ihnen wenigstens zwanzig Mal, denn so wie der König an einen etwas menschenleeren Theil der Terrasse kam, kehrte er um. Diese Promenaden machten ihm viel Vergnügen; selten kehrte er vor der Dämmerung nach Hause. Wir waren ihrer eher überdrüssig, als er, denn er wandelte noch ganz munter umher, als wir die Terrasse verließen.

Das Städtchen Windsor hat wenig Ausgezeichnetes; es zieht sich den ganz beträchtlichen Hügel hinan, auf welchem das Schloß liegt. Die Straßen sind folglich bergig und unbequem zum Fahren und Gehen; auch die Gasthöfe fan-

den wir weniger gut, als man es in dieser Nähe des Hofes vermuthen sollte.

Das Dorf Eaton, bekannt durch die hohe Schule Eaton College, liegt am Fuße des Hügels, jenseits der Themse, und wird nur durch eine Brücke von der Stadt Windsor getrennt. Die Schulgebäude zeichnen sich nicht durch ihre Bauart aus; die Kapelle aber ist ein schönes gothisches Gebäude, welches die reiche Landschaft noch mehr verschönert. Heinrich der Sechste stiftete und erbaute diese Schule im Jahr 1441. Sechzig Pensionärs werden dort auf Kosten des Königs erzogen, aber auch Söhne guter Familien für Bezahlung darin aufgenommen. Die Schüler sind in zwei Classen getheilt, deren jede noch drei Unterabtheilungen hat. Die Erziehung in diesen Anstalten, so wie auch das Studiren in Oxford und Cambridge, haben noch viel Strenges und Klösterliches, sogar in der Kleidung. Im Monat August werden die Schüler in Eaton examinirt, und diejenigen ausgewählt, welche nach Cambridge gehen sollen, um ihre Studien fortzusetzen. Die Zwölfe unter diesen, die sich im Examen am besten auszeichnen, haben

das Recht, nach drei Jahren Mitglieder der Universität Cambridge zu werden, „Fellows of the University,“ welches ehrenvoll und einträglich ist. Die Bibliothek in Eaton ist bedeutend. Weitläuftige, wohl unterhaltene Gärten umgeben die Schulgebäude.

Die Gärten von Kew.

Durch den Hydepark hindurch, vorüber den schönen Gärten von Kensington, führt der Weg zu diesen, besonders in botanischer Hinsicht mit Recht berühmten königlichen Gärten.

Vier englische Meilen fährt man von Kensington nach Kew, zwischen einer selten unterbrochnen Reihe eleganter, mit zierlichen Grasplätzen und Gärten eingefaßter Landhäuser. Größtentheils sind diese der Aufenthalt wohlhabender Londoner Familien, deren Häupter in der Stadt ihren Geschäften nachgehen, während Frau und Kinder, fern von der dunstigen Atmosphäre der City, sich hier einer reinern Luft, und aller An-

nehmlichkeiten eines ländlichen Aufenthalts in der schönen Gegend erfreuen. Oft schon erwähnten wir in diesen Blättern der unbeschreiblichen Reize, welche Sauberkeit, Geschmack und augenscheinliche Wohlhabenheit diesen halb städtischen, halb ländlichen Wohnungen geben; beinahe ist es unmöglich, nicht immer in neue Lobsprüche auszubrechen, so oft man ihrer gedenkt, und sich dabei des Gefühls von häuslicher Ruhe und behaglichen Wohllebens erinnert, welches ihr bloßer Anblick, selbst dem vorübereilenden Wanderer einflößt.

Nur die Gärten sind in Kew merkwürdig; das Haus des Königs ist klein, unbedeutend, und dient ihm und seiner Familie bei den nicht seltnen Morgenpromenaden zu diesem Lieblingsorte nur gelegentlich zum Absteigequartier. Es wird nie von der königlichen Familie bewohnt, und ist auch auf keine Weise solcher Bewohner würdig. Indessen war man während unsers dortigen Aufenthalts beschäftigt, ein großes massives Gebäude zum künftigen Wittwensitz der Königin zu erbauen. Nie sahen wir etwas Ungeschickt-schwerfälligeres als diese, im seynsollend-gothischen, ganz verfehlten Geschmack aufgethürmte Steinmasse. Un-

geheure dicke Mauern, kleine spalten-ähnliche enge Fenster, dicke unbeholfene Säulen geben ihr eher das Ansehen eines Staatsgefängnisses, als der Wohnung einer Königin.

Die botanischen Gärten von Kew vereinigen eine unzählige Mannichfaltigkeit von Pflanzen aller Welttheile, aller Zonen, und gehören gewiß zu den merkwürdigsten in Europa, wenn sie nicht vielleicht alle übrigen übertreffen. Die überall wehende englische Flagge brachte von den entferntesten Ufern auf diesen kleinen Punkt fast alles zusammen, was nur auf Erden wächst. Von der Zeder des Libanon an, bis herab zum bescheidenen Heidekraut findet Alles hier Pflege, Boden und Klima, wie es sie bedarf, um nicht nur kümmerlich zu vegetiren, sondern üppig zu wachsen, zu grünen und zu blühen. Der König liebte die Botanik, er wandte viel Geld und Mühe auf diese Gärten und freute sich ihres Gedeihens. Der berühmte Weltumsegler Sir Joseph Banks nahm sie unter seine spezielle Aufsicht, und seine, in den entferntesten Weltgegenden, mit unsäglicher Mühe und Gefahr erworbenen botanischen Kenntnisse, fanden hier ein weites fruchtbares Feld.

Auf diese Weise mußte etwas sehr Vollkommenes entstehen. Das durch die wärmende Seeluft unendlich gemilderte Klima, der natürlich warme Boden Englands, tragen das Ihrige bei, um der Anstalt das höchste Gedeihen zu geben. Hier, wo der Winter den Wiesen ihren grünen Teppich nie raubt, wo die Heerden das ganze Jahr hindurch im Freien ihre Nahrung finden, wird jede aus einem milden Klima hergebrachte Pflanze bald einheimisch. Sehr viele, welche selbst im südlichsten Theile von Deutschland, den größten Theil des Jahres im Hause gehalten werden müssen, und nur während der Sommermonate dort der Luft ausgesetzt werden dürfen, wachsen hier üppig im Freien, wie in ihrem Vaterlande, zum Beispiel die großblättrige Myrthe, der duftende Heliotrop und noch viele mehr.

Es ist eine große Freude, auf den fest gewalzten bequemen Kieswegen dieser Gärten, zwischen mannichfaltig geformten Blumenbeeten zu wandeln, und sich an dem freundlichen, ewig wechselnden Spiele der Natur mit Farben und Formen zu ergötzen; dann in die großen Treibhäuser zu treten, in jedem derselben eine andere

neue Welt zu finden, in dem einen die seltensten Producte des glühend heißen Afrika, im andern alles zu bewundern, was im südlichen Amerika wächst; dann wieder sich an den Pflanzen milderer Zonen zu erfreuen, und doch immer das auf einem Punkte vereinigt zu sehen, was zusammen gehört, und gleichsam ein für sich bestehendes Ganze ausmacht.

Auch die lebendigen Blumen der Lüfte werden hier gepflegt. Eine große Volière vereinigt eine Menge der schönsten ausländischen Vögel, die darin, wenigstens in scheinbarer Freiheit, ihr lustiges Wesen treiben, als wären sie zu Hause. In einer größern Abtheilung des Gartens werden eine Menge der schönsten Gold- und Silberfasanen gehalten; neben ihnen stolzieren prächtige, zum Theil seltene Pfauen und mehrere andere Arten größerer fremder Vögel. Mitten in dieser Abtheilung des Gartens befindet sich ein Teich mit einer Insel, auf welcher ein chinesischer Pavillon erbaut ist. Wasservögel aller Art, mit langen und breiten Schnäbeln, schwimmen auf den silberhellen Wellen, oder wandeln auf langen Stelzbeinen gravitätisch am Ufer. Alles dieses

fremde Volk ist froh und lustig, als wäre es im Vaterlande.

Auf einer großen grünen Wiese sahen wir ein anderes lustiges Schauspiel; einige vierzig Känguruhs hüpften darauf in völliger Freiheit umher.

Nichts Lächerlicheres gibt es in der Natur, als diese wunderlichen Thiere. Sie wandeln mit Hülfe ihrer langen Schwänze aufrecht, und machen dabei ganz gewaltige Sätze. Die kurzen Vorderbeinchen, die sie zum Gehen gar nicht brauchen können, halten sie auf eine possierliche Art vor der Brust. So aufrecht, haben sie wohl Mannshöhe. Neugierig gucken die Jungen aus dem Beutel, in welchem die Mütter sie tragen, in die weite Welt. Macht die Mama einmal zu arge Sprünge, so fällt wohl so ein liebes Kleines aus dem Beutel heraus auf die Erde, wird aber gleich wieder sorgfältig aufgehoben und eingesteckt. Bisweilen erzürnten sich ein Paar Männchen und fochten mit einander, indem sie, auf einem Hinterfuße und dem Schwanze stehend, sich mit dem langen scharfen Nagel am andern Hinterbeine gewaltige Hiebe versetzten. Lange sahen wir dem

argen wilden Treiben dieses närrischen Volkes zu, das uns oft lautes Lachen abnöthigte.

Als wir die eigentlichen Lustgärten von Kew zu sehen wünschten, ging unsre alte Noth wieder an. Sie wurden nur Sonntags gezeigt, und wir waren an einem Wochentage da. Als kein Zureden, kein Bitten, keine Vorstellungen etwas fruchteten, wurden wir verdrüßlich, und ließen unsern Unmuth unter einander in gutem vernehmlichen Deutsch aus. Zu unserm Glück hörte dies ein in der Nähe arbeitender deutscher Gärtner. Der süße Klang aus dem Vaterlande bewegte sein Herz, und er nahm sich der Landsleute so kräftig an, daß ihm endlich erlaubt ward, unser Führer zu seyn.

Wir fanden die Promenaden sehr angenehm, viel hohe herrliche Bäume in einzelnen Gruppen; dichte Schattenpartien wechselten mit lichten Gängen, zwischen Gras, Blumen und kleinem Gesträuche. Besonders reizend erschien uns ein reich geschmückter Blumengarten, mit einem kleinen Wasser-Bassin, in welchem Goldfischchen spielten. Nur ein wenig zu überladen mit Gebäuden sind diese Gärten. Da gibt's Tempel in Menge, der

Bellona, dem Pan, dem Aeolus, dem Frieden, der Einsamkeit und wem nicht noch sonst geweiht; da ist ein Haus des Konfuz, eine Wildniß mit einem maurischen Gebäude, eine chinesisch seyn sollende Pagode, eine Moskee, römische Ruinen, kurz — viel zu viel für den guten Geschmack. Keins dieser Gebäude ist ausgezeichnet schön, aber auch keins seines Platzes ganz unwerth. Man kann sich indessen doch nicht enthalten, manches davon weg zu wünschen; denn dieses bunte Allerlei wird Niemanden gefallen, der Gelegenheit hatte, die liebliche Einfachheit der englischen Parks zu bewundern.

Richmond-Hill.

Ein höchst angenehmer Weg führt durch die Gärten von Kew, zu den daran stoßenden von Richmond. Viele Gebäude, mit denen auch diese unter der Regierung mehrerer Könige und Königinnen überladen wurden, sind glücklicherweise wie von selbst verschwunden. Auch waren

sie wohl nirgends schlechter angebracht, als auf diesem zauberisch schönen Flecke, wo die ganze Gegend rings umher einem großen herrlichen Garten gleicht.

Nur ein Landhaus der Königin, welches diese oft mit ihrer Familie besuchte, steht an einem der freundlichsten Plätzchen des Gartens, einfach und anspruchslos; an einem andern Orte die vom Könige erbaute Sternwarte. Sie soll besonders wegen mehrerer, vom Doctor Herschel verfertigter Instrumente merkwürdig seyn. Wir besuchten sie nicht, die Erde erschien uns hier zu schön, um von ihr weg den Blick zum Himmel zu wenden.

Schon von der hübschen, steinernen Brücke aus, die nahe vor dem berühmten Hügel von Richmond über die Themse führt, genießt man einer entzückenden Aussicht auf den Strom, seine mit schönen Villen geschmückten Ufer, und den sich sanft zu keiner sehr beträchtlichen Höhe erhebenden, grünenden und blühenden Hügel. Weit schöner noch ist es, wenn man diese Anhöhe ersteigt, und nun aus dem Fenster des darauf erbauten Gasthofs hinabblickt auf eines der reizend-

sten Thäler der Welt. Größere, ausgebreitetere romantisch-schönere Aussichten gibt es viele, aber keine, welche an Anmuth diese überträfe. Ein unaussprechlich süßes Gefühl von Ruhe, stillem Glück, Freude am Leben ergreift Jeden mächtig, der von hier aus den Blick herabsenkt. Alles grünt und blüht in der herrlichsten, üppigsten Vegetation. Die höchstmögliche Kultur schmückt das weite, von einem der schönsten Ströme belebte, von sanft anschwellenden, waldgekrönten Hügeln umgebene Thal. Selbst England bietet keine solche zweite Aussicht dar, und außer dieser Insel kann es keine ähnliche geben; denn wo fände man noch dieses frische Grün in Wiese und Garten, Feld und Wald?

In mannichfaltigen Biegungen und Krümmen durchströmt die Themse dies Paradies. Hier ist sie noch nicht der mächtige Strom, der dort, nahe bei der Hauptstadt sich prächtig weit ausbreitend, die Schätze aller Welttheile auf seinem Rücken trägt. Nur schiffbar für kleinere Fahrzeuge, gleitet sie durch die friedliche Landschaft, selbst das Bild eines schönen thätigen Lebens in stillem Frieden. Ueberall trägt sie die klaren Wellen hin,

verschönt, erfrischt, tränkt die Umgebungen, und wandert dann geräuschlos weiter.

Das üppigste Gedeihen füllt Wald, Höhe und Thal, krönt die Ufer, die schönen Hügel, so weit das Auge nur reicht. Weiße Giebel freundlicher Pachterwohnungen, schöne Façaden prächtiger mit Säulen geschmückter Villas, Landhäuser, umrankt von Jelängerjelieber, Thürme entfernterer Kirchen, stattliche Schlösser, freundliche Dörfer und Städtchen, blinken überall hervor aus Bäumen und Gebüsch, in der Höhe und in der Tiefe, in der Nähe und in der Ferne. Wohin das Auge sich wendet, erblickt es freundliche Gegenstände, überall ist Lebensgenuß und Freude, nirgends Geräusch und ängstliches Treiben. Am Ufer des schimmernden Stromes drängt sich alles dies noch freundlicher zusammen, und spiegelt sich in den klaren Wellen, damit alles Schöne und Herrliche verdoppelt erscheine. Aus der Ferne schauen die ehrwürdigen grauen Thürme von Windsor von ihrem Hügel herüber, unten, mehr in der Nähe, breitet sich stattlich das große königliche Schloß Hampton-Court aus; fast ganz im Vorgrunde, nahe an der Themse, liegt das reizende Schloß Straw-

berry-Hill; dicht daran das aus lauter schönen Häusern zusammengesetzte Dorf Twickenham, mit seiner hübschen Kirche. Hart am Strome zeichnet sich die elegante, ehemals vom Dichter Pope bewohnte Villa aus.

Es wäre sehr zwecklos, diese wunderbar reizende Gegend umständlich beschreiben zu wollen; nicht einmal der Pinsel, vielweniger die Feder können ihren Zauber wiedergeben. Wer von unsern Lesern vielleicht einst aus dem einen Eckfenster des kleinen Schlosses, auf der Höhe von Dornburg bei Jena, herab in das stille Saalthal, auf die sanft sich hinwindende Saale blickte, der hat einen schwachen Abriß, ein Miniaturbild des Thales von Richmond gesehen. Uns ergriff die Aehnlichkeit dieser Aussicht mit der von Richmond-Hill beim ersten Anblick. Nur daß dort Alles groß, mannichfaltig, ausgebreitet daliegt, was hier sich eng und klein zusammen schmiegt; auch schmücken nicht unzähliche Thürme und Gebäude das stille einsame Saalufer, wie sie dort die Ufer der stolze Themse krönen.

Aus den Fenstern des auf Richmond-Hill

erbauten Gasthofs zum Stern und Strumpfband *) übersieht man alle diese Herrlichkeiten mit einem Blick. Nicht nur die einzig schöne Lage, sondern auch die vorzüglich gute Einrichtung und Bedienung erheben diesen Gasthof zu einem der ersten in England.

Ihm gegenüber ist der Eingang zum Park, den man zu den größten rechnet, und dessen Umfang acht englische Meilen beträgt. Bescheiden hat die Kunst hier nur für die Bequemlichkeit der Wandelnden gesorgt, ohne sich vorzudrängen. Zahme Hirsche und Rehe weiden hier in großer Anzahl, zwischen herrlichen Bäumen. Sie wurden von Hampton-Court, wo sie sonst wohnten, hierher gebracht, da der alte König dort selten hinkam. Ueberall im Park öffnen sich Aussichten auf einzelne Theile der großen Landschaft, die man von Richmonds Hügel erblickt; in andern Zusammenstellungen, von einem andern Standpunkte aus gesehen, bilden sie hier neue Ansichten und vervielfältigen den Genuß ins Unendliche.

*) Star and Garter.

Hampton-Court.

Unwiderstehlich angelockt von dem Blicke in das Thal, den Richmond-Hill uns gewährte, eilten wir an die Ufer der Themse hinab, um in der Nähe die Gegenstände einzeln zu bewundern, deren Zusammenstellung uns aus der Ferne entzückt hatte. Wir fuhren zu dem sechs englische Meilen weiter im Thal gelegenen Hampton-Court. Der schöne ebne Weg bot uns mit jeder seiner Wendungen eine neue liebliche Landschaft. Die Ferne trog nicht, auch in der Nähe fanden wir alles so, wie es uns vom Hügel erschienen war. Welch ein Thal! Ueberall zeigt der Augenschein, daß glückliche wohlhabende Landleute hier neben reichen Gutsbesitzern wohnen. Bald führte uns der Weg näher zu dem lieblich sich krümmenden Strome, bald entfernte er uns kurze Zeit von seinen Ufern; immer erschien uns der Punkt, auf dem wir uns befanden, als der schönste von allen.

Auf der Hälfte des Wegs, in Twickenham,

hielten wir bei Pope's ehemaliger Wohnung an. Man hatte uns gesagt: der jetzige Besitzer derselben freue sich, wenn auch Fremde zu den Reliquien des von seiner Nation hochverehrten Dichters wallfahrteten; gern zeige er ihnen die von Pope ehemals bewohnten Zimmer, in welchen alles sorgfältig gelassen und bewahrt würde, so wie es war, als dieser hier noch lebte, gern führe er sie zu den Spaziergängen, die Pope größtentheils selbst anlegte und pflanzte. Leider aber fanden wir dies nicht mehr so; die Villa war vor einiger Zeit an einen andern Besitzer verkauft, alles wurde darin verändert, und kein Fremder mehr zugelassen.

Nicht weit von Pope's Wohnung liegt Strawberry-Hill, ehemals die Wohnung und das Eigenthum des bekannten Sir Horatio Walpole. Jetzt gehört es einer Dame von Stande, Mrs. Damer, welche dadurch bekannt ist, daß sie sich mit mehr gutem Willen als Glück in der Bildhauerkunst versucht. Ein seltenes Unternehmen für eine Dame, besonders da sie sich nicht blos mit dem Formen in Thon begnügt, sondern sogar an große Statuen sich wagt.

Das nicht große, im gothischen Styl gebaute, mit Fenstern von buntem Glase verzierte Haus nimmt sich auf diesem Standpunkte sehr angenehm aus.

Auch hinter Twickenham blieb die Gegend schön und reizend, wie vorher, und nur zu bald erreichten wir Hampton-Court, diesen größten Palast des Königs, welchen dieser fast ganz an Privatpersonen zur lebenslänglichen Wohnung vertheilt hatte. Cardinal Wolsey, der berüchtigte und berühmte Liebling Heinrichs des Achten, der mit letzterem eine Zeit lang England mit eisernem Scepter regierte, erbaute hier zuerst ein Schloß. Später ließ es Wilhelm der Dritte unter der Direction des Sir Christopher Wren, Erbauers der Paulskirche in London, erneuern, und ihm seine jetzige wirklich königliche Gestalt geben. Der unglückliche König Karl der Erste ward hier eine Zeit lang als Staatsgefangener gehalten, ohne daß sich Cromwell gescheuet hätte, es nach Karls Tode zu bewohnen. Mehrere Könige benutzten Hampton-Court zum Sommeraufenthalte, selbst Georg der Zweite; nur König Georg der Dritte besuchte es sehr

selten und bewohnte es nie. Dem verbannten Erbstatthalter der vereinigten Provinzen, diente es vom Jahre 1794 an, bis 1800 zum Zufluchtsorte. Gibt es einen Ort, wo man alles Leid vergangener Zeiten vergessen könnte in stiller, ruhiger Abgeschiedenheit, in einer himmlischen Gegend, so ist es hier, an diesen freundlichen Ufern der Themse.

Der Palast von Hampton-Court macht wegen seiner Größe einen imposanten Effect, obgleich er sich übrigens nicht durch höhere architektonische Schönheit auszeichnet. Die Façade nach der Themse zu, ist drei hundert und acht und zwanzig Fuß lang. Das Gebäude umschließt drei große Höfe und enthält mehrere Hundert Zimmer, von welchen den Fremden aber nur sechzehn Staatszimmer gezeigt werden. Sie sind anständig, obgleich nicht modern möblirt. Viele gute Gemälde bekannter Meister zieren die Wände; unter ihnen mehrere vorzügliche von Sir Godfrey Kneller und Hans Holbein größtentheils Portraite. Der schönste Schmuck von Hampton-Court, die berühmten Cartons von Raphael, waren leider nicht mehr dort.

Die großen, etwas altmodischen Gärten, und der Park sind des Schlosses würdig; ihr größter Reiz bleibt immer ihre Lage. Zwar werden sie gut und ordentlich gehalten, und sinken nicht zu dem verfallenen Zustande herab, in welchem man wohl in andern Ländern dergleichen verlaßne Besitzungen sieht; dennoch merkt man deutlich, daß das Auge des Eigners hier nicht waltet. Das Alte bleibt darin, wie es war, aber nichts Neues kommt hinzu.

Die Treib- und Orangeriehäuser sind sehr groß, aber sie enthalten fast keine Orangenbäume. Bei allem Luxus, der in England mit exotischen Pflanzen getrieben wird, hat man im Durchschnit überall wenig Bäume dieser Art. Wir erinnern uns keiner einzigen Orangerie, die sich mit denen messen könnte, welche man in Deutschland nicht nur in Kassel, Dresden, Potsdam und andern Residenzen, sondern auch in Landhäusern reicher Privatleute findet.

Eine bedeutende Merkwürdigkeit aus dem Pflanzenreiche, sahen wir indessen in den Treibhäusern von Hampton-Court, die größte Weinrebe, die es vielleicht in Europa gibt. Sie

bildet in einem derselben eine wunderschöne Laube, siebenzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit. Diese Wunderrebe ist etwa vierzig Jahr alt, und bringt, ein Jahr ins andere gerechnet, an zwei tausend Pfund Trauben. Eine große Seltenheit in diesem Lande, wo die immer gemäßigte feuchte Wärme zwar die Vegetation befördert, aber nicht das Reifen südlicher Früchte. Diese verlangen, wenigstens einige Wochen hindurch, starke Sonnenhitze, und der hier fast immer mit einem leichten Schleier bedeckte Himmel gewährt sie selten oder nie. Im Freien würde diese Rebe nie zu dieser Vollkommenheit gelangt seyn, denn man sieht deren überhaupt in England sehr wenige.

Roehampton. Sion-house. Cheswick.

Quer durch den schönen großen Park von Richmond führt der Weg nach dem, etwa zwei englische Meilen von Richmond-Hill entfernten Roehampton.

Man nennt es ein Dorf, gleich jedem mit Häusern bebauten Fleck, der nicht Stadtgerechtigkeit hat, oder kein Borough ist und Mitglieder ins Parlament erwählt. Daher entstehen dann in England Dörfer, welche mehr schöne, zum Theil prächtige Gebäude aufzuweisen haben, als manche sehr bedeutende Stadt in andern Ländern. Ihr Anblick, im Gegensatz mit ihrer demüthigen Benennung, muß jeden Fremden in Erstaunen setzen, besonders wenn er sein Ideal eines Dorfes aus der Mark, aus Böhmen oder Westphalen mitbrachte. Roehampton ist denn auch solch' ein, fast nur aus schönen Landhäusern und palastähnlichen Villen zusammengesetztes Dorf. Die herrliche Gegend, und die geringe Entfernung von London, machen es zu einem sehr angenehmen Sommeraufenthalte für die reichen Londoner.

Wir besahen hier die Villa des Herrn Goldschmidt, eines reichen jüdischen Banquiers. Das nicht sehr große Haus war gleichsam als eine Musterkarte aller Erfindungen moderner Eleganz zu betrachten, so schön, als es Tischler, Tapezierer und Spiegelfabrikannten nur machen konnten. Nichts fehlte darin, alles war sauber, köst-

lich und bequem im höchsten Grade. Besonders mußten wir eine sehr sinnreiche Erfindung bewundern, mit deren Hülfe das ganze Ameublement eines Zimmers in weniger als zwei Minuten Form und Farbe veränderte. Nur kein einziges Kunstwerk war in dem schönen Hause anzutreffen, ein einziges, recht artiges Gemälde ausgenommen, welches die Kinder des Eigenthümers vorstellt. Die Aussicht auf die herrliche Gegend rings umher, welche der Leser schon aus dem Vorigen kennt, und die wir hier von einer andern Seite erblickten, ist entzückend; die Gärten sind mit Geschmack angelegt, schattig und angenehm.

Ganz nahe neben diesem modernen Tempel des Luxus liegt das ernstere Schloß des Lord Besborough, umgeben von schönen Anlagen. Weniger modern und elegant decorirt, als das Haus des Herrn Goldschmidt, enthält es dafür das, was dort fehlt, einen Schatz von Gemälden und Antiken, bei denen wir nur auf's neue den Mangel an Zeit bedauern konnten. Anderthalb Meilen weiter kommt man zu dem schönen Park von Wimbleton, welcher dem Lord Spencer gehört. So häuft sich alles

Schöne und Reizende auf diesem glücklichen, wenig Meilen im Umkreise beschreibenden Flecke, der wohl allein einer Reise nach London werth wäre.

Am entgegengesetzten Ufer der Themse, den Gärten von Richmond gerade über, liegt Sionhouse, die stattliche Besitzung des Herzogs von Northumberland.

Das große prächtige Schloß ist seines vornehmen und unermeßlich reichen Besitzers würdig. Kolossale, antike Statuen, und eine in Bronze gegossene Copie des sterbenden Fechters, zieren die prächtige Eintrittshalle; der Fußboden derselben ist mit großen Quadern von schwarzem und weißem Marmor getäfelt. An diese Halle stößt ein anderes, von schönen Säulen getragenes Vorzimmer, geschmückt mit sechzehn kostbaren Pilastern von Verde antiko. Die größten Spiegel in England strahlen von den Wänden der übrigen Zimmer, dazwischen Malereien, mehrere Gemälde vorzüglicher Meister, marmorne Büsten und Statuen, Tafeln von antiker, aus den Bädern des Titus hergebrachter Mosaik, kurz alles, was das Auge erfreuen und das Gemüth erheben kann. Die große prächtige Bibliothek erfüllet einen ganzen

Flügel des Schlosses. Die Gärten sind sehr schön, und die Lage himmlisch; alles vereinigt sich, um Sionhouse zu einem der schönsten und merkwürdigsten Landsitze in England zu machen.

In nicht großer Entfernung von Sionhouse, ebenfalls am Ufer der Themse, liegt Cheswick, der reizende Aufenthalt der schönsten Frau ihrer Zeit. Wer kennt nicht den Namen der schönen Herzogin von Devonshire, deren Ruf während des letzten Viertels des vergangenen Jahrhunderts durch halb Europa erscholl? Selten gelingt es der schaffenden Natur, ein Wesen dieser Art hervorzubringen, eine Frau, die mit der vollkommensten Schönheit Grazie und Talente verbindet, welche auch eine gewöhnliche Form schon höchst liebenswürdig machen würden. Die Herzogin war auch jetzt noch immer schön, selbst unter jugendlichen Schönheiten, und wer sie kannte, versicherte: daß sie mit dem flüchtigen Reiz der Jugend wenig verloren habe. Man sprach noch immer mit Entzücken von ihr, nicht nur von ihrer Gestalt, auch von ihrem Geiste, ihrer Liebensdigkeit, ihrer milden Güte, ihrer Wohlthätigkeit gegen Arme.

In Cheswick, diesem ihrem ländlichen Lieblingsaufenthalte, wehte uns überall der Geist entgegen, der diese seltene Frau beseelte, hier sprachen sogar die Wände von ihr.

Das Haus ist nicht groß, ganz im italienischen Geschmacke, nach einer Zeichnung des Palladio erbaut. Wie ein Tempel steht es da, umgeben von schönen hohen Cederbäumen. Blumen und Gesträuche aller Art duften uns entgegen, unter dem von Säulen getragenen Portale.

Nichts Zierlicheres, nichts einfach Schöneres gibt es, als die innere Einrichtung dieses kleinen Feenschlosses. Solide Pracht, wie sie dem Stande und Reichthum der Besitzerin angemessen ist, findet man überall darin, aber nirgends drängt diese Pracht sich vor, nirgends entdeckt man das Bestreben, zu glänzen. Wir fanden keinen reich geschmückten Saal, keine prächtige Vorhalle, aber Kunstwerke der besten italienischen und niederländischen Meister zieren die Wände der gar nicht großen Zimmer.

Cheswick enthält einen Schatz von Gemälden, der selbst in England beträchtlich zu nennen ist, und an der Art, wie wir sie aufgestellt fan-

den, bemerkt man, daß die Eignerin derselben sie nicht blos hatte, sondern sich ihrer auch erfreute. Ein freundlicher Ueberfluß füllet das ganze Haus, fast ist es zu klein für alles Schöne was es enthält; überall stehen antike und moderne Marmor-Büsten, kleine Hand-Bibliotheken, denen man es ansieht, daß sie benutzt werden, kleine Naturalien-Sammlungen, Münz-Kabinette, geschnittene Steine, und doch keine Unordnung, nichts Ueberladenes, alles geschmackvoll und geistreich geordnet, so daß jedem in diesen Zimmern unendlich wohl werden muß. Auch das Schlafzimmer und die Toilette der Herzogin sind so geschmackvoll als einfach decorirt. Hier ist nichts von der orientalischen Pracht zu finden, wie man sie in Paris in den Zimmern von Frauen antrifft, welche in jeder Hinsicht weit hinter der Herzogin von Devonshire zurückstehen, und deren Beschreibung seit manchem lieben langen Jahre in deutschen Journalen und Reisebeschreibungen den deutschen Frauen bis zum Ueberdruß mitgetheilt wurde.

Die zu Cheswick gehörigen Gärten sind, wie das Haus, nicht groß, aber unbeschreiblich reizend. Ueberall hat man auf die herrliche Na-

tur rings umher Rücksicht genommen, und sich wohl gehütet, ihr durch zu viel Kunst in den Weg zu treten.

Staines. Slough. Oatlands.

Wenige Meilen hinter Hampton-Court, etwas entfernter von der Themse, fuhren wir durch den schönen Park von Clermont, alsdann durch das nahe daran gelegene freundliche Städtchen Cobham, nach Painshill. Das Haus von Clermont-Park wird Fremden nicht gezeigt. Seine Außenseite verspricht nichts Außerordentliches. Man lobt sehr dessen innere Einrichtung und die vielen Gemälde und andern Kunstwerke, die es verbirgt.

Die Gärten von Painshill waren die ersten, welche wir vor mehreren Jahren bei einem frühern Aufenthalte in London besuchten. In der Nähe dieser Hauptstadt gibt es keinen Landsitz, dessen Promenaden sie an Größe und Schönheit über-

träfen. Erwartungsvoll, als gingen wir einem alten Freunde entgegen, langten wir an; aber der heutige Tag war ein Tag getäuschter Hoffnungen für uns. Wir wurden nicht eingelassen. Pains-hill war seit kurzem verkauft. Der jetzige Besitzer, ein reicher Londoner Banquier, erlaubte Niemanden mehr den Eintritt in sein mit baaren Guineen bezahltes Paradies. Traurig sahen wir von weitem die schönen Bäume, nach deren Schatten wir uns sehnten, und wandten uns wieder zur Themse, nach dem hart an ihren Ufern erbauten Städtchen Staines, in dessen Nachbarschaft es eben sehr lustig beim Pferderennen herging.

Das frohe bunte Gewühl der Zuschauer ergötzte uns, und zerstreute schnell den Verdruß über unser Mißgeschick in Painshill und Clermont-Park. Er erinnerte uns von neuem auf das lebhafteste an die Jahrmärkte und Kirchmessen, welche in Deutschland von Zeit zu Zeit Dörfern und kleinen Städten Leben und Freude bringen.

Dicht neben dem Gasthofe in Staines führt eine hoch und kühn gewölbte eiserne Brücke

über den Strom. Nicht ganz so groß, als die bei Sunderland, gleicht sie jener aufs genaueste, und verdient allein, daß man die kleine Reise von London hierher macht, besonders wenn man nicht nach Newcastle und Sunderland zu reisen Gelegenheit hat. Leicht und zierlich, wie ein kühner Sprung, wirft sie sich über den Strom, und der Pont aux arts in Paris läßt sich, trotz seiner mit Orangenbäumen garnirten Geländer, auf keine Weise mit diesem schönen, wie von Feenhänden durch die Luft gezogenen Bogen vergleichen.

Von Staines führte uns ein sehr angenehmer Weg durch eine höchst reizende fruchtbare Gegend, fast immer im Angesicht der Themse, über Windsor, nach dem nahe dabei gelegenen Salthill, einem einzelnen Gasthofe, welcher alle Bequemlichkeiten bietet, die man nur wünschen kann. Von London aus werden oft Land-Partien dahin gemacht, besonders von Fremden, die mehrere Tage hier verweilen, um alles das Schöne mit Muße zu genießen, was Windsor und die mannichfaltigen Reize der Gegend rings umher gewähren.

Ganz nahe an Salthill liegt das kleine Dorf Slough, in welchem Doctor Herschel seit mehreren Jahren in einem nicht großen, aber sehr hübschen, vom Könige ihm geschenkten, Hause wohnte. Wir hatten ein Empfehlungsschreiben an unsern berühmten Landsmann. Freundlich empfing er uns, er und seine, ihm an Geist und Ausbildung ähnliche, Schwester. Während diese die Aufsicht über den Himmel mit dem Bruder theilte, machte sie ihm zugleich das Leben auf der Erde so angenehm als möglich, und überhob ihn jeder irdischen Sorge. Fast gleich einander an Jahren, beide ganz demselben hohen Zwecke ergeben, genossen diese seltenen Geschwister in ruhiger, ländlicher Stille hier ein schönes glückliches Daseyn.

Die königliche Familie, unter deren besonderm Schutze sie einzig ihrer Wissenschaft lebten, zeichnete sie auf alle Weise aus, besonders während des Sommeraufenthaltes in Windsor. Die ganze Nachbarschaft, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, ehrten und liebten sie; überall war man ihres Lobes voll, so wie wir nur ihren Namen nannten.

Trotz seines hohen Alters und der von seiner Wissenschaft unzertrennlichen Beschwerden, die in den feuchten kühlen englischen Nächten vielleicht zerstörender sind als irgendwo, erfreute sich Doctor Herschel einer festen, dauerhaften Gesundheit. Im Umgange war er heiter, anspruchslos, und nahm aufs erste Wort für sich ein, so auch seine Schwester. Durch den langen Aufenthalt in England hatten beide ihre Muttersprache verlernt, wenigstens wurde es ihnen schwer, sich geläufig darin auszudrücken; übrigens aber waren sie Deutsche geblieben, und ihr ganzes Wesen trug unverkennbar den Stempel unsrer Nation.

Gefällig und freundlich zeigte uns Herschel seine astronomischen Instrumente. Das große Riesen-Teleskop in seinem Hofe betrachtete er selbst mehr nur als eine Seltenheit, und bediente sich fast immer kleinerer Fernröhre. Er gestand, daß er mit diesen alle seine wichtigen Entdeckungen machte, und daß nicht die Größe der Gläser, sondern unablässige Aufmerksamkeit, Fleiß und Treue in seinen Beobachtungen ihn zu der Höhe brachten, die er erreicht hatte.

Alles, was wir hier sahen, ist in Deutschland

bekannter, als wir, bei unserem Mangel an den dazu gehörigen Kenntnissen, durch unsre Beschreibung es machen könnten. Herschel selbst erschien uns immer das Merkwürdigste unter allen seinen Umgebungen. Nach dem bekannten Sprüchworte lobt zwar das Werk den Meister, aber uns dünkt doch, daß der Meister immer über sein Werk erhaben bleibt.

Doctor Herschel gehörte zu den merkwürdigen Menschen, die ohne äußere Unterstützung, ohne daß ihre Eltern sie durch eine, ihrem Talent angemessene Erziehung auf das Leben vorbereiten konnten, in die Welt treten, arm, freundlos, aber mit festem Willen, hellem Blick und nie zu ermüdendem Muthe bei allen Stürmen des Lebens. Er ward 1738 im Hannöverischen geboren. Sein Vater, ein armer Musiker, mit vielen Kindern, konnte wenig mehr für ihn thun, als daß er ihm, so gut er es vermochte, in seiner eigenen Kunst Unterricht ertheilte. Doch fand der Knabe bald Gelegenheit Französisch zu lernen und glücklicherweise war sein Lehrer auch übrigens ein unterrichteter Mann, der ihm einige logische und mathematische Kenntnisse beibrachte,

die den jungen Geist des lehrbegierigen Schülers unablässig auf das lebhafteste beschäftigten. Während des siebenjährigen Krieges gingen Herschel und sein Vater mit dem Musikchor eines hannöverischen Regiments nach England. Der Vater kehrte nach einiger Zeit mit seinem Regimente zurück ins Vaterland, während der Sohn sich entschloß, in London zu bleiben und dort sein Glück zu versuchen. Aber sein Stern war noch nicht aufgegangen. Verloren in der Menge, übersehen, zurückgestoßen überall, gehörte sein fester Geist dazu, um hier nicht den Muth zu verlieren. Er verließ die glänzende Hauptstadt, die dem schutzlosen unbekannten Fremdling sich so unfreundlich zeigte, und wanderte ins nördliche England. Auch hier irrte er eine Zeit lang von Ort zu Ort, bis endlich in Halifax ihm eine bleibende Stätte ward. Die Stelle eines Organisten war dort eben erledigt, er meldete sich dazu, bestand in den Proben und ward angenommen. Außer den Stunden, welche er seinem Amte widmen mußte, und einigen andern, die er, um Geld zu verdienen, auf musikalischen Unterricht verwendete, gab er alle seine übrige Zeit jetzt dem Sprachstudium

hin. Mit der italienischen Sprache fing er an, dann lernte er mit vieler Anstrengung Latein, in welchem er große Fortschritte machte; das Griechische, was er auch zu studiren anfing, gab er indessen bald wieder auf. Alle diese Studien trieb er für sich allein, ohne fremde Hülfe. Vom Studium der Sprachen schritt er weiter zu noch ernstern Kenntnissen, immer allein und ohne Lehrer. Zuerst erwarb er sich eine vollkommene Uebersicht des ihm zunächst Gelegenen, der Theorie der Harmonie, dann drang er weiter und immer weiter zur Mathematik und allen ihr verwandten Wissenschaften.

So verflossen ihm in Halifax einige von ihm höchst nützlich verwandte Jahre auf das Angenehmste, dann ward er, ebenfalls als Organist, nach Bath berufen. Hier fand er mehr Arbeit in seinem einmal erwählten Stande, er mußte in den Assemblée-Sälen spielen, in Concerten, im Theater, aber alles dieses hinderte ihn nicht, in seinem eigenthümlichen Berufe fortzufahren. Trotz der überhäuften Arbeit, trotz der Lockungen zu einem zerstreuten Leben in der glänzenden Außenwelt, die ihn umgab, blieb er seinem Genius

treu, und verwachte viele Nächte bei den abstraktesten Gegenständen.

Astronomie und Optik beschäftigten ihn jetzt fast ausschließend. Mit unbeschreiblichem Vergnügen betrachtete er den gestirnten Himmel durch ein von einem Freunde geliehenes Teleskop. Unwiderstehlich erwachte in ihm der Wunsch, einen ganzen astronomischen Apparat zu besitzen. Unbekannt mit den dazu erforderlichen Kosten, schrieb er einem seiner Londoner Bekannten: er möge ihm für's erste ein größeres Teleskop aus der Hauptstadt schicken. Dieser, verwundert über den dafür geforderten Preis, wagte den Einkauf nicht, ohne Herschel vorher davon zu benachrichtigen. Auch dieser erschrak nicht wenig darüber, denn die verlangte Summe schien ihm unerschwinglich. Statt sich aber dadurch niederschlagen zu lassen, faßte er jetzt den kühnen Entschluß, selbst ein solches Instrument, wie er es sich wünschte, zu verfertigen. Nach unendlichen fehlgeschlagenen Versuchen mit den schlechtesten Hülfsmitteln, immer angefeuert durch seinen strebenden Geist, gelang es ihm endlich im Jahr 1774 den Himmel durch einen, von ihm selbst

verfertigten, fünffüßigen Newtonschen Reflector zu betrachten. Jetzt strebte er weiter und immer weiter, verfertigte Instrumente von einer zuvor nie gesehenen Größe, und hielt doch fest bei seinem einmal angenommenen Berufe. Oft eilte er aus dem Theater, aus den glänzenden Concert-Sälen, während der Pausen, hinaus ins Freie, zu seinen Sternen und kehrte dann zur rechten Zeit zurück zum Notenpulte.

Von dieser Zeit an datiren sich seine weltbekannten astronomischen Entdeckungen. Herschel ward berühmt und zuletzt drang sein Ruf bis zum Könige. Im Jahr 1782 nahm ihn dieser ganz unter seinen Schutz, befreite ihn von seinen beschwerlichen Berufsarbeiten, gab ihm eine lebenslängliche Pension, und räumte ihm die Wohnung in Slough ein, wo wir so glücklich waren, den ehrenwerthen Mann persönlich kennen zu lernen, und von wo aus er, bis an seinen, vor einigen Jahren erfolgten Tod, die Geheimnisse der Sphären belauschte.

Von Slough nahmen wir unsern Weg über Oatlands zurück nach London. Diese einsame ländliche Wohnung der seitdem auch verstorbnen

Prinzessin Friederike von Preußen, Gemahlin des Herzogs von York, liegt in geringer Entfernung von den Ufern der Themse, fast am äußersten Ende des schönen Thals, welches der Blick von Richmonds Hügel aus beherrscht. Hier wohnte diese Fürstin, die Tochter Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten, als Kind schon der Liebling ihres großen Oheims, beinahe das ganze Jahr hindurch in klösterlicher Eingezogenheit, umgeben von wenigen Damen. Selten nur kam der Herzog mit einigen Freunden nach Oatlands und brachte Abwechselung in ihr einförmiges Leben. Ihre Hauptbeschäftigung waren wunderschöne Stickereien, an welchen sie mit ihren Damen bis tief in die Nacht arbeitete. Wenn der Morgen dämmerte, ging sie gewöhnlich erst zur Ruhe, und stand auf, wenn die Sonne wieder zu sinken begann.

Der böse Genius, der uns vom Anfange dieser kleinen Reise begleitete und uns so manche Erwartung vereitelte, schien uns auch hier noch nicht verlassen zu wollen. Wir waren leider wieder nicht an dem Tage dort, an welchem Fremden der Eintritt erlaubt wird, und hätten durchaus

an einem Sonntage kommen sollen, versicherte uns eine alte ziemlich grämliche korpulente Dame, die Frau des Castellans. Neben ihr stand ihr eben so wohlbeleibter und verdrüßlicher Berliner Mops und wies uns knurrend die weißen Zähne. Trotz dieser trüben Aspekten versuchten wir unsre Redekünste und glücklicherweise nicht ohne Wirkung. Wir stellten ihr vor, wie wir ausdrücklich aus Deutschland übers Meer hierher gekommen wären, um unsern Landsleuten hernach sagen zu können, wie es in der Wohnung unsrer Prinzessin aussähe, und wie es ihr erginge? Dies rührte das Herz der alten Dame, zusehends wurde sie freundlicher, der knurrende Mops ward auf sein Kissen verwiesen, sie schrieb ein Billet an Madame Silvester, eine deutsche Favorite der Herzogin, und machte zuletzt noch eine große Toilette, um uns selbst ins Schloß zu begleiten. Langsam wedelnd watschelte jetzt der Mops gesellig neben uns her.

In dieser Begleitung durchwanderten wir zuerst einen schönen großen Park, dann traten wir in einen Blumengarten, voll der schönsten und seltensten Pflanzen. Eine Menge großer und kleiner,

lang und kurz geschwänzter Affen trieb darin ihr lustiges Wesen. Die Herzogin liebte diese und alle Thiere, welche sich zur häuslichen Geselligkeit erziehen lassen. Fremde und einheimische Vögel, Papageien, Hunde aller Art fanden wir in großer Anzahl überall in und um ihre Wohnung.

Die größte Zierde des nicht groß, nicht prächtig, sondern ganz einfach und fast bürgerlich eingerichteten Schlosses waren die künstlichen Stikkereien der Fürstin und ihrer Damen. Die Spaziergänge fanden wir sehr angenehm; sehenswürdig allein eine schöne, mit seltenen Versteinerungen und Fossilien aus Derbyshire etwas fantastisch verzierte Grotte, die ein marmornes Bad enthält. Rund um sie her lagen die mit Inschriften versehenen Gräber der verstorbenen Lieblingshunde und Affen der Fürstin. Diese erinnerte uns lebhaft an den Kirchhof, welchen Friedrich der Große in Sans-Souci für seine vierbeinigen Freunde einrichtete, und in dessen Mitte er einst, in einer trüben Stunde, sein eignes Grab bereiten ließ.

Chelsea. Hampstead. Highgate.

Außer diesen, von London aus höchstens in drei Stunden zu erreichenden, Orten gibt es auch mehrere ganz nah gelegene, in deren Tavernen, Kaffeehäusern und Theegärten die lebenslustigen Bürger Londons sich eben sowohl einen guten Tag machen könnten, als die Wiener in ihrem Prater, oder die glücklichen sorglosen Bewohner der deutschen freien Städte in ihren benachbarten Lustörtern. Hätten nur die armen Londoner Zeit, sich vom ewigen Einerlei ihrer mühseligen Werktage zu erholen; gehörte nicht bei der großen Theurung in diesem Lande, wo kaum die Luft steuerfrei blieb, die unerhörteste Anstrengung aller Lebenskräfte dazu, um nur das unumgänglich Nothwendige herbeizuschaffen, und ginge nicht in dem ewigen Drängen und Streben und Treiben und Sparen, selbst die Fähigkeit zum Genusse bei der, blos von ihrer Arbeit lebenden Klasse, endlich zu Grunde! Trotz allem diesem reißt sich doch jeder wenigstens ein oder zwei Mal im Jahre von seinem

Joche los, und eilt ins Freie, um mit den Seinen, unter grünen Bäumen, in einer schönen Gegend, reinere Luft zu athmen, und hinterher Monate lang von der Erinnerung zu zehren. Diese seltenen Ergötzlichkeiten der Einzelnen sind bei der großen Volksmenge der Hauptstadt hinreichend, um den zunächst liegenden Oertern eine große Lebendigkeit zu geben. Wir wollen dem Leser nur wenige dieser Plätze gleichsam im Vorübergehen nennen.

Zuerst Chelsea, der zunächst liegende, nur eine englische Meile von der Hauptstadt entfernte Ort. Der Weg dahin führt ewig durch Straßen, zwischen Häusern hin, so daß man es nicht merkt, man befinde sich außer der Stadt. Außer den nothwendigen Ergötzlichkeits-Plätzen sind hier noch manche Merkwürdigkeiten; besonders das Hospital, und ein der Londoner Apotheker-Innung gehörender, sehr wohl eingerichteter botanischer Garten.

Nichts Seligeres in der Welt, als ein Londoner Cockney,*) der hier mit leiblichen Augen

---

*) Cockney nennt man vor allen die Bewohner der City, die innerhalb des Schalles der

den Kaffee und Thee auf Bäumen und Sträuchen wachsen sieht, und das Rohr bewundert, aus welchem der Zucker gemacht wird, welcher Tag täglich durch seine fleißigen Hände geht und ihm zu leben gibt.

Das Hospital für Soldaten in Chelsea, obgleich weniger groß und prächtig als das von Greenwich für die Marine, ist dennoch der großen Nation würdig, die hier fünf hundert ausgediente Krieger verpflegt und ernährt, während sie noch zehn tausend Andern, die in diesem Gebäude nicht Platz fanden, eine Pension gibt. Außer diesen werden noch fünf hundert verwaisete

---

Glocken von Bow=church, einer Kirche mitten in derselben, geboren sind, und da sie vielleicht nur drei= oder viermal in ihrem Leben ins Freie kommen, nichts kennen, als ihren Laden und ihre Straße. Ein Vater aus diesem Quartier ritt einmal mit seinem Sohne nach Barnet. Das Pferd wiehert. Vater, was macht das Pferd? frug der Sohn. It neighs, es wiehert, antwortet der weise Papa. Nicht lange darauf krähet ein Hahn. Vater, rief der gelehrige Sohn: der Hahn wiehert auch, The Cock neighs too; seitdem hießen diese guten Leute Cockneighs.

Knaben, Söhne von verdienten armen Offizieren und Soldaten, in einem neuerdings erbauten, zu Chelsea gehörigen Local verpflegt und erzogen. Das Hospital ward nach einem Plane des Sir Christopher Wren groß und zweckmäßig erbaut. Die innere Einrichtung desselben, die Verpflegungs- und Ernährungsweise der invaliden Krieger gleicht der von Greenwich. Es umschließt mehrere Höfe und enthält, außer den nothwendigen Sälen und Zimmern, noch eine sehr große Halle, welche zum Speisezimmer dient, und eine einfache geräumige Kapelle zum Gottesdienst. Die große Hauptfaçade breitet sich längs dem Ufer der Themse stattlich aus; sie besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln mit drei schönen Portalen. Die zweite, nach Hydepark ausgehende, Façade ist weniger reich verziert. Vor ihr liegt ein, von einer Balustrade eingeschlossener geräumiger, mit Bäumen bepflanzter Vorhof. Die zu dem Hospitale gehörigen Gärten sind groß, aber altväterisch, steif und geschmacklos. Besonders kleinlich nehmen sich in demselben, Angesichts der majestätischen Themse, ein Paar Kanäle aus.

Das schöne, vier Meilen von London auf einer beträchtlichen Anhöhe gelegene Dorf Hampstead, gewährt eine der angenehmsten Exkursionen in der Nähe der Hauptstadt. Viele Hundert Einwohner derselben kommen in ihrem Leben nicht über Hampstead hinaus; für sie ist es im eigentlichsten Sinne das Ende der Welt.

Von seinem Hügel übersieht man das ganze herrliche, von der Themse durchströmte Land, das Schloß von Windsor, die Höhen von Surry und Kent; tief blickt man hinein in Buckingham, Bedford und Northamptonshire. Die reiche Aussicht auf unzählige Dörfer und Städte, unter welchen die große Hauptstadt mit ihren Thürmen und dem herrlichen Dom von St. Paul wie eine Königin thront, auf den mit Masten besäeten Hafen, auf das schöne, von sanften wellenartigen Hügeln durchschnittene fruchtbare Land, steht zwar an Reiz und Anmuth hinter Richmond-hill zurück, hat aber dafür den Vorzug, daß sie einen viel weitern Umkreis beherrscht, und muß Jeden entzücken, der sie zum ersten Male und bei heiterem Wetter erblickt.

Außer Caenwood, dem Sitz des Lord Mans-

field, liegen wenige oder keine großen Besitzungen der Reichen und Vornehmen des Reichs in der Nähe von Hampstead. Die Entfernung von London ist für sie zu klein: dafür aber enthält der Ort selbst eine Menge der zierlichsten kleinen Landhäuser.

Viele wohlhabende Familien, die sich zu Londons Bewohnern rechnen, haben dort nur ein Absteigequartier, einige Zimmer, in welchen sie ihre Geschäfte betreiben, und wohnen eigentlich in Hampstead. Reiche Londoner Kaufleute beziehen hier Sommerwohnungen; andere, die sich mit dem sinkenden Abend ihres Lebens von Geschäften losmachten, wohnen ganz hier, so daß auch in geselliger Hinsicht Hampstead viele Annehmlichkeiten darbietet.

In gleicher Entfernung von der Hauptstadt, ebenfalls auf einem Hügel und nicht gar weit von Hampstead, liegt Highgate. Aussicht und Ort sind weniger schön, ausgebreitet und groß, als zu Hampstead. Eine der befahrensten Landstraßen führt hindurch. Dies ist der Grund, warum es weniger von der eleganten, vornehmeren Classe der Londoner Bürger besucht

und bewohnt wird, obgleich die mittlere Classe fleißig hinwallfahrtet, und es sich in den vielen guten Gasthöfen des Orts wohl seyn läßt.

Die Engländer hassen bei ihren Landhäusern das von einer Poststraße unzertrennliche Geräusch, sie haben dessen in der Stadt genug. Auf dem Lande suchen sie Ruhe und Stille, und bauen ihre Häuser gern so weit als möglich von der hohen Straße entfernt, zwischen Gärten und Feldern hin. Hierin weichen sie ab, von den ihnen in mancher andern Hinsicht so nahe verwandten Bewohnern des nördlichen Deutschlands, welchen die Passage einer befahrnen Landstraße oft lieber ist als die schönste Aussicht; ja die sich ordentlich des Abends dazu hinsetzen, um Staub und Lärm recht zu genießen, und in deren Gärten man oft dicht an der Landstraße erbaute Einsiedeleien erblickt.

Wandstead-House.

Alle Orte, die wir bis jetzt nannten, liegen in der Grafschaft Middlesex, von der Hauptstadt gegen Westen und Süden zu, in einem Umkreise von zwei und zwanzig englischen Meilen. Dort schuf schon die Natur das Land zum Garten, und ihrem Winke folgend, reiht sich ein schöner Landsitz an den andern.

Nicht so ist es, der Stadt gegen Osten zu, in der Grafschaft Essex. In dieser flachen niedrigen und sumpfigen Gegend gibt es wenig Landsitze, und wir kennen nur einen, welcher Erwähnung verdient, Wandstead-House.

Diese ehemalige Besitzung des Lord Tilney wurde während der Zeiten der Emigration vom Prinzen Condé bewohnt, und der dazu gehörige Park zeichnet sich durch nichts aus, als durch einige Alleen hoher schattiger Bäume; dennoch wird er der Nähe wegen von den Bewohnern der City fleißig besucht. Das Schloß ist groß, in einem edlen Styl erbaut; nur die schwerfällige hohe

Doppeltreppe, mit ihren unzähligen Schnörkeln, Balustraden und Vasen entstellt die Vorderseite. Sehr schön ist die große, durch eine Kuppel erleuchtete, mit Abgüssen der berühmtesten Antiken geschmückte Eintrittshalle. Die nicht modern, aber dennoch reich meublirten Zimmer enthalten eine Menge guter Gemälde, antike und moderne Marmorbüsten, Vasen und Basreliefs.

Als wir, Vieles bewundernd, durch die lange Reihe der Säle hinwandelten, klagte die uns herumführende Haushälterin recht schmerzlich, daß die Prinzessin von Condé mit dieser schönen Wohnung dennoch nicht zufrieden wäre, und immer behaupte, die Hunde ihres Vaters hätten ehemals besser gewohnt. Trotz dem Uebermuth, der in dieser übelangebrachten Behauptung sich aussprach, hatte die Dame indessen so unrecht nicht; und wer in frühern Zeiten das während der Revolution zerstörte Chantilly sah, wird sich noch der Hundeställe erinnern, die dem Schlosse gegenüber, groß und prächtig, einem königlichen Palaste gleich, die reich geschmückte Façade ausbreiteten.

Der schon bejahrte Prinz von Condé führte in Wandstead-House seine gewohnte Lebensweise fort, so gut es die Umstände erlaubten. Viele, zum Theil mit ihm zugleich emigrirte, Anhänger und Freunde bildeten einen kleinen Hof um ihn her; strenge bewahrten sie die alte Sitte und Etikette, in der sie ihr Leben hingebracht hatten, und die nun, mit ihrer ganzen Existenz gleichsam wie verwachsen, die eigentliche Seele ihres Daseyns geworden war. Ganz im Costüme des Hofes unter Ludwig dem Sechszehnten sahen wir sie, den Hut unterm Arm, auf einem großen grünen Platze vor dem Schlosse herumspazieren und des Augenblicks harren, wo es ihnen erlaubt wurde, beim Lever des Prinzen zu erscheinen. Es war ein wunderlicher Anblick, hier auf diesem sonst feindlichen Boden gleichsam die alte Zeit in der Verbannung herumwandeln zu sehen, und alle diese, zum Theil zu früh ergrauten Höflinge konnten in ihrem ganzen Wesen als Repräsentanten derselben dienen.

Westindische Docks. Knowles, Landsitz des Herzogs von Dorset.

Die nördlichen Ufer der Themse in der Grafschaft Kent, sind nahe bei London mit unzähligen Magazinen, Schiffswerften, und andern dem Seehandel unentbehrlichen Gebäuden bedeckt. Hier auf der befahrensten Straße zum „Markte der Welt" ist alles der rastlosesten Thätigkeit geweiht, und die ländlichen Freuden fliehen von selbst diesen ewigen Lärm, wo der Amboß und der laute Ruf einer zahllosen Menge arbeitender Menschen unaufhörlich ertönt.

Nahe an der Stadt erblickt man ein Riesenwerk unsrer Tage: die dem westindischen Handel gewidmeten Docks. Eine Gesellschaft Londoner Kaufleute erbaute sie vor nicht gar langer Zeit. Sie kosteten die ungeheure Summe von sechs mal hundert tausend Pfund Sterling. Eine Abgabe von den hier abzuladenden Waaren entschädigt die Unternehmer für ihre Auslage vollkommen, denn alle Westindienfahrer müssen in die-

sem durch Kunst hervorgebrachten Hafen, ihre Waaren ein- und ausladen. Er besteht aus zwei ungeheuren Bassins, von welchen das kleinere blos zum Laden dient, das größere zwei bis drei hundert große Schiffe beherbergen kann, die darin sicher und bequem unter Schloß und Riegel liegen.

Man kann sich den imposanten Anblick des Ganzen kaum vorstellen. Schöne breite Quai's, belebt von allem Gewühl des Seehandels, umgeben die mit Schiffen bedeckten Bassins. Einer Reihe Paläste gleich, stehen die großen prächtigen Magazine den Quai's entlang; kein Fleck ist unbenutzt, und, troß der Größe des Ganzen, scheint es oft noch an Raum zu fehlen. Diese Einrichtung gewährt dem Handel nicht zu berechnende Vortheile; denn die mit den kostbarsten Waaren beladenen Schiffe liegen hier gesichert gegen allen Diebstahl, in einem ganz abgesonderten Raume, geschieden von den übrigen Fahrzeugen, welche den Hafen überfüllen. Da die Westindienfahrer gewöhnlich in großen Flotten zugleich anlangen, so entstand bei ihrer Ankunft sonst immer eine gewaltige Verwirrung, ein fürchterliches, unendlichen Schaden und Verlust mit sich bringendes

Gedränge auf dem Strome. Dem ist nun vorgebeugt, und alles geht mit Ruhe und Ordnung von Statten.

Den prächtigen Docks gegenüber breitet sich das stattliche Greenwich aus, und man braucht nur in einem der immer bereit liegenden Böte quer über die Themse zu schiffen, so ist man in diesem der Ruhe gewidmeten Asyl; nur einige Schritte weiter in dem schönen Park von Greenwich, und die friedlichste Stille umgibt uns, kein Laut von jenem unruhigen Treiben der Geld erwerbenden Menge tönt mehr herüber.

Hinter dem Park erstreckt sich die nicht große, aber als der Haupttummelplatz englischer Straßenräuber berüchtigte Haide von Blackheath, welche jedoch in üblerem Rufe steht, als sie es verdient. Im Ganzen scheint die Zahl jener Unholde in England ziemlich abgenommen zu haben, und manche Mordgeschichte, die man in den englischen Blättern lies't, wurde nur ersonnen, um den Platz zu füllen, oder den übrigen, oft faden Inhalt der Neuigkeiten pikanter zu machen.

Von Blackheath aus machten wir eine kleine Lustreise durch einen andern Theil der Graf-

schaft Kent, als der war, welchen wir auf der Reise von Dover nach London sahen.

Gleich Anfangs erfreute uns, wenige Meilen von London, eine in ihrer Art einzige, wunderherrliche Aussicht. Wir sahen die mächtige Stadt, ihre unzähligen Thürme und den Dom von St. Paul ausgebreitet da liegen am Ufer des Stroms, der, bedeckt mit Masten, wirklich im strengsten Sinne des Worts, wie ein seiner Zweige beraubter Wald sich zeigte. Gerade vor uns lag Greenwich, zur linken Hand die nicht unbeträchtliche, fast einzig dem Schiffsbau gewidmete, Stadt Deptford mit ihrem Hafen, ihren Docks, ihren gewühlvollen Schiffswerften, rechts die ihr ähnliche Stadt Woolwich, in welcher sich das ungeheure Arsenal der englischen Seemacht, nebst vielen dazu gehörigen Schmieden, Magazinen und Fabriken befindet. Das sanfthügelige Land rings umher, belebt durch unzählige Dörfer, trägt ganz den englischen Charakter; alles ist grün, fruchtbar, angebaut, und geschmückt mit einzelnen Gruppen ehrwürdiger Eichen und Buchen.

Manchen schönen Park mit seiner Villa, manche reizende ländliche Wohnung sahen wir im

Vorbeifahren, bis zu dem vierzehn Meilen von London entlegenen Landstädtchen Bromley. Hier drängen sich indessen die Landsitze nicht so an einander, als in der Gegend um Richmond herum, denn es fehlen die höhern Reize, die dort der alles belebende Strom gewährt, und überhaupt mangelt es der Grafschaft Kent an Gewässern.

Nahe bei Bromley besuchten wir einen alten Freund, den wir vor mehrern Jahren in einem kleinen Hause der City, als einen mittelmäßig wohlhabenden Kaufmann in seinem Comtoir verließen, und hier als den reichen Besitzer von Tunbridge-Park wiederfanden. Ein schöner Park, angenehme Gärten und Spaziergänge umgeben die elegante, von unserm Freunde ganz im italienischen Geschmacke erbaute Villa. Der Tempel der Ceres nahe bei Rom diente der Hauptfaçade zum Modell.

Wenige Meilen weiter, nahe beim Städtchen Sevenoaks, liegt Knowles, der uralte Sitz des Herzogs von Dorset. Bis hierher behält die Gegend denselben Charakter, hügelig, grün, angebaut wie ein Garten.

Das durch sein Alter ehrwürdige Schloß liegt mitten in einem weitläuftigen Parke, dessen himmelanstrebende Eichen vielleicht schon vor seiner Erbauung da standen. Es ist ein düsteres weitläuftiges Gebäude, dessen innere Einrichtung aus einem wunderlichen Gemisch von Altem und Neuem besteht. Einige Zimmer sind ganz modern möblirt, andre, wie sie vor ein Paar hundert Jahren es waren; die übrigen, gerade die am meisten bewohnt zu werden schienen, enthalten Altes und Neues durch einander gemischt, und nehmen sich eben nicht zum besten aus.

Besonders merkwürdig für den Forscher nach alter Sitte sind zwei Zimmer; das erste steht noch da, wie König Jacob der Erste es verließ, der einmal eine Nacht darin zubrachte. In dem hohen geschnitzten Bette könnten wenigstens sechs Personen bequem Platz finden; an den Spiegeln ist mehr Schnitzwerk als Glas, und die zentnerschweren Lehnstühle sind mit kleinen Treppen zum Hinaufsteigen versehen.

Das andere Zimmer, dessen Einrichtung aus derselben Zeit stammt, ist ein kostbares Denkmal der damaligen soliden Pracht. Die aus Gold

und Silber gewirkten Gardinen des Bettes, welches allein zwanzig tausend Pfund Sterling gekostet hat, scheinen ihre Entstehung eher dem Amboß und Hammer, als dem Weberstuhle zu verdanken, so massiv sind sie, und die mit einer zolldicken künstlichen goldnen Stickerei über und über verzierte Decke desselben würde jeden, der darunter schlafen wollte, durch ihre Schwere erdrücken. Eine silberne Toilette von schöner alter getriebener Arbeit, ein großer silberner Tisch und ein geschnitzter Schrank, groß wie ein Haus in den Hochlanden, über und über besetzt mit silbernen Prunkvasen, machen das Ameublement vollständig.

Viele andre Zimmer enthalten eine Menge guter alter Gemälde. Besonders merkwürdig in dieser Hinsicht, ist eine lange Gallerie voll Familien-Porträts, und Bildnisse ausgezeichneter Menschen früherer Zeit. Manche wunderliche Karrikatur, aber auch mancher vortrefflich gemalte Kopf, blickte hier von den Wänden auf uns herab. Zu den letztern gehört besonders ein sehr charakteristisches Porträt Cromwells, nächstdem Luthers, dessen bleichen Freundes Melanchthons, und Eras-

mus, gemalt von Lucas Cranach. Die Porträts fast aller bekannten und berühmten Gelehrten und Dichter Englands, füllen ein besonderes Cabinet.

Weiter hin, hinter Knowles, erhebt sich die Gegend allmählich; höhere Berge gewähren dem Reisenden manche schöne Aussicht; bald zeigen wunderbar gestaltete Felsen ihre kahlen Scheitel; weiter blickt man hinab in die tiefen Schluchten eines sehr pittoresken Steinbruchs; dann zeigt sich die schöne Ruine eines uralten Schlosses hoch auf einem Berge, der drohend auf das an seinem Fuße liegende Städtchen Tunbridge hinabschaut. So geht es fort bis zu dem, einige Meilen weiter hin gelegenen freundlichen Badeorte, Tunbridge-Wells.

Dieser wird sehr häufig besucht, da er nur sechs und dreißig Meilen von der Hauptstadt entfernt ist, und man den Weg dahin in wenigen Stunden zurück legt. Wir würden indessen die Gränzen der nächsten Umgebungen Londons überschreiten, wenn wir uns auf dessen nähere Beschreibung hier einließen; auch zeichnet er sich

weder durch seine innere Einrichtung, noch durch seine Lage vor andern ähnlichen Oertern aus. Tunbridge sey also der Scheidepunkt, wo wir dem Leser, der uns freundlich bisher begleitete, ein dankbares Lebewohl sagen.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Johanna, 1766-1838

Sämmtliche Schriften

Bd.: 16

Leipzig [u.a.] 1830

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4540(15/16

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091793-7